

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben

— von der —

Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin
und anderen Staaten.

Redigiert von der Fakultät des Ev.-Luth. Seminars
zu Chienerville, Wis.

Motto: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede
so seid ihr meine rechten Jünger, und
werdet die Wahrheit erkennen, und die
Wahrheit wird euch frei machen.“

Joh. 8. 31. 32.

Preis per Jahrgang \$1.50.

Jahrgang 31.

1934.

Inhaltsverzeichnis zum 31. Jahrgang.

Abhandlungen.	Seite
Die Dede Moses. Aug. Pieper.....	1
The Social Gospel. Aug. F. Zich.....	18
Die Entstehung des Pietismus und die lutherische Kirche, M. Leh- ninger	31
Hitler und die protestantische Kirche Deutschlands. Aug. Pieper 45, 270	
Lebensbild St. Pauli. G. A. Dettmann.....	52, 128, 207, 279
„Die Herrlichkeit des Herrn.“ Aug. Pieper.....	81
The Future of the Lutheran Church. Aug. F. Zich.....	93
Feststellbare Daten zur Offenbarung Johannis. Theo. Hansen	102, 183, 245
„Simon Johanna, hast du mich lieb?“ Aug. Pieper.....	161
Die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche. Aug. Pieper 168	
Von der Vermenschlichung der Liebe Gottes. Aug. Pieper.....	225
Rede zur Eröffnung der Synodalkonferenz. L. Fürbringer.....	233
Das Königtum Christi. Joh. P. Meyer.....	238
Etwas über das neue Deutschland. W. Esch.....	264
 Kirchengeschichtliche Notizen.	
Rede des deutschen Botschafters, Dr. Hans Luther.....	61
Tartarennachricht oder wahr?.....	66
„Woher nehmen wir deutsche Pastoren?“.....	67
The Open Bible.....	68
Der Heilige Geist im Erziehungswerk.....	69
„Massenflucht aus der weltlichen Schule“.....	71
“The School Question”.....	71
Sad, if true.....	72
Die Hagia Sophia als Museum.....	73
Organic Union of Presbyterians.....	141
China ändert seine Stellung zum Religionsunterricht.....	142
Die Augustana „ein alter Schmöcker“.....	143
Bitte von Laien um einen klaren Ton derposaune.....	144
† Bischof Theophilus Meyer †.....	217
Zur kirchlichen Lage in Deutschland.....	217
“Back to Luther”.....	217
Gott, Geschichte, Buße.....	219
Renewed Interest in Parochial Schools.....	292
Religionsunterricht in China.....	292
† Dr. A. L. Robertson †.....	293
Der neue Dienststeid in der neuen Kirche Deutschlands.....	293

A. Besprechungen.

Commentary on St. Paul's Epistle to the Galatians. Martin Luthier	74
The Bondage of the Will. Martin Luther.....	74
Spurgeon's Gems. Rev. C. H. Spurgeon.....	74
Barbed Arrows. Rev. C. H. Spurgeon.....	75
The Facts and Mysteries of the Christian Faith. Albertus Pieters, D. D.....	75
Confirmation Sermons. Harold L. Yochum.....	77
Christian Stewardship and its Modern Implication. Rev. Paul Lindemann	78
Outlines for Mission Lectures. Prof. E. J. Friedrich.....	78
The Interpretations of St. Mark's and St. Luke's Gospels. R. C. H. Lenski.....	145
The Oxford Group Movement (Buchmanism). G. C. Gast, D. D.....	149
The Confirmation Class of 1870. Ann Stellhorn.....	149
Pro Ecclesia Lutherana.....	149
Disputed Doctrines. C. H. Little, D. D.....	155
Music Reader for Lutheran Schools. J. Grundmann.....	158
Accompaniments for Songs. B. Schumacher.....	158
Songs and Prayers. F. C. Streufert.....	158
The New Testament in the Light of a Believer's Research.....	159
Excavating Kirjath-Sepher's Ten Cities, Melvin Grove Kyle.....	159
Why Not Episcopal? Wm. Dallmann, D. D.....	221
The Martyrs of Salzburg. Wm. Dallmann, D. D.....	221
The Story of the German Bible. P. E. Kretzmann.....	221
Statistical Yearbook of Synod of Missouri for 1933.....	222
A Century of Lutheranism in Michigan. Eugene Poppen.....	222
Einleitung in das Alte Testament. Lic. Wilhelm Möller.....	223
Luther's German Bible. M. Reu.....	296
New Analytical Indexed Bible.....	297
The Teachers' Guide to International S. S. Lessons. James R. Kaye	298
The Justification of the Sinner before God. Translation of Dr. Ed. Preuss' German work by Rev. Julius A. Friedrich.....	301
The Christ of the Indian Road. E. Stanley Jones, and the Report of 17th Convention of the Norwegian Lutheran Synod.....	301
The Individual and Society. Alfred Th. Jorgensen.....	303
The Motion-Picture Menace. Prof. Theo. Graebner.....	303
Devotions for Lutheran Schools. Wm. A. Kramer.....	303

B. Kurze Anzeigen.	Seite
Mixed Marriages. J. Lambertus.....	78
Why Lutherans Do Not Participate in Union Services. J. W. Schillinger	78
Graded Memory Course.....	80
Permanent Record	80
Trials and Trails. H. A. Schroeder.....	80
Children's Christmas Programs.....	80
Kalender für 1934	80
Central Illinois District Report, of Synod of Missouri. 1933.....	159
Einleitung in das Alte Testament, Vorangeige. Lic. Wilhelm Möller	160
Year Book of the 42nd International Convention of Walther League. 1934	304
The Blessed Birth. Christmas Cantata.....	304



Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 31.

Januar 1934.

No. 1.

Die Decke Moses,

ein Zwischenstück in der Geschichte der „Herrlichkeit des Herrn“,
Exod. 34, 29–35 und 2. Kor. 3, 7. 11–18.

Wir haben bisher aus einer Reihe von Texten auf die verschiedenen *G e s t a l t e n*, in welchen die Herrlichkeit des Herrn dem Volk Israel erschien, hingewiesen und die *B e d e u t u n g* derselben, besonders aus Exod. 33 und 34, zu zeigen versucht. In dieser Stelle fanden wir sie in des Herrn eigener Predigt, in jenen wunderbaren Worten von 34, 6. 7, „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig usw.“ voll ausgedeutet. Der Ewige, Allmächtige und Majestätische ist lauter Gnade und nichts als Gnade, auch wenn er gebietet und droht, zürnt und heimsucht, richtet und straft.

Die *G. d. G.* war ein alttestamentliches Gegenbild des neutestamentlichen sichtbaren Ebenbildes des unsichtbaren Gottes, in welchem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, Kol. 1, 15; 2, 9. In Joh. 14 bezeugt der Herr dem verwirrten Jünger: „Philippe, wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Dieser Jesus Christus ist das Geheimnis der Gottseligkeit: Gott geoffenbart im Fleisch, ist das ewige Wort, das — Fleisch geworden — „alles zu ihm selbst verjöhnt hat durch das Blut an seinem Kreuz“, Kol. 1, 20. In ihm ist die heilsame Gnade, die Gnade und Wahrheit, die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsers Heilandes erschienen, Tit. 2, 11; 3. 4. Der Apostel Paulus drückt das 2. Kor. 5, 19 auch so aus: „Denn Gott war in Christo und verjöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu.“ Dies Geheimnis der Gottseligkeit, ihn, Jesum Christum, den fleischge-

wordenen sichtbaren Gott, die sichtbar, tastbar (1. Joh. 1, 1) gewordene Gnade sollte die alttestamentliche sichtbare S. d. S. dem erwählten Gottesvolk im voraus abschatten.

Aber auch deren göttliche Majestät und unverletzliche Heiligkeit. Es ist die Gnade, welche ebenso unwandelbare Gesetze proklamiert und wandelbare Vorschriften macht, wie sie Geist und Kraft zum Tun darreicht, welche ebenso zürnt, straft oder verwirft, wie sie Sünde tilgt und Schuld vergibt. Es ist die Gnade, welche es in ihrer Majestät macht, wie sie will, beide mit den Kräften im Himmel und denen, so auf Erden wohnen, — die ebenso frei waltet und wählt, wie sie in ihrer Unendlichkeit alles bis auf den Wurm im Staube umfaßt und Leben und Odem allen Menschen allenthalben gibt.

So war es auch die Gnade, welche Israel unter Mose in einen besonderen in allen Einzelheiten gesetzlich bestimmten und zeitlich begrenzten Erziehungsbund aufnahm, während sie alle anderen Völker temporär ihre eigenen Wege wandeln ließ, Akt. 14, 16, wie es auch die Gnade war, die zu der Fülle der Zeit den Bund mit Israel zerbrach, um das von diesem verachtete Heil allen Völkern der Erde — einem jeglichen zu der ihm bestimmten Zeit — darzubieten.

In diesen Gedankengang reiht sich ein mit der Erzählung von der Erscheinung der S. d. S. verbundenes Vorkommnis ein, das wie eine nebenbei liegende, an sich recht interessante, aber wenig bedeutungsvolle Episode erscheint und deshalb auch wenig beachtet und vielfach nicht recht durchdacht und verstanden wird. Daß sie aber für die Erkenntnis des über Israel waltenden Rats Gottes nicht ohne Bedeutung ist, geht aus der Tatsache hervor, daß Paulus sie in 2. Kor. 3 wieder aufnimmt und die Verstockung eines Teils der Juden seiner Zeit (die er in Röm. 11 als Israels „Fall“, „Schade“ [Einsbuße] und „Verlust“ [Verwerfung] bezeichnet) daraus beleuchtet. Es ist die Stelle von der Decke Moses, Exod. 34, 29–35.

Zur Bequemlichkeit der Leser setzen wir beide Stellen hierher. Exod. 34: 29. „Da nun Mose vom Berge Sinai ging, hatte er die zwei Tafeln des Zeugnisses in seiner Hand; und wußte nicht, daß die Haut seines Angesichts glänzete, davon, daß er mit ihm geredet hatte. 30. Und da Aaron und alle Kinder Israel sahen, daß die Haut seines Angesichts glänzete, fürchteten sie sich zu ihm zu nahen. 31. Da rief ihnen Mose; und sie wandten sich zu ihm, beide Aaron

und alle Obersten der Gemeine; und er redete mit ihnen. 32. Danach naheten alle Kinder Israel zu ihm. Und er gebot ihnen alles, was der Herr mit ihm geredet hatte auf dem Berge Sinai. 33. Und wenn er solches alles mit ihnen redete, legte er eine Decke auf sein Angesicht. 34. Und wenn er hineinging vor den Herrn, mit ihm zu reden, tat er die Decke ab, bis er wieder herausging. Und wenn er herauskam, und redete mit den Kindern Israel, was ihm geboten war; 35. So sahen dann die Kinder Israel sein Angesicht an, wie daß die Haut seines Angesichts glänzte; so tat er die Decke wieder auf sein Angesicht, bis er wieder hineinging, mit ihm zu reden.“

2. Kor. 3:7: „So aber das Amt, das durch die Buchstaben tötet, und in die Steine ist gebildet, Klarheit hatte, also, daß die Kinder Israel nicht konnten ansehen das Angesicht Moses um der Klarheit willen seines Angesichtes, die doch aufhört: 8. Wie sollte nicht viel mehr das Amt, das den Geist gibt, Klarheit haben? 9. Denn so das Amt, das die Verdammnis prediget, Klarheit hat; viel mehr hat das Amt, das die Gerechtigkeit prediget, überschwängliche Klarheit. 10. Denn auch jenes Teil, das verkläret war, ist nicht für Klarheit zu achten gegen dieser überschwänglichen Klarheit. 11. Denn so das Klarheit hatte, das da aufhört; viel mehr wird das Klarheit haben, das da bleibt. 12. Diemeil wir nun solche Hoffnung haben, brauchen wir großer Freudigkeit. 13. Und tun nicht wie Mose, der die Decke vor sein Angesicht hing, daß die Kinder Israel nicht ansehen konnten das Ende des, der aufhört. 14. Sondern ihre Sinne sind verstockt. Denn bis auf den heutigen Tag bleibt dieselbige Decke unaufgedeckt über dem alten Testament, wenn sie es lesen, welche in Christo aufhört. 15. Aber bis auf den heutigen Tag, wenn Moses gelesen wird, hängt die Decke vor ihrem Herzen. 16. Wenn es aber sich bekehrte zu dem Herrn, so würde die Decke abgetan. 17. Denn der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. 18. Nun aber spiegelt sich in uns allen des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesichte; und wir werden verkläret in dasselbige Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Geist des Herrn.“

Daß die Stelle oft nicht richtig oder falsch verstanden wird, liegt wohl zunächst an Luthers mißratener Übersetzung. Auch die King James' gibt sie unrichtig wieder, während unsere tüchtigen modernen deutschen und englischen Versionen sie durchweg richtig

haben. Nach Luther und King James hat Mose die Decke (den Schleier, den die Südorientalen als Turban zum Schutz gegen die Sonne um den Kopf winden) während seiner Rede zum Volk vor dem Gesicht gehabt. Darin liegt der Übersetzungsfehler, der alles Verständnis der Sache und des Gebrauchs, den Paulus in der genannten Korintherstelle von derselben macht, in Verwirrung bringt. Nach dem hebräischen Urtext und nach Pauli selbstverständlich richtiger Auffassung desselben war es umgekehrt. Während seiner Rede hatte Mose die Decke nicht vor seinem Gesicht, sondern es strahlte in dem Glanz, den es in seinem Verkehr mit dem Herrn gewonnen hatte, weshalb das versammelte Volk ihm nicht direkt und fest ins Gesicht zu sehen vermochte. Sie wurden äußerlich von dem Licht geblendet und innerlich durch dasselbe mit Furcht vor Mose erfüllt, weil sie in dem übernatürlichen Glanz eine direkte Wirkung Gottes, die offensichtliche Beglaubigung seiner göttlichen Sendung, Autorität und Vollmacht, die absolut zu respektierende Heiligkeit seiner Person erblickten.

Und diese Wirkung auf das Volk war von Gott beabsichtigt. Der Glanz rührte von Moses Verkehr mit dem Herrn in der Wolke her, war ein Widerschein des Lichts, in dem Gott ihm erschien und aus welchem heraus er mit ihm redete, 34, 29. Und wie die Erscheinung der S. d. S. selbst den Zweck hatte, die Wahrnehmer nicht nur mit Vertrauen, sondern auch mit Furcht und Schrecken und Ehrfurcht vor Gott und seinem jedesmal zu offenbarendem Wort zu erfüllen, — so der Widerschein derselben auf Moses Angesicht, während er das Gesetz aus den Tafeln und die in den abermaligen beim Herrn zugebrachten vierzig Tagen und Nächten niedergeschriebenen anderen Bundesrechte dem Volk verkündigte, 34, 28 f. Daß der Herr diesen beabsichtigten Zweck mit dem Glanz selbst bei Aaron und den Obersten und dem dann herbeitretenden Volk tatsächlich erreichte, sagen die in B. 30–32 folgenden Worte.

Nun konnte Mose alles das, was er in vierzig Tagen und Nächten bei Gott gesehen (25, 9. 40; 26, 30; 39, 42) und gehört hatte, nicht in eine Predigt zusammendrängen, sondern mußte eine ganze Anzahl derselben halten; denn er hatte nicht nur das, was er in der Wolke bei Gott niedergeschrieben, vorzulesen, sondern auch zu erklären und das Volk zur Beobachtung desselben zu ermahnen, wie er das vierzig Jahre später im Gesilde Moab mündlich tat und es in dreißig Kapitel seines fünften Buchs schriftlich verfaßte. So

mußte es Tage oder gar Wochen dauern, bis er mit seinen Predigten fertig wurde.

Zwischen den einzelnen Predigten ging er immer wieder zu Gott hinein, um mit ihm zu reden. Dann erst — nach der Predigt — bis er wieder zu Gott hinein kam, nahm er die Decke wieder ab.

Denn genau überfetzt heißt es im hebräischen Text von V. 33 an also. „Und wenn Mose aufhörte mit ihnen zu reden, tat er eine Decke auf sein Angesicht.“ Man kann auch getrost übersetzen: „Wenn Mose mit ihnen geredet hatte, tat er usw.“ Oder auch: „So oft“ oder „jedesmal wenn“ Mose mit ihnen geredet hatte, tat er usw.“ Das hebräische waj'kal middabber — „und er vollendete zu reden“ — als Vorderatz mit dem folgenden wajjitten als Nachsatz läßt das Auflegen der Decke auf Moses Angesicht nicht anders als auf seine vollendete Rede zeitlich folgend fassen. Siehe Gesenius Gr. § 164, 1, 6, p. m. 526.

Und es heißt weiter: „Und wenn (oder „so oft als“) Mose vor den Herrn kam, mit ihm zu reden, nahm er die Decke ab, bis er wieder herauskam; und wenn er wieder herausgekommen war und zu den Kindern Israel geredet hatte, was ihm befohlen worden war, und die Kinder Israel das Angesicht Moses gesehen hatten, daß die Haut des Angesichts Moses glänzte (strahlte), so tat Mose die Decke wieder auf sein Angesicht zurück, bis er wieder hineinging, mit ihm — dem Herrn — zu reden.“

Wesentlich so übertragen richtig alle tüchtigen modernen Übersetzungen.

So hielt also Mose seine Reden bei st r a h l e n d e m Angesicht, legte aber die Decke darüber, wenn er mit seiner Rede fertig war, und behielt sie auf, bis er wieder zum Herrn hineinging; dann zog er sie wieder ab, und behielt sie ab, solange er beim Herrn drin blieb.

Ebenso hat Paulus den Vorgang in 2. Kor. 3 gefaßt. Die unrichtigen Übersetzungen haben uns einen falschen Eindruck von der Sache gegeben und dadurch das Verständnis der Stelle Pauli recht schwer gemacht. Es kommt aber hinzu, daß der Apostel einem Stück des mosaischen Berichts eine Wendung gibt, die aus dem baren Wortlaut bei Mose nicht ersichtlich ist. In Exod. 34, 30 steht, daß Aaron und alle Kinder Israel, als sie das strahlende Angesicht Moses erblickten, sich fürchteten, zu ihm zu nahen.

Daraus macht Paulus in B. 7 von Kor. 3, „daß die Kinder Israel nicht konnten an sehen das Angesicht Moſis um der Klarheit willen ſeines Angesichts, die doch aufhört (Griechiſch: „die doch vergänglich war“). Der Bericht in Exod. 34, 30 ſagt, daß der Glanz des Angesichts Moſes Maron und den Kindern Israel ſolche Furcht vor Moſe einflößte, daß ſie ihm nicht zu nahen wagten. Paulus ſagt, der Glanz ſei ſo ſtark geweſen, daß die Kinder Israel nicht ſcharf in Moſes Angesicht hineinzuzuhauen (*ἀτενίσαι*) vermochten (L.: „konnten“). Moſe redet von einer ethiſchen Wirkung des Glanzes auf die Herzen, Paulus ſcheint allein von der phyiſchen Wirkung auf die Augen zu reden. Das iſt aber keine wirkliche Diskrepanz, da Moſe von der Wirkung und Paulus von der Urſache redet, die ja einander vorausſetzen. Die Sache wird aber in B. 13 der Paulusſtelle dadurch ſchwierig, daß der Apoſtel vom Nichtanſehen können des Glanzes auf Moſes Angesicht (B. 7) zum Nichtanſchauen ſollen des Endes (Verſchwindens) deſſelben (B. 13) fortſchreitet, — was Luthers „nicht konnten“ uns verhüllt. Nach Pauli Erklärung konnten, vermochten die Kinder Israel den Glanz auf Moſes Angesicht nicht ſcharf anzuhauen, weil er zu ſtark für ihre Augen war, weil er ſie blendete; das Ende oder Verſchwinden deſſelben aber ſollten ſie nicht klar wahrnehmen, nicht genau ſehen. Paulus legt alſo in das letztere, das Nichtſehenſollen des Verſchwindens des Glanzes, eine Abſicht des Herrn. Die drückt er mit ſeinem *πρὸς τὸ μὴ ἀτενίσαι* ſo ſcharf aus, wie es im Griechiſchen nur möglich iſt.

Daß Paulus den Moſe hier gleichſam verbeſſert, ihn erklärt, ergänzt, präzifiziert, wird uns Chriſten nicht ſtören. Das N. T. iſt für ſich allein keine vollſtändige Offenbarung. Es wird das erſt in Verbindung mit dem N. T., das als die Fülle der Offenbarung das Alte erklärt und verklärt.

Daß der Glanz auf Moſes Geſicht ein Bild der Herrlichkeit des durch ihn gegebenen Geſetzes und Geſetzbundes ſein ſollte und war, nimmt Paulus als ſelbſtverſtändlich an und iſt auch in der ausdrücklichen Angabe in der Exodusſtelle, daß Moſe mit den Geſetztafeln in der Hand vom Berge herab kam und ſeine Predigt oder Predigten hielt, angedeutet. War der Glanz auf Moſes Geſicht ſo ſtark, daß das Volk ihn nicht ſcharf anzuhauen vermochte, ſo war damit abgebildet, daß die Herrlichkeit des Geſetzes ihm zwar etlichermaßen, aber nicht in ihrem vollen Glanze erkennbar war.

Dabei kommt uns der Gedanke, wie Gott das Volk bei diesem Mangel an Erkenntnis für so manche folgende Übertretung des Gesetzes verantwortlich machen und strafen konnte. Vollends: war das Ende oder Verschwinden des Glanzes auf Moses Gesicht ein Bild davon, daß die alttestamentliche Gesetzesökonomie einmal aufhören und einer neuen Platz machen sollte, warum sollte denn das Volk das Verschwinden jenes Scheins auf Moses Gesicht und das dadurch bedeutete einstige Ende des Alten Bundes nicht erkennen, und mit welchem Recht macht der Apostel, bezw. Gott, ihnen das zum Vorwurf, ja zu ihrer einen großen verdammlichen Sünde?

Es ist dies ein Stück der göttlichen Offenbarung, an dem das Evangelium und das ganze Wort Gottes der klugen menschlichen Vernunft zum Argernis und zur Torheit wird. Es geht schließlich auf die eine große Urfrage des natürlichen Menschen zurück, warum denn Gott alles so ganz verkehrt gemacht oder uns sein Tun nicht so vollständig geoffenbart habe, daß wir die Vernünftigkeit desselben klar zu erkennen vermöchten.

Indessen ist die Sache von der Decke Moses für Christen nicht unerkennbar. Der alttestamentliche Bund war wie der neutestamentliche ein Erziehungsbund. Wir brauchen sie daher nur unter den Gesichtspunkt der Erziehungskunst zu stellen, so wird alles klar: Erzieher, Zögling, Ziel und Mittel. Wir haben hier den vollkommenen Meister der Erziehung: Gott in der Gestalt des „Herrn“ nach Exod. 3, 14. 15. Israel ist der Zögling, noch erziehungsfähig, aber als unwissend und halsstarrig recht schwer zu erziehen. Das allgemeine Ziel ist dieses Zöglings Rettung vom Verderben, das besondere seine Herstellung zu einem Königtum von Priestern und seine Ausrüstung zum Prediger des Evangeliums an die Völker der Erde, Exod. 19, 6; 1. Petr. 2, 9; Jes. 40, 9; 43, 21, das ganz besondere: seine Zubereitung zur Wiege des Weltheilandes. Das große Mittel zur Erreichung des Ziels ist die Selbstoffenbarung des Herrn in seiner göttlichen Heilandsherrlichkeit durch Bild, Wort und Tat. Man könnte das Schema der Erziehung bis in die kleinste Einzelheit an alles Tun Gottes anlegen. Es handelt sich uns zunächst um die Frage, warum der Herr in der Sinaioffenbarung die Herrlichkeit und Heiligkeit (Unverletzlichkeit) des Gesetzes dem Volk so groß machte und einschärfte, es aber in seinem vollen Sinn nicht hineinschauen ließ. Die Antwort liegt in dem Wilde ihres Unvermögens, mit ihren leiblichen Augen in das überhelle physische Licht

des Angeichts Moses direkt hineinzuschauen. Israel mußte wissen, daß jedes Gebot seines Gottes absolut unverletzlich sei, hätte aber eine volle Offenbarung seines Inhalts, seiner Tiefe und seiner Anwendbarkeit auf alle Lebensäußerungen und -verhältnisse, kurz, seine „Geistlichkeit“ (Röm. 7, 14) jetzt noch nicht verstehen und ertragen können. Sie waren U n m ü n d i g e, Gal. 4, 1–3. Sie kamen aus Ägypten, wo man von dem wahren Gott nichts wußte, Exod. 5, 2, wo der unsinnigste Götzendienst herrschte, wo man von Gottes Gesetz keine Ahnung hatte und den wahren Begriff von Sünde nicht kannte. Die Religion des Herrn, die Mose ihnen brachte, war ihnen praktisch etwas Unbekanntes, ganz Neues. Nun gehört es doch zur Erziehungsweisheit, daß man ein unmündiges Kind nicht mit der ganzen Fülle einer Wissenschaft auf einmal oder überhaupt mit viel überschüttet. Welcher Lehrer fängt mit dem unwissenden Kinde im Lesen bei vielfältigen Wörtern oder im Rechnen bei den Brüchen an! Erst das Kleine, Einfache, Geringe, und das gut und gründlich! — ist der unterste Grundsatz in der Unterrichtslehre; dann zum Größeren und so weiter zum Größten, je nach der wachsenden Fassungskraft des Zöglings. So macht es Gott mit allen einzelnen Menschen und mit allen Völkern. So machte er es schon mit den ersten Menschen im Stande unschuldiger Kindlichkeit. Erst lauter Liebe und väterliche Güte in überschwänglicher Wohlthat. Dabei ein einziges an sich geringscheinendes Verbot; aber dies Verbot mit der schrecklichen Bedrohung des Todes als Hinweis auf seine unverletzliche Heiligkeit. So bei der ersten Sünde der Menschen. Sie glaubten eine geringe Ordnung Gottes übergangen zu haben. Da kam Gott — zunächst zwar wieder mit großer Gnade, in sehr allgemeine Verheißung gefaßt, die geringe Erkenntnis vermittelte; zugleich aber mit der Ankündigung unerbittlicher Ausführung der angedrohten Strafe, der eine ganze Welt verfiel. So etablierte er seine absolute Erzieherautorität. So bei der Sintflut, so auch am Sinai: Er offenbart sich dem Volk zuerst als der Gott des Heils. Er errettet es aus Ägyptens Sklaverei mit allmächtiger Hand, er schützt es vor Untergang durch die Wolken- und Feueräule, er trägt es bis hierher auf Adlersflügeln und läßt das ihm predigen, Exod. 19, 4; er gibt ihm die größten Verheißungen, B. 5. 6, und dann stellt er seine F o r d e r u n g e n an das nun aufgenommene Volk auf.

Die sind dem Inhalt und Umfang nach recht gering. Es sind neben der Bezeugung seiner Gnadengottheit zehn äußerliche Statu-

ten, eine Anzahl Anwendungen derselben auf die allernächsten Verhältnisse („Rechte“) und dann eine Anzahl äußerlichster Außerlichkeiten für den Gottesdienst, wie man sie unmündigen Kindern gibt. Aber die Art und Weise der Proklamation dieser Gesetze war die feierlichste und eindrucklichste, Exod. 19, 16 ff. Das unerzogene Israel mußte erst das ABC seiner neuen Religion lernen, die großen Grundlagen seines Verhältnisses zu seinem neuen Gott, und diese in praktischer, handgreiflicher Gestalt; mußte mit kleinen Außerlichkeiten gegängelt werden, ehe es weiter in den tiefsten Sinn dieser Gebote und die Pläne seines Gottes eingeweiht und schließlich zu der neutestamentlichen Fülle der Erkenntnis erzogen werden konnte. Die Erreichung dieses Ziels hing nicht davon ab, wie groß und breit ihre Kenntnis des Gesetzes war, sondern vor allen Dingen davon, daß bei jeder Stufe und Erweiterung dieser Kenntnis „seine Furcht ihnen vor Augen wäre“, 20, 20. Wie groß oder gering ein Ge- oder Verbot Gottes sein mochte, darauf kam es bei ihrer Unerzogenheit nicht so sehr an wie darauf, daß es ihres Gottes Ge- oder Verbot war, dem absoluter Gehorsam zu leisten sei. Deshalb die großen Wunder und schrecklichen Drohungen bei der ersten Proklamation des Gesetzes. Der Herr mußte als Erzieher sich vor allen Dingen absoluten Respekt vor seiner Person und seinem Wort verschaffen, wenn ihm die Erziehung Israels wirklich gelingen sollte. Das war aber nur möglich durch gründlichen Erweis seiner Liebe, Güte und Allmacht, wodurch er des Volkes Zutrauen gewann, und durch unerbittliches Bestehen auf Gehorsam bei unmachtlicher Bestrafung des Ungehorsams, wodurch er die rechte Furcht vor seinem Zorn beim Volke schuf. Als Beispiel der unerbittlichen Bestrafung stand die Niedermeglung der dreitausend nach dem ersten großen Bundesbruch vor des Volkes Augen, 31, 27. 28.

Nach bei der Wiederholung des Bundeschlusses und der Gesetzgebung erfahren wir keine wesentliche Vermehrung oder Erweiterung des Gesetzesinhalts. Neu sind nur die Tafeln, die Mose im Arm trägt. Was darauf stand, hatte schon auf den ersten gestanden. Auch die zweite Niederschrift der „Rechte“ und der Anweisung für den Bau der Stiftshütte bringt nichts wesentlich Neues. Nur die Art der abermaligen Proklamation weicht von der der ersten darin ab, daß der Herr dort die Hauptrolle unter schrecklichen Wunderzeichen und Mose lediglich seinen Bedienten spielt, während die Person des Herrn in der Wiederholung stark zurücktritt und eigentlich nur mit

Mose handelt und dieser in der Öffentlichkeit als sein durch das Strahlen seines Angeichts legitimierter Vertreter erscheint. Auch in der Darlegung der „Rechte“, die doch Mose hatte niederschreiben müssen, tritt der Herr das erstemal in direkter Anrede an das Volk persönlich auf; die Wiederholung besorgt Mose allein, nur immer wieder mit dem Hinweis auf das Gebot des Herrn, vgl. 34, 32. 34; 35, 1. 4. 10. 29 usw. Jedes Brett und jeder Nagel an der Stiftshütte, jede Linie und Kurve am Geräte der Wohnung, die Bezaleel und Oholiab machen sollten und machten, war ihnen vom Herrn vorgegeschrieben, ebenso jedes geringste Stück des Gottesdienstes. Daß das Volk das alles im einzelnen im Gedächtnis behalte und herzhählen könne, darauf kam wenig an; aber daß das alles d e s H e r r n Gebot und Ordnung sei, das sollte ihnen stets vor Augen stehen — immer zu dem 20, 20 ausgesprochenen Zweck, „daß seine Furcht euch vor Augen wäre, daß ihr nicht sündigt“. Denn in der Veründigung auch an der kleinsten Kleinigkeit lag ebenso wie am Verbruch des größten Moralgebots der Tod, vgl. 19, 12. 13. 21–24. — Daß das Volk die Autorität des Herrn, ihres neuen so gnädigen aber eifrigen und allmächtigen Gottes respektieren und ihm aufs Wort gehorchen lerne, dazu sollte der Glanz auf Moses Angesicht dienen. Nur in dem Grade wie sie Gehorsam lernten, konnte der Herr als ihr weiser Erzieher tiefer in seine Meinung, in sein Gesetz und sein Evangelium, mit ihnen eingehen.

Das erklärt nun auch die Absicht Gottes bei der Bedeckung des Angesichts Moses nach seinem Predigen. Der Glanz verblaßte, verging und verschwand nach jeder Predigt (Darum nennt Paulus ihn mit einem Verbaladjektiv einen „vergänglichen“). Das sollte das Volk nicht gewahr werden, sollte das „Ende“, das Aufhören desselben — seine Vergänglichkeit — nicht bemerken. Und das bedeutete, daß es die Vergänglichkeit, das Aufhören dieses jetzt mit ihnen geschlossenen Gesetzesbundes in alle seinen äußerlichen Statuten von den in Steine gegrabenen zehn Geboten an bis auf die geringste Vorschrift für den Gottesdienst und für die letzte Linie an der Bundeslade nicht erkennen s o l l t e n.

Dieser Bund hatte als Gesetz für Israel große Herrlichkeit. Das war ja nicht ein Götzengesetz, von klugen Priestern erdacht, sondern das Gesetz des einen wahren Gottes Himmels und der Erde, des allmächtigen Gottes aller Welt, in jedem Stück rein und lauter, wahrhaftig, treu, gerecht, gewiß und die Augen erleuchtend. „Wer

sie hält, der hat großen Lohn“, Ps. 19. Es gelten alle Lobprüche des 119. Psalms von ihm. Paulus nennt es heilig, gut und geistlich, Röm. 7, 12. Kein Volk auf Erden hat ein so reines, heilsames, allumfassendes, das Einzel-, Familien- und Volksleben erhaltendes und glücklich machendes Lebensregulativ aus sich hervorgebracht wie es das Gesetz Moses ist. Dies Gesetz ist vollkommen. Jede andere Volksgesetzgebung, vom Kodex Hammurabi an bis auf Hitlers Reformgesetze und unsre eigene NRA, gehen entweder auf das Gesetz Moses als ihre Quelle zurück oder enthalten Unsinnigkeiten und Ungerechtigkeiten. Wer dies Gesetz täte, wer mit ihm innerlich übereinstimmte, wer es lebte, würde dadurch leben und den Himmel erben; ja, das Volk, das auch nur mit menschlichem Ernst dies Gesetz zu beobachten sich beflisse, würde ein glückliches irdisches Dasein führen und seine Verheißungen und Segnungen reichlich genießen.

Und das war ja doch auch der ursprüngliche Zweck dieses Bundes und seines Gesetzes. Er sollte ja das Volk vor der Vermischung mit den götzendienerischen Heiden bewahren, unter Judas Führung zu einem heiligen Königtums- und Priestervolk, zu seinem Prophetenvolk für die Heiden zurüsten, bis es unter dem Szepter des Schilo verherrlicht und vergeistlicht zur Herrschaft über alle Nationen der Erde emporgehoben würde. Nicht auf eine Verwerfung, sondern auf Verherrlichung Israels, nicht auf eine Vernichtung, sondern auf eine *Verwandlung* des Sinaibundes in einen Bund der Gnade und des Geistes war es in dem Bundesschluß am Horeb abgesehen. Wozu Israel durch Gottes Wahl bestimmt worden war, nämlich zu seinem Eigentumsvolk und zum erstgeborenen Sohn unter den Völkern, dazu sollte es im Sinaibunde erzogen werden und die Heidenvölker, die ja keine eigene Verheißung hatten, Röm. 15, 8–12, in seinen Bund aufnehmen, auf daß Gottes Volk Eine Herde unter Einem Hirten werde, Joh. 10, 16. Israel sollte aus dem Fürstengeschlecht Juda den König hervorbringen, dessen Herrschaft alle Welt umfassen, den Völkern den Frieden bringen und ewig währen sollte.

Aber das alles mißriet nun dem Herrn in dem ursprünglich geplanten Sinne, weil Israel an seinem Teil des Bundes je länger je mehr und schließlich völlig versagte. Das Gelübde des Gehorsams, das sie bei den schrecklichen Wundern der Gesetzgebung anscheinend so willig abgelegt hatten, war lediglich aus momentaner Furcht geflossen, Exod. 19, 8; 20, 18. 19. Das Herz war nicht dabei. Dafür lieferte der schnelle Abfall zum Götzendienste, wie er in

Kap. 32 uns berichtet wird — s. besonders V. 7. 8 und 9 — den eklatanten Beweis. Und der wurde typisch für den Charakter und die gesamte Geschichte Israels. Dies Volk rebellierte immer wieder gegen seinen Gott, — „daß ich vierzig Jahre Mühe hatte mit diesem Volk und sprach: Es sind Leute, deren Herz immer den Irrweg will und die meine Wege nicht lernen wollen“, Ps. 95, 10, vgl. Ps. 106 ganz. Und da half kein Lehren, kein Ermahnen, kein Drohen und Warnen, keine noch so harte Züchtigung, Jes. 1, 5–9, auch kein Exil, Hefek. 21, 13 ff. Anstatt zu lernen, verlernte und verachtete, ja verspottete Israel das Wort des Herrn je länger je mehr, Jes. 28, 9. 10, bis der Herr des Erbarmens müde wurde und dem Propheten befahl: „Geh hin und verstocke das Herz dieses Volks . . . bis daß die Städte müßte werden ohne Einwohner und Häuser ohne Leute und das Feld ganz müßte liege.“ Mit der Weissagung vom zukünftigen Jungfrauensohn, Jes. 7, begann die Verwerfung Israels und die Anbahnung des neuen Bundes.

Es ist aber der Verstockung eigentümlich, daß der Sichverstockende und Verstockte sie nicht erkennt und darum auch die nun unausbleibliche Verwerfung seiner Person nicht ahnt. Israel hielt seine Annahme zum Eigentumsvolk Gottes für ganz unabänderlich. Sie hielten wohl Strafe und Züchtigung für möglich, aber Verwerfung für unmöglich. Sie hatten ja Abraham, den Gottesfreund, zum Vater, sie waren vom Hause Jakobs, des Geliebten und Vorgezogenen. Ihnen hatte sich ja der Herr nun erwiesen durch große Wunder als ihr Gott und einen Bund mit ihnen gemacht; ja, hatte nach zwar schwerer Strafe aber kurzem Zorn sein Gnadenanltz ihnen wieder zu gewendet. Er hatte den Bund mit ihnen erneuert, Mose mit den neuen Tafeln, aber mit demselben Gesetz, mit denselben Rechten und Vorschriften für den zukünftigen Gottesdienst wieder zu ihnen gesandt. Da stand er vor ihnen predigend — der Mann, mit dem Gott verkehrte von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde verkehrt, der nicht nur auf dem Berge, wo die „Herrlichkeit des Herrn“ wohnte, Gott besuchen durfte, sondern den der Herr selbst in seiner Hütte draußen vor dem Lager in der Wolke besuchte, auf dessen Angesicht das Licht Gottes als Siegel seiner göttlichen Sendung glänzte, der alle Worte des ersten Bundes jetzt wiederholte und predigend bestätigte, — wie konnte unter solchen Gnade versichernden Umständen Israel ahnen, daß dieser Bund einst zugrunde gehen, vernichtet werden und einem andern Bunde — nicht

mit Israel, sondern mit allen Völkern — Platz machen werde! Wie konnte es an seine zukünftige Verwerfung als des Bundesvolks glauben!

Aber Israel berechnete nicht, daß der Bund vom Sinai ein *b e d i n g t e r* war, daß sein Bestehen von der gegenseitigen Treue beider Kontrahenten abhing. Von vornherein schon vor dem Eingehen des Bundes, hatte der Herr ihnen in feierlicher Rede mit dem Hinweis auf seine ihnen erwiesenen Wohlthaten erklärt: „Werdet ihr nun meiner Stimme *g e h o r c h e n* und meinen Bund *h a l t e n*, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern, denn die ganze Erde ist mein“, Kap. 19, 5. Immer und immer wieder hatte der Herr ihm diese Bedingung eingeschärft und mit Drohungen und bereits einmal verhängter schrecklicher Strafe tätlich eingepägt. Aber das hat Israel praktisch nie erfaßt. Zu einem Ohr gingen die Worte des Herrn hinein und zum andern hinaus. Das Gesetz vom Sinai sollte vor allem Erkenntnis der Sünde, ihrer inneren Gottlosigkeit und Herzensbosheit, wirken; sie hatten wahrlich Gnade genug zur Buße; aber gerade an diesem Punkte wurzelte ihre unausbleibliche Verwerfung. Israel erkannte jetzt seine eine Grundfünde nicht und hat sie nie erkannt. Welches war die?

Sie steht überall im N. T., bei Mose und allen Propheten. Wir weisen hier nur auf Jes. 48, 1–8 hin. Es war ihre unausrottbare *U n w a h r h a f t i g k e i t*, *V e r l o g e n h e i t*, *F a l s c h h e i t* und *U n t r e u e* gegen Gott und alle Menschen, verbunden mit unbeugsamem *S o c h m u t*, sich überhebender *S e l b s t g e r e c h t i g k e i t* und hartnäckiger, *h a l s t a r r i g e r U n b u ß f e r t i g k e i t*. Sie waren vom Hause Jakob (des Untertreters) und nannten sich Israel (Gottes geistliches Volk); „sie schworen beim Namen des Herrn und gedachten des Gottes in Israel, aber nicht in der Wahrheit noch Gerechtigkeit.“ Dazu: „Ich weiß, daß du hart bist, und dein Nacken ist eine eiserne Ader und deine Stirn ist ehern.“ Und zum Schluß: „Denn du hörtest es nicht und wußtest es auch nicht, und dein Ohr war dazumal nicht geöffnet; ich aber wußte wohl, daß du verachten (hebräisch: bagod thibgod = wie ein Erzheuchler handeln) würdest und von Mutterleibe an ein Übertreter (hebr.: ein Bundesbrecher von Mutterleibe an) genannt bist.“ —

Salstarrige, unausstilgbare Unwahrhaftigkeit war Israels Sünde von Mutterleibe an, daraus floß seine zunehmende Selbstverstockung und schließliche Verwerfung.

Daraus ist aber auch klar, warum Israel das Verschwinden des Glanzes von Moses Angesicht nach seiner Gesetzespredigt, also die Vergänglichkeit und das Ende des Sinaitbundes, damals bei der Bundesschließung nicht wissen sollte. Konnte das Gesetz das erste, wozu es gegeben war, die Erkenntnis der Sünde, bei Israel nicht zuwege bringen und so zum Zuchtmeister auf Christum werden, so hatte es seinen Zweck verfehlt, so mußte es als Gottes Haushaltung abgebrochen und ein neuer Bund aufgerichtet werden. Nicht daß Gottes Heilsplan damit überhaupt zunichte gemacht worden wäre, denn den führte der Herr mittelst der wenigen übriggebliebenen doch durch, Jes. 8, 20–23. Aber Israel als Bundesvolk war damit verworfen und verloren.

Das durfte es aber nicht von allem Anfang an wissen, wenn der Herr einerseits die Gnade, die er Abraham, Isaak und Jakob geschworen, an deren Kindern nicht verleugnen und andererseits auch nur etliche aus Israel seligmachen wollte. — Seine Erziehungsweise forderte, daß er diesem so gearteten Volk seine Unbefehrbarkeit und unabwendbare Verwerfung jetzt noch verschwiege, bis es aus seiner zukünftigen Geschichte selbst zu erkennen gezwungen würde und wir Heiden erkennen möchten, daß Israel mit Recht verworfen ist um seiner hartnäckigen Unbußfertigkeit willen. Hätte dies Volk von vornherein sein entsetzliches Schicksal zu wissen bekommen, so hätte es sich schon hier am Sinai von seinem neuen Gott endgültig losgesagt und sich seiner ferneren Zucht entzogen. Es hätte des Herrn, des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs (Exod. 3, 15) Heilsplan zunichte gemacht. Der mußte und sollte durchgeführt werden. Und der Herr mußte wohl wie. Er war der Gott der Gnade und Geduld, langsam zum Zorn. Darum ließ er sich durch Moses Fürbitte zu weiterer Gnade und zu fernerer Führung Israels bewegen, behielt sich aber vor: „Was? Ich will den aus meinem Buche tilgen, der an mir sündigt. . . . Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt heimzuzufuchen.“

Was das Volk jetzt noch nicht wissen sollte — seine zukünftige Verwerfung und das Ende dieses Bundes, das sollte ihm in der Zukunft nicht verborgen bleiben. Der Herr wollte ihnen ihr zukünftiges Los haarklein vor die Augen malen, so sie sich in diesen Erziehungsbund nicht fügten. Und er hat es reichlich getan. Und darin liegt die Rechtfertigung des Apostels dafür, daß er das Geschlecht seiner Zeit darum straft, daß die Decke Moses

noch heute „unaufgedeckt über dem Alten Testament liege, wenn sie es lesen, und vor ihrem Herzen hänge“, 2. Kor. 3, 14. 15, d. h. daß sie nicht zu erkennen vermöchten, daß der Sinaibund ein vergänglicher und zum Aufhören bestimmter gewesen sei. Sie hatten dafür in der Tat keine Entschuldigung.

Schon Mose selbst hat es ihnen in den letzten Tagen seiner Wirksamkeit klar verkündigt. Er hatte einerseits die Herrlichkeit Gottes, des Alten Bundes, des Gesetzes und des Volkes in hehren und gewaltigen Worten gepriesen (vgl. nur Dt. 29–33 mit dem Schluß „Wohl dir, Israel, wer ist dir gleich!“); er war in seiner Auslegung des Sinaigesetzes weit über die Buchstaben des Zweistafelgesetzes hinausgegangen. Er hielt dem Volk die großen Wohltaten, die der Herr ihm erwiesen, vor Augen und predigte ihm, daß es dafür dankbar sein und den Herrn, seinen Gott von ganzem Herzen lieben solle, Kap. 4–6 und besonders in Kap. 6, 4 f. In seiner Abschiedsrede an das Volk, Kap. 32, preist er einerseits die Treue Gottes: „Er ist ein Fels. Seine Werke sind unsträflich; denn alles, was er tut, das ist recht. Treu ist Gott und kein Böses an ihm, gerecht und fromm ist er.“ Auf der andern Seite aber hält er dem Volk seine Undankbarkeit und Schlechtigkeit vor: „Die verkehrte und böse Art fällt von ihm ab; sie sind Schandflecken und nicht seine Kinder.“ Er schilt es: „Dankest du also deinem Gott, du toll und töricht Volk?“ Er weißsagt ihm die Verwerfung und Zerstreuung und den Untergang unter den Heiden, so sie in der Undankbarkeit und Verachtung seines Wortes fortfahren, vgl. besonders Kap. 28. Hat er sie doch schon Kap. 18 klar hingewiesen auf den einen großen Propheten der Zukunft, in dessen Mund er seine Worte legen, an denen sich das ewige Schicksal jedes Hörers entscheiden werde. Und wenn nun nach Mose die vielen Propheten in seinem Geist auftreten, so gewahren wir, wie sie das Volk und seine Regenten nicht nur immer tiefer in die Erkenntnis der Geistlichkeit des mosaischen Gesetzes und die Bedeutung des Sinaibundes einführen, sondern auf die alten Verheißungen, Abraham und den Vätern gegeben, zurückgreifen und bei dem unausgesetzten Abfall Israels seine nicht mehr abzuwendende Verwerfung, die Annahme der Heiden und klarer und immer klarer den bevorstehenden neuen evangelischen Bund der Gnade und des Geistes mit allen Völkern in dem zukünftigen Abrahamsamen und Davidssohn predigen. Kein Jude, besonders kein Schrift-

gelehrter und Oberster, hätte das Ende, das Aufhören des Sinai-bundes und den Anbruch des neuen Bundes verkennen sollen, wenn er sich im Geiste des wahren Israel, wie er sich in den Propheten und dem übrigbehaltenen Rest erhalten hatte, an die Schrift des Alten Bundes machte.

So hatten sie keine Entschuldigung dafür, daß beim Lesen der Thorah ihnen die Decke Moses noch über derselben und vor ihren Herzen lag, und sie das „Ende des Aufhörenden“ nicht zu glauben vermochten.

Es galt gerade hier des Herrn Wort: „Ihr habt nicht gewollt!“ Anstatt unter der furchtbaren Last der alttestamentlichen Haushaltung ihre unverbesserliche Herzensbosheit zu erkennen (Röm. 3, 20; 7, 7) und sich der in Christo erschienenen heilsamen Gnade, Freundlichkeit und Leutfelichkeit Gottes zuzuwenden, — wozu doch das Gesetz ihnen gegeben war, Gal. 3, 23. 24, mißbrauchten sie in der jüdischen Nationalsünde der Unwahrhaftigkeit und dem immer wiederholten Versuch, auch ihren Gott zu betrügen (vgl. Ahas in Jes. 7, 12. 13), wie sie stets Menschen zu betrügen suchten, das Gesetz zu dem Selbstbetrug der eigenen Gerechtigkeit und verstockten damit ihre Herzen gegen die Predigt Christi und Pauli.

So war es damals, so ist es heute: „Ihre Sinne sind verstockt.“ Und wenn der Apostel hinzufügt und es wiederholt: bis auf den heutigen Tag“, so liegt darin die Voraussetzung, daß ihnen die Verstockung nicht jetzt erst und auf einmal gekommen war, daß sie sich früher schon gegen die Weissagung vom Untergang des alten und dem Aufkommen des neuen Bundes verstockt hatten — Beweis genug, daß ihnen das reichlich gepredigt worden war.

Der Apostel schließt sein Argument mit den Worten: Wenn es aber sich bekehrte zu dem Herrn, so würde die Decke weggetan“, sie würden dann erkennen, daß das Gesetz in seinem alttestamentlichen Gebrauch — die gesamte alttestamentliche Erziehungsökonomie — in Christo aufgehört hat und aufhören mußte, weil der Herr, Christus, der Geist und der Geist der Freiheit, nämlich Freiheit vom Gesetz, Geist und Leben durch den Glauben und im Glauben ist. Das ist die Herrlichkeit des neuen Bundes und des neutestamentlichen Gottesdienstes. Davon handelt der Apostel insonderheit Gal. 3, 4. 5, vgl. 1. Tim. 1; Röm. 6; Joh. 8, 31–36. Auch wir in die volle Kindschaft Gottes Aufgenommenen bedürfen um des in uns wohnenden Fleisches willen, in dem wir unter die Sünde verkauft

waren, immer noch des Gesetzes als unsers Zuchtmeisters, aber wir leben nicht mehr im Alten Adam als in unserm Element, sondern im Glauben an den Sohn Gottes, der uns geliebt und sich selbst für uns hingegeben hat. Nicht den Glanz des Gesetzesdienstes, der auf Moses Angesicht strahlte, sondern des Herrn Jesu Herrlichkeit (L.: „Wahrheit“), die „Gnade und Wahrheit“ (Joh. 1, 14. 17) des neuen Testaments, die unaussprechliche Herrlichkeit Gottes, die auf dem Angesicht Jesu Christi liegt (2. Kor. 4, 6) spiegeln wir in dem hellen Schein, den er in unsere Herzen gegeben hat, mit unzugedecktem Angesicht wieder. Und anstatt diesen Schein als einen vergänglichen verdecken zu müssen, werden wir in dies selbige Bild vom Geist des Herrn von Herrlichkeit zu Herrlichkeit verwandelt.

Darum werden wir im neutestamentlichen Gottesdienst nicht müde, wie es Israel im alttestamentlichen wurde, pflegen auch nicht heimliche Greuel, wie Israel bei allem öffentlichen frommen Schein des Tempeldienstes sie trieb (vgl. Hesek. 8), sondern meiden, vom Geist des Herrn durchleuchtet, auch heimliche Schande; gehen nicht, wie Israel es besonders im Opfergottesdienst praktizierte, mit Ränken um, vielweniger fälschen wir wie sie Gottes Wort (vgl. Mt. 15 und den Talmud), sondern predigen die Wahrheit Gottes mit großer Freude (R. 12) und in gutem Gewissen gegen Gott und alle Menschen, indem wir darauf rechnen, daß dies Evangelium als eine Gotteskraft sich selbst den Weg zu den Herzen der Menschen bahnt, indem der Heilige Geist durch ebendasselbe Wort, das die Herrlichkeit Christi der Welt offenbart, sie „straf“, d. h. zwar nicht immer über z e u g t, aber doch immer über f ü h r t — *ἐλέγξει* — von der Sünde und von der Gerechtigkeit und vom Gericht, so daß sie für ihr Verharren im Unglauben ebensowenig Entschuldigung haben wie die verstockten Juden.

Trotzdem bleiben sie im Unglauben, und zwar aus demselben Grunde wie die damaligen und heutigen Juden. „Ist nun unser Evangelium verdeckt — nicht erkennbar —, so ist's in denen, die verloren werden, verdeckt, bei welchen der Gott dieser Welt der Ungläubigen Sinne verblendet hat, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangelii von der Herrlichkeit (L.: „Wahrheit“) Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes.“ Ob sie das Evangelium von Christo predigen hören oder selber lesen und studieren, immer hängt die Decke Moses vor ihren Herzen. Sie können von der Idee des natürlichen Menschen nicht loskommen, daß es doch in aller Religion — auch

in der christlichen — sich darum handele, daß man Gottes Gesetz halte, daß es nicht auf Glauben, sondern auf das Tun ankomme, wieviel auch von der Gnade geredet werde. Das ist es auch, was die Religion des Logentums beherrscht, was das Evangelium im Papsttum verdorben hat, die Lehre der Sekten zerfrißt und den Modernismus der heutigen noch christlich sein wollenden Welt geschaffen hat. Und zu Weihnachten bekennen sich schier alle weltlichen Zeitungen zum Christkindlein als zu der herrlichsten Offenbarung, die der Welt je geworden sei, der *J d e e* der Menschenliebe und Kindlichkeit, die wir Menschen einander erweisen sollen — alles lauter Decke Moses derer, die im nie vergänglichen Moralgesetz den unveränderlichen Weg Gottes zur Seligkeit für alle Menschen sehen, auf ein ganz Teil Barmherzigkeit des guten Gottes für uns „arme Sünder“ rechnen, aber auf die Gnade in Christo, der alle ihre Sünde durch sein Kreuz abgeschafft hat, als auf etwas Unsinnes nicht eingehen wollen. Darum muß man sich auch über ihre Judenfreundschaft nicht wundern. Religiös stehen sie der heutigen Judenreligion, die das Gesetz für das eine Wahre und Große erklärt und Christum und sein Evangelium verwirft, dem Judentum am nächsten. Ihre Religion ist der Humanismus, der, auf der Unwahrheit von der natürlichen Güte des Menschen fußend, weder mit Gott noch mit Menschen aufrichtig zu handeln vermag.

U g. P i e p e r.

THE SOCIAL GOSPEL

This is the day of regimentation. With the collapse of the old world order in trade and politics a new concept of the social order in state and business is slowly emerging. The democratic state in Europe has largely failed and has been superseded by a rule of state governed from above. Turkey, Italy, Poland, and latterly Germany, are under autocratic rule. These dictators are not the kings of yesterday, but men who have arisen from the mass of the common people. And it is the mass of the common people that uphold them. This support by the mass of the middle class citizens is the direct result of a new hope held out to them by their newly arisen ruling demigods, that a new social order based upon common needs and inspired by a common hope of better things

to come by the will of one organizer for all the people is in the offing.

Fundamentally this world movement is based upon the doctrine of the perfectibility of human nature, the modern dogma of the upward trend in human progress, the putting into practise of the slogan of the brotherhood of man. As no world movement is without its religious aspect, so this new dream of empire over the souls of men cannot do without the inspiration of a firm faith, for hope without faith languishes and dies. The church is commonly recognized as the depository and proclaimer of faith, hence the bearer of all inspiration for the hope of mankind. It is not strange, therefore, that these new hopes of human progress and betterment of all the hard conditions of life cannot do without the church. The new leaders, as well as their docile and enthusiastic following, naturally turn to the church for its cooperation, nay more, for the very foundation of their hopes.

A striking example of this truth is found in Germany. Herr Hitler has been much blamed by some well-meaning but uninformed churchmen for his persistent efforts to force the church into his "Gleichschaltung". The fact is he cannot do without it. If the fervor of enthusiasm for the new order of things in Germany is not to die down, if it is to grip the very heart and vitals of the people, if it is to penetrate the inner consciousness of men as the "new birth of a nation", it must look to the church for the religious spark of life that alone can give it force and lasting power. We are not now concerned with the methods employed in Germany for this purpose, nor its aberrations.

We are much more vitally concerned with this same tendency toward employing the church in the endeavor to inaugurate a "new deal" in our own fair land of liberty. We have all heard the urgent appeal from the powers that be for the active support of our religious convictions in bringing back prosperity. Secretary Wallace in his speech to the convention of the Federal Council of Churches held in Washington pleaded with the churchmen there assembled to give the full force of their help to the efforts now made by the state for the amelioration of our sad economical condition.

This statesman showed real penetration when he said — as reported by the daily press — “We have all been contaminated with the poison which says that human nature is vile and sinful, and that its chief work is to strive for advantage over others equally vile with ourselves.” And again: “The Reformation contracted rather than expanded the doctrine of Jesus.” Real penetration we said, because this worker for the new hope realized that a new presentation of the Christian religion must be had, “a reformation far greater than that of Luther and Calvin must flow over the country”, a gospel must be preached which emphasizes the social needs of man and which ignores, if it does not categorically deny, the inherent depravity of man. The very substratum of the new hope for the economic salvation of the people is the belief that man can be perfected more and more to practise the golden rule. The hope of the dawning day is the belief that all men shall love their neighbors as themselves.

We need not be surprised that this plea, coming from such high quarters, found a responsive chord in the hearts of sectarian churchmen. It is the psychological moment for these churchmen. The “noble” experiment of bringing at least a large slice of the millennium to America through prohibition has just failed signally. The true cause for this collapse of a false ideal the leaders of the Calvinistic sects have not grasped nor can grasp. It is beyond a heart and soul constricted by the legalistic dogmas of Calvinism. They are ever condemned to reform mankind by means of the law, enforced if need be by the policeman’s club. Having drifted away from the real purpose of the church, which is to proclaim the Gospel of Jesus Christ the Savior through His blood, they are obsessed with an urge to benefit the human race by the application of moral precepts and laws. Having despaired of winning souls for the bliss of heaven, they attempt to bring men into a man-made heaven here on earth. This will-o-the-wisp leads them on and on with false promises of a hope for the escape of mankind from the manifold evils besetting it. Says John C. Bennett in the *Christian Century* of a recent date: “There are two grounds for such a hope. The first is the fact that science is losing confidence in itself as the source of a

total world view. At the same time there has been a disintegration of what we might call skeptical secularism. At present the world is even too credulous, ready to accept whole systems of thought and life like communism and the various forms of fascism which promise deliverance. The second fact is the remarkable growth of the social conscience of both the Protestant and Catholic churches. The first of these facts removes obstacles to the acceptance of the Christian faith and even creates a void which must be filled. The second means that the Christian faith may be relevant to the needs of our civilization."

With the characteristic looseness of expression inherent in the theological language of the modern sects this new message of hope is named a "gospel". And because it is concerned with the betterment of society, or more strictly with the correction of present day inequalities and wrongs suffered by the masses through the grasping greed of the strong, this gospel is called the social gospel. The meaning and contents of this social gospel may be gathered from an editorial of the above-mentioned Christian Century. After describing the relations between church and state in these words: "Settlement", between church and state, "has been made — in Germany, in Great Britain and in America — on a theory of religion which cannot sustain itself in modern intelligence. This theory presupposed two spheres, the political and the religious, the secular and the sacred, the temporal and the transcendental. Conflicts of state and church have been historically settled in western civilization by the segregation of sovereignty in these two spheres, the state being sovereign in one and the church in the other. The two were to live together in peace by a mutual agreement that the state should not invade the spiritual realm and the church should keep hands off the political realm."

"All this presupposed that religion was a thing apart from politics and from the secular order in which the state ruled. But multitudes of Christians no longer entertain the idea of such a separation, and the most vigorous movement in world Christianity today is toward the obliteration of this distinction. Religion is less and less a sphere apart. The distinction be-

tween sacred and secular fades out as Christianity takes its ethical character more and more seriously. **The field of religion is not transcendental, but temporal — it is the same field as that which the state itself occupies (bold ours).** However the respective functions of state and church are to be distinguished — and they must be kept separate (!?) — the distinction is not that of two separate realms. Modern Christianity refuses to be set off from the world; **it is bound to claim sovereignty for itself in a totalitarian society (bold ours);** it refuses to be insulated in an other-worldly realm, leaving the realm of this world to the political state. Christianity is itself nothing less than a civilization. Its field is the whole area of human culture. — The Nazi demand that Christianity shall surrender the autonomy of its cultus to the secular sovereignty marks our arrival at the point toward which the whole modern movement known as the social gospel has been heading.” The Christian Century, December 13, 1933, page 1567ff.

Ignoring for a moment the confusion of ideas on the real purposes of church and state, and the subsequent incapability of keeping these different functions apart, we have here a fairly good view of the aims of the social gospel. It is to be a medium for the creation of a “totalitarian” society along the lines of an amalgamated church and state for the secular well-being of that society in this world regardless of the next. To achieve this society the church is to preach brotherly love and demand of every member of that society unselfish regard for the rights and privileges of others. This preachment is to be founded upon not so much the sermon of the mount as upon the plea of self-preservation of all society. It is to be an appeal to the feeling of self-interest common to all men. It is to teach men to regard and worship a God, if gods there be, who is the supreme governor of the world, and who will be obeyed. It is to be backed by the threat from this Supreme Being that disobedience of His law governing human relations must be followed by the dissolution or disintegration of society — a threat of self-destruction. It is to ignore, if not to demolish, the old theological fallacy of the inborn corruption of the human heart. It is to superimpose upon the outworn

basis of ancient creeds and dogmas the new practical application of the moral law by all men. With the abolition of the concept of original sin the medieval teaching of an angry God, who must be mollified and reconciled by the human sacrifice of a Son of God, will be swept away as rubbish. There is no room in this inn for God made man in order to redeem us, for there is no sin and therefore no need of redemption.

All this and more is implied in the social gospel and need not be read into it. It is there, patent to the eyes of every one who will but take the pains to look. To the eyes enlightened by the Holy Spirit in His word its true horror and barrenness are apparent. To such eyes the hope built upon this social gospel shall prove but another will-o-the-wisp.

Let us point out but a few of the outstanding falsehoods and rash assumptions at the foundation of this vain hope. The bitter lessons of the past, as laid down in history, are dismissed by these prophets of a new era with the triumphant assertion that the human race is ever evolving in an upward spiral toward perfection. The mistakes of the past, the selfishness, the cruelty, the bloodlust of man, as inscribed on the pages of history in the enslavement of man by man, in the wars of conquest for material gain by man against man — all these were but the bloody rags of man's lower phase of his evolution, his emergence from the barbaric state into the full light of human reason. Besides, these mistakes were due not so much to the innate sinfulness of man as to the crude and mistaken religions and beliefs which were preached to him and in which he was trained. All this shall be changed in the future. Thus are we barred from an appeal to the wicked past of mankind. It is useless for us to point to the endless failures of all the trials by men to change wicked human nature by the use of the law either human or divine. Having lost the understanding of the true use and power of the Gospel, they cannot comprehend.

And we shall fare no better in an appeal to Holy Scripture, the only full, reliable and final revelation of the will of God for our well-being and everlasting salvation. Far from believing that the Scriptures are verbally inspired of God, these proponents of the social gospel do not believe that the

Bible is the **only** source of the saving faith in Jesus Christ. See this pronouncement of Jared S. Moore, Handy Professor of Philosophy, Western Reserve University, as found in the Living Church, issue of November 25, 1933, page 112: "**That the Bible is on the whole a reliable source of religious truth.** At our present stage we need go no further than this. It does not imply infallibility, even in religious matters; nor does it imply even reliability in scientific matters, or in matters of secular history; nor does it imply that the Bible is the **only** reliable source of religious truths, or that we may not learn something of religious value from the sacred writings of other religions — the Upanishads or the Koran. The Bible has a very human side to it, but it also has a divine side; it is the word of many fallible men, but that does not prevent it from being also the Word of God in the sense of being a record of divine revelation, the study of which is at least as spiritually profitable as that of any other book." Or this by the Rev. Frederick C. Grant, S. T. D., Dean of Seabury-Western Theological Seminary, Evanston, Ill., in the Living Church of November 11, 1933, page 51: "As we sometimes say, 'The Bible **contains** the Word of God, rather than simply and exclusively **is** that Word. It contains a **record** of the divine revelation, rather than simply and directly **is** the revelation.' And what is true of the Bible as a whole is certainly true of the New Testament part of it." Or again this, by John C. Bennett, in the Christian Century of November 8, 1933, page 1404: "Revelation which is purely arbitrary, which is beyond rational defense, which has nothing to do with the experiences of God which come to men in mere religion or in secular idealism is itself a precarious foundation for faith and it excludes too many of us from any approach to faith which is possible for us."

But enough. These modern religious teachers are well described by Jeremiah, chapter 2, 13: For my people have committed two evils; they have forsaken me the fountain of living waters, and hewed them out cisterns, that can hold no water. If, as is maintained by many of these blind leaders of the blind, there are four sources of our faith and the hope built upon such faith, viz., the Bible, human tradition, religious ex-

perience, and human reason, then it shall be in vain that we appeal to the Bible alone as the sole arbiter of our dispute with them on this new hope proffered by the social gospel. We have no common ground to stand upon. Luther in his time had to fight adversaries that cited the tradition of the Fathers or that appealed to human reason as sources of faith, but today there has been added religious experience as a fourth source. By religious experience is understood the experimental search of any human heart for the truth of salvation or its God, be it in the Greek idealists, the Roman moralists, the Indian dreamers, or in the flowers of the wild-wood and the burning stars, — wherever man seeks this divine truth, he shall find some glimpse of it, so say these modern theologians. We know not how to debate with them. We cannot convince them from Holy Writ, for this they have degraded to the level of a mere human and therefore fallible document. Never has the prestige and authority of the Bible fallen so low as today. It is but a record, historically considered, of the faith held by the men of God aforetime, but not a record for the faith of the men of today. And thus are we cut off from this firm ground of conviction in our differences with them. All argument without this basis must be fruitless. Well has St. Paul said of them, 2 Tim. 3, 7: Ever learning, and never able to come to the knowledge of the truth.

The false premises upon which the social gospel rests are many. First and foremost is the assumption of the inherent power for goodness in man, involving the negation of the scriptural truth and the sad every day experience of the world, that man is born in sin. The verdict of the Lord pronounced on man as he was before the flood, Gen. 6, 5: And God saw that the wickedness of man was great in the earth, and that every imagination of the thoughts of his heart was only evil continually; repeated by the Lord after the flood, Gen. 8, 21: I will not again curse the ground any more for man's sake; for the imagination of man's heart is evil from his youth; and buttressed by the Psalmist, Ps. 14, 3: They are all gone aside, they are all together become filthy: there is none that doeth good, no, not one; also quoted by St. Paul in Romans, ch. 3, 10, — this verdict on the innate wickedness of man and his

inability to cure himself, still stands. One must be blind indeed not to see the results of this sinfulness on every hand. The second false assumption is that of the consequent perfectibility of man. This theory rests upon the first-mentioned error. The evolution of man's moral nature from the brutish to the finished product of morality is an easily disproved fiction, invented by the evolutionists of present day drunken science. Even such rude shocks as administered by the World War and the ever present fear of the imminence of another do not seem to awaken these obstinate theorists from their idle dreams. Our Lord has passed judgment on the sweet dream of abolishing all war and the reign of universal peace, as recorded in Matthew 24, 6: And ye shall hear of wars and rumors of wars; see that ye be not troubled: for all these things must come to pass, but the end is not yet. Nor can these vain hopes be bolstered up by the mistaken interpretation of beating the spears into pruning-hooks, Is. 2, 4. And even if the human race could be lifted to a higher moral plane, it could not be done by law. That is the third and most vital falsehood of the social gospel. Experience should have taught these promoters something, if they will not accept God's truth in the Bible. It has been tried again and again. It failed in the case of the Jew, it failed at Geneva under Calvin, it failed in England under Cromwell, it was not a success with the Puritans, and the debacle of prohibition is still before our eyes. But there is none so blind as he who will not see. If all these enthusiasts would but take a course of thorough study in St. Paul's letter to the Romans, especially the first eight chapters, they might come to agree with the apostle that "the law worketh wrath", ch. 4, 15.

For this is the true nature of sinful man, that the very existence and knowledge of the law rouses the stubborn resistance within his sin-loving heart against the law. "Nitimur in vetitum." Because the very nature of the Gospel is misunderstood, as can be seen by the current loose language among the modern religious teachers in miscalling the law a Gospel, we cannot expect any knowledge of the peculiar power of the Gospel, which is to renew the heart. This is the glory of the true Gospel of Jesus Christ, that it and it alone can

change the heart of man from a rebellious nature to the God-given condition of loving God, all His laws and all His creatures. What even the law of God cannot do, that is to make man willing and glad in the performance of moral duties, His glad tidings of His great love for the world in His Son Jesus Christ, made man, will perform in the heart of the believer. Hence it is that the hope of a world betterment, the creation of a near-heaven here on earth by the application of moral precepts is vain. True moral uplift can be looked for only in the heart of the Christian who believes that his sins are forgiven through the blood of Jesus Christ. That this faith will never be universal in a city or in a whole land is another matter.

But is there no germ or at least a shadow of truth in the social gospel? Has the church no duties toward the functions of the state? Let us restate, if only in the barest outlines, the different functions of church and state. When the Israelites desired a king to rule over them, Samuel clearly stated that king's prerogatives and power, 1 Sam. 8, 11ff. Our Lord's description of kings and their rule, Luke 22, 25, agrees with this. Further elaboration of the purpose and power of government is amply stated in St. Paul's exhortations to the Christians on the matter of obeying their temporal rulers. Romans, chapter 13, is possibly the fullest statement on this point. We gather from these passages that government has the power of rule over the citizens committed to its care; that this power is from God; that it is to be exercised for the purpose of police, the protection of the good men and for the punishment of the evildoers; that this power includes the right of taxation or taking of the citizens temporal goods; that it has a right to demand obedience, respect and honor from its subjects — in short that civil government is concerned with the temporal affairs of administering law and order for the protection of the lives and properties of its citizens. The rulers are not to meddle with or administer spiritual affairs. Even the Israelitish kings were not to usurp the functions of the priests. They were indeed to rule according to the will of God, their overlord, being peculiarly called by the Lord to their exalted station in accordance with the promise given to the house of David. But this theocracy is gone, swept away

with the ordinances of the Old Testament. To revive it now is not merely an anachronism but a stupid blunder ignoring the fact that the Lord has no peculiarly chosen nationality today. These are elemental facts about government. If they are not understood today by many, it is because the plain word of the Lord has been set aside.

We are confronted now, however, by the threat of a "totalitarian" state. The best description of that state is, probably, that it shall be all in all. The state is to be one organic whole, welded together by a dominating set of ideas permeating the whole mass of the people. It claims rule not merely over the physical lives and properties of the people, but an absolute dominion also over the spiritual, intellectual, and moral lives of its citizens. Not merely our bodies but our souls are to be ruled by the state. To control the social interrelations of its subjects by the direction of their ideas on religion and morality it is necessary that the church become, if not a subject of the state, at least its ally. Germany under the Nazi rule is perhaps the best example of the totalitarian state. He who runs may read signs of the trend toward such regimentation in our land. The social gospel preached by the churches is to help in bringing about a social condition which shall be different from and more equable than the past era of social and economic wrongs.

The question now arises, has the church the means and has it the call to bring about the expected happy conditions which are to obtain under the totalitarian state? What are the real functions of the church as intended by its founder Jesus Christ? We hold these truths concerning the nature and purposes of the church of Christ: that it is called into being by the preaching of the Gospel of Jesus Christ and Him crucified; that it is an assembly of the saints justified by faith in this Christ Jesus; that this assembly is to proclaim the same Gospel by which itself has come into being to all the world; that this preaching of the Gospel is for the sole purpose of saving men from sin, death, and the devil. Elemental again, but entirely lost sight of by the multitude of sectarian preachers. Need we point out Scripture passages on which our beliefs in the matter of the church, its nature

and mission are based? Let him who would refresh his memory on this point consult, read carefully, study and ponder such sayings of the Word as these: Matth. 10, 7; Acts 2, 41; 4, 12. 20; 1 Cor. 1, 2; Eph. 1, 12; 2, 19; 1 Pet. 2, 5. 9; Matth. 28, 19 — not to mention many others. This clear line of demarcation between the different functions of the church and state has been laid down by its founder, the Lord Jesus Christ, Luke 17, 20: The kingdom of God cometh not with observation; also Matth. 22, 21: Render therefore unto Caesar the things which are Caesar's; and unto God the things that are God's; and above all Christ's solemn declaration before Pilate: My kingdom is not of this world, John 19, 36.

The church has the duty of inculcating obedience to the laws and ordinances of the state on the Christians, in so far as these laws do not conflict with the ordinances of God. Repeatedly the holy writers, of the New Testament especially, exhort to such service to the state, demanding that such service shall be rendered cheerfully and gladly by the saints. This willing obedience is the fruit of the Gospel in the hearts of the believers, generated by the love of God manifested unto them, and inspiring them toward all good works. A faithful Christian can and does love God above all things and his neighbor as himself. But such love is not natural to the heart of man, it is the slow and steady growth in righteousness, which alone the Gospel of Jesus Christ can promote. The social gospel, being no gospel at all, but barefaced law with stern demands, can at no time and in no manner create a heart from which a free and willing love to God and true unselfish love for the neighbor may flow.

Thus the beneficial influence of the church within the state may be deep and great. But the church cannot impose its moral life upon the state, for the simple reason that it cannot rule the state by the Gospel. Here the law must rule and take its course, which is the infliction of the sword upon the evildoer. And the state must not base its demand for obedience upon the religious life of its citizens, but upon the basis of the power and force bestowed upon it by God as His vicegerent in ruling the land by the terrors of the law. It is

not the state's business to preach the Gospel, either true or false, but to execute the law.

Besides, the church, though universal, is not coextensive with the commonwealth. All men have not faith, 2 Thess. 3, 2, the apostle avers. And our Lord warns us: Nevertheless when the Son of man cometh, shall he find faith on earth? Luke 18, 8. The true Christian Church is the gathering of the elect out of the massa perditā. They have not all obeyed the Gospel. For Esaias saith, Lord, who hath believed our report? Rom. 10, 16. It is due to the prevalent ignorance of the true nature of the church and of its members, the Christians, that the designation "Christian" has lost almost all meaning. A truly Christian state is an idle dream. And that dream is the real object of the social gospel.

It is here where our danger lies. Our civil liberties may or may not be in danger at this time when our federal government is becoming more and more centralized and its bureaucracy more highly organized. We are not here to discuss that. What we are concerned with is the liberty of action and the independence of the church. If the rulers of the state call upon the churches to preach a new Gospel for the coming of a new day of unselfishness in human relations, and if, as is most credible, the majority of the Calvinistic sects enthusiastically embrace this suggestion, then we may well look to our own plans for the future. Shall we, too, give way? We shall be looked upon as beyond the pale, nay, may be called unpatriotic, if we do not. We have not forgotten the days during the World War when that was our portion. And this is characterized as a new war, a war against depression. Shall we, too, emphasize national economic recovery in our sermons? Shall we do this by putting our trust in the revivifying force of the old law, now called the social gospel? We hope not, indeed let us pray to God that we do not give way to the preaching of this new gospel at the cost of the old.

It seems to us that this is another glorious opportunity for the Lutheran Church. It is a time for speaking out, a time to testify to the aim and power of that Gospel committed to us. If we do not raise our voice, who shall? Surely not the main bodies descended from the Reformed sects. Even now

those worshippers of Catholicism from afar, the high church Episcopalians, are blaming the Protestants in one voice with the Pope for all the present economic woe besetting us. The Lutheran Church still has the true Gospel of Jesus Christ, by the grace of God. Let us not be ashamed of it. If it is the power unto salvation for both Jew and Greek, let us put it to the test now as at all times. It has never failed us yet. It is the only balm of Gilead. It alone can save the world. Through its power alone shall all mankind be blessed. Let us quietly go about saving the souls of men from the wrath to come. That's our business, our only business. We know no other.

Aug. F. Zich.

Die Entstehung des Pietismus und die lutherische Kirche.

Wollen wir das Aufkommen und die Ausbreitung des Pietismus innerhalb der lutherischen Kirche am Ausgange des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstehen und recht beurteilen, dann müssen wir uns bemühen, darüber klar zu werden, wie es nach dem Dreißigjährigen Kriege um die lutherische Kirche Deutschlands stand. Zwar waren ja auch die skandinavischen Länder am Kriege beteiligt gewesen, und seine Auswirkungen machten sich darum auch dort in der lutherischen Kirche, der fast die ganze Bevölkerung jener Länder angehörte, bemerkbar. Aber Deutschland war eben doch der Kriegsschauplatz selbst gewesen und hatte darum ganz anders unter dem Kriege und seinen Folgen zu leiden.

Man hat sich gewöhnt, von einer verknöcherten Theologie, einer toten Orthodoxie in der lutherischen Kirche jener Tage zu reden. Das ist so Mode geworden, und moderne Theologen können auch heute noch das Wort Orthodoxie kaum in den Mund nehmen, ohne daß ihnen Epitheta wie „starr“ oder „tot“ unwillkürlich über die Zunge schlüpfen. Daß das Wort „orthodox“ bei vielen fast zum Schimpfnamen, daß der Name eines Orthodoxen weiten Kreisen infam geworden ist, das ist größtenteils den Pietisten aufs Konto zu schreiben.

Ist denn diese Stellungnahme berechtigt? — Als mit Luthers Tode seine warnende und mahnende Stimme verklungen war, standen Männer auf mit abweichenden Lehrmeinungen, die sich dissher

bei dem gewaltigen Ansehen des Reformators nicht hatten Geltung verschaffen können, und stürzten die junge Kirche in die heftigsten Streitigkeiten, die geradezu ihren Bestand gefährdeten. Mit der Vollendung der Konfordinformel waren diese zum Abschluß gekommen, die größte Gefahr beseitigt und vergleichsweise Ruhe eingeleitet. Die Hochspannung ließ nach und die Theologen konnten sich nun der Aufgabe zuwenden, den teuer erkämpften Besitz zu befestigen, die gewonnenen Erkenntnisse zu verarbeiten, zu ordnen und gegen Irrtümer nach außen abzugrenzen. Das Abflauen des Kampfesiebers um die Existenz der Kirche Luthers und der vermeintlich gesicherte Besitz der reinen Lehre des Evangeliums, wie er bekenntnismäßig festgelegt war, brachten es mit sich, daß man in die Gefahr geriet, sich mit der intellektuellen Vermittlung der Lehre an die nachfolgenden Generationen zufrieden zu geben.

Im Reformationszeitalter waren Bürger und Bauern oft stadt- und dorfweise lutherisch geworden. Vielfach waren die Untertanen ihren Fürsten bei deren Übertritt gefolgt, so daß ganze Länder, Volk und Fürst zusammen, sich mit einem Male dem Evangelium zuwandten. Bei solcher Sachlage ist ohne weiteres anzuerkennen, daß es nicht immer lautere Motive waren, daß es nicht bei jedem einzelnen persönliche Herzensüberzeugung war, die den Glaubenswechsel veranlaßt hatten. Die lutherische Kirche war, wenn auch nicht als Volkskirche begründet, so doch bald dazu geworden. Wer nicht bei der alten Kirche blieb, gehörte zur lutherischen Gemeinde seines Orts. Sobald nach den ersten aufrüttelnden Zeiten des Werdens die Entwicklung der Kirche in ruhigere Bahnen lenkte, sobald der Rausch der manchmal recht fleischlichen Begeisterung verfliegen war und manch einer sich in seiner Hoffnung auf irdischen Vorteil betrogen sah, mußten die Elemente, die aus irgendwelchen anderen als aus Gründen persönlicher Überzeugung zur Kirche gehörten, sich verhängnisvoll bemerkbar machen. Als eine träge Masse hinderten sie das fröhliche Blühen und Gedeihen der Kirche. Wo niemals Leben gewesen war, mußte nun die Todesstarre augenfällig werden. Die Kirche fing an zu veräußerlichen. Alles, was für nötig erachtet wurde, war das Einhergehen in den überkommenen kirchlichen Formen. Solange nur die Institution der Kirche intakt blieb, beruhigte man sich dabei, daß es ja keine Not habe. Nicht bloß Gemeindeglieder, sondern auch Pastoren verfielen in diesen Irrtum. Die Sorge um das eigene Seelenheil war vergessen oder ging, wie gesagt,

in der Beobachtung gewisser äußerer Formen der Kirchlichkeit auf, und die Pflege der einzelnen Seelen seitens der Pastoren, die Seelsorge, ließ viel zu wünschen übrig.

Und nun kamen die Stürme des Dreißigjährigen Krieges und brausten mit verheerender Gewalt über die deutschen Lande.*) Es bedarf keines besonderen Nachweises, sondern soll nur einfach in Erinnerung gebracht werden, in welchen Abgrund von moralischer Verkommenheit, Roheit und Zuchtlosigkeit viele Kirchenglieder versunken waren. Wie traurig mußte nicht der Tiefstand religiöser Erkenntnis bei einem Kirchenvolk sein, das so oft geregelte Predigt und Sakramentsverwaltung hatte entbehren müssen, bei einer Generation, die des geordneten Schul- und Konfirmandenunterrichts fast entwöhnt war! Dazu kommt noch, daß die Kriegsgreuel, deren Zeugen oder Opfer man gewesen war, neben wüster Gottlosigkeit weithin die Indifferenz gegen Gottes heilige Gebote, die man schier jeden Tag hatte freventlich unter die Füße treten sehen, großgezogen hatten. Die bösen Beispiele der Führer wirkten sich im Volke aus. Treulosigkeit und Verrat, Völlerei, Unzucht und Habgier, die vor keinem Mittel zu ihrer Befriedigung zurückscheuten, hatten den Sinn für christliche Scham und Wahrhaftigkeit, für Wohlansständigkeit und friedliches Zusammenleben größtenteils erstickt. Wo so die Vorbedingungen für seine Entfaltung fehlten, wo so wenig Sündenerkenntnis, so wenig Angst und Schrecken vor dem Zorn des heiligen Gottes vorhanden war, kurz wo Gottes Gesetz fast unwirksam war, da konnte freilich auch das Evangelium von der Vergebung der Sünde, wie es die lutherische Kirche verkündigt, kaum einen neuen Halt gewinnen; da konnte sich ein durch das Evangelium gewirktes Glaubensleben, die Freude an der freien Gnade Gottes in Christo nicht betätigen.

Auch noch von einer anderen Seite her wurde die religiöse Gleichgültigkeit gefördert. In Friedenszeiten hatten, wenigstens in den lutherischen Kernländern, wie Sachsen und Brandenburg, Pommern und Mecklenburg, die Lutheraner in so gut wie gar keiner Berührung mit Andersgläubigen gestanden. Nun wurde das anders; der Krieg wirbelte alles durcheinander. Lutheraner und Reformierte wurden Zeltgenossen. Katholiken und Protestanten wurden Kriegskameraden, die auf derselben Seite gegen einen ebenso gemischten Haufen der verschiedenen Glaubensgemeinschaften im

*) Hier folgt meine Ausführung im Oktoberheft 1932, S. 270 und 71.

feindlichen Lager fochten. Die Einwohnerschaft, lernte, durch Erfahrung am eigenen Leib und Gut gewitzigt, Glaubensgenossen nicht weniger fürchten wie die Anhänger eines anderen Bekenntnisses. Und manches liebe Mal tat ein Katholik einen Akt der Barmherzigkeit an einen Protestanten oder verfuhr wenigstens schonend mit ihm, wo der Protestant das gerade Gegenteil erwartet hatte. Zu seiner Verwunderung merkte man, daß Gut und Böse ziemlich gleichmäßig auf die verschiedenen Bekenntnisgemeinschaften verteilt schien. Ja, es war augenscheinlich, daß es auch im gegnerischen (kirchlichen) Lager, bei Reformierten und Katholiken, aufrichtig fromme Leute gab, die bei allem sie umgebenden Greuel der Gottlosigkeit ernstlich ihrer Seelen Seligkeit suchten. Das mußte ja leicht Gleichgültigkeit gegen die Bekenntnisunterschiede wirken, eine Erweichung der Abwehr gegen Andersgläubige, ein Zurückstellen der Wichtigkeit oder gar eine Geringschätzung der Lehre des göttlichen Wortes und eine einseitige Betonung des christlichen Wandels im Gegensatz zu dem Festhalten an reiner Lehre.

Auf solchem Boden erwuchs der Pietismus, eine Bewegung innerhalb der lutherischen Kirche, deren Tendenz es war, die Lehre dem Leben gegenüber hintanzusetzen, die Lehrunterschiede für minderwertig anzusehen und lieber das Hauptgewicht auf den Erweis des Christentums in Leben und Wandel zu legen; noch anders ausgedrückt: an Stelle der objektiven Wahrheit des Evangeliums den subjektiven Gnadenstand des Gläubigen zu betonen. Seine Hauptvertreter waren Spener, den man den Vater des Pietismus genannt hat, und vor allem die Hallenser Theologen August Hermann Francke, Breithaupt, Anton, Lange und andere. In Halle gründete der Kurfürst von Brandenburg und spätere König von Preußen Friedrich I. im Jahre 1693 eine Universität. Gerade weil die eben genannten Männer in Widerspruch zu den orthodox-lutherischen Universitäten Leipzig und Wittenberg standen, waren sie dem reformierten Fürsten, der damit in den Wegen der unionistischen Kirchenpolitik des Hauses Hohenzollern ging, genehm und wurden einer nach dem anderen in die theologische Fakultät der neugegründeten Hochschule berufen.

Hier hat der Pietismus so recht eine Heim- und Pflegestätte gefunden. Die mit bewundernswerter Energie, in selbstverleugnender Arbeit und feurigem Eifer von Francke gegründeten Liebesanstalten, wie das Waisenhaus, verschiedene höhere und niedere Schulen usw.

— noch heute als Franckesche Stiftungen bestehend, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf Halle und auf den einzigartigen Mann, dessen Geist die treibende Kraft war. Viele Studenten fanden während ihrer Studienzeit dort als Hilfsarbeiter nicht bloß die Mittel für ihr Auskommen, sondern erhielten auch durch diese Arbeit eine wertvolle praktische Vorbereitung auf ihr Amt. Dazu kam, daß seitens der preußischen Regierung den lutherischen Theologiebesessenen ihres Landes der Besuch der orthodoxen Universitäten Sachsens immer mehr erschwert, ja so gut wie unmöglich gemacht wurde und dadurch neue Scharen von Studenten nach Halle geleitet wurden. Durch die Tausende von Pastoren, die im Laufe der Zeit aus Halle hervorgegangen sind, breitete sich der Pietismus bald über ganz Preußen aus, ja wurde in alle Teile Deutschlands und weit über seine Grenzen hinausgetragen. In Halle wurde der Pietismus zur Partei innerhalb der Kirche. Halle wurde seine feste Burg, in der er sich nicht nur verteidigte, sondern von der aus er auch selbst zum Angriff gegen die lutherische Orthodoxy voringing.

Ehe wir nun auf die Streitobjekte eingehen, müssen wir noch einmal, um ein gerechtes Urteil zu gewinnen, auf die Zustände innerhalb der lutherischen Kirche vor dem Aufkommen und in den Anfängen des Pietismus zurückkommen. Bisher haben wir ja nur die unleugbar vorhandenen Mißstände geschildert, aus deren Anlaß die Entstehung des Pietismus sich erklären läßt. Dabei dürfen wir es nicht bewenden lassen, wenn wir nicht ein Zerrbild zeichnen wollen. Wir werden uns überzeugen, daß unsere Kirche denn doch nicht so verkommen, so tot war, wie das landläufige Anschauung geworden ist.

Gerade in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges hatte die lutherische Theologie der orthodoxen Schule noch so viel Glaubens- und Überzeugungskraft, daß sie dem die Bekenntnisunterschiede nivellierenden Einflusse eines Georg Calixt, † 1656, und seiner Helmstedter und Königsberger Kollegen kräftig entgegentreten und in den sogenannten synkretistischen Streitigkeiten das Erbgut der Reformation vor Verfälschung bewahren konnte. Hülfemann in Leipzig, Weller in Dresden und Calov in Wittenberg traten als die hauptsächlichsten Vertreter des genuinen Luthertums hervor. Und dabei waren sie keineswegs bloß kampfeswütige Streittheologen, ging ihr Interesse nicht in der orthodoxen Polemik gegen Andersgesinnte auf. Spener*) selbst nennt Weller einen gottesfürchtigen Hofprediger, der sich darum gesorgt habe, „wie die scholastische Theologie, die Luther

zur vorderen Tür herausgetrieben, von anderen wieder zur hinteren hereingelassen wurde, aufs neue aus der evangelischen Kirche herausgeschafft und die theologia biblica an die Stelle gesetzt werden könne.“ Hülfemann *) sagt in seiner *methodus concionandi*: „Da die Gottvergessenheit dieser Zeit so groß ist, so muß man mehr Fleiß darauf verwenden, die Sitten zu verbessern als die Ketzer zu widerlegen, sollte niemals zu lange beim Lehren und Widerlegen stehen bleiben, sondern der Sittenverbesserung oder auch der Tröstung mehr Spielraum geben.“ Von Calov *) wird berichtet, daß er sich von anderen vorteilhaft durch seine Vorliebe für biblische Begründung unterschieden und die Hintansetzung der Textstudien beklagt habe. An Spener schrieb er über dessen *pia desideria*: „Eure desideria sind auch die meinigen. Ich nehme keinen Anstand, solche *examina pietatis* auch anderen zu empfehlen.“

Aus der Erbauungsliteratur unserer Kirche in jenem Jahrhundert vor dem Auftreten Speners führen wir an: Johann Arndt, † 1621, und seine „Sechs Bücher vom wahren Christentum“; den großen Dogmatiker Joh. Gerhard, † 1637, mit seinen „*Meditationes Sacrae*“; Valerius Herberger, † 1627, und seine „*Ev. Herzpostille*“; Heinrich Müller, † 1675, mit seinen „*Geistlichen Erquickungsstunden*“; Christian Scriber, † 1693, und seinen „*Seelenschatz*“. Weiter sei verwiesen auf die durch Herzog Ernst den Frommen angeregte Herausgabe des Weimarer Bibelwerks im Jahre 1640; die deutsche Übersetzung von Lucas Osianders glossierter Bibel 1650; die Württembergischen Summarien 1669 und Calovs 1682 erschienene deutsche Bibel mit fortlaufender Erklärung aus Luthers Schriften.

Nebenher sprudelte auch der Born geistlicher Liederdichtung in unserer Kirche lustig fort und gab beredtes Zeugnis von viel frischem geistlichen Leben, das trotz aller Mängel und Gebrechen in ihr waltete. Aus der reichen Fülle der Lieder, die Gemeingut des lutherischen Christenvolkes geworden sind und sich in allen Gesangbüchern finden, können wir nur etliche nennen zusammen mit ihren Dichtern: M. Schalling, † 1608: „Herzlich lieb hab ich dich, o Herr“; Phil. Nicolai, † 1608: „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, „Wachet auf, ruft uns die Stimme“; Val. Herberger, † 1627: „Balet will ich dir geben“; Joh. Heermann, † 1647: „Herzliebster Jesu, was

*) Heinrich Schmid, Die Geschichte des Pietismus, S. 37 und 38, nach Tholuck, der Geist der lutherischen Theologen usw.

haft du verbrochen“, „O Gott, du frommer Gott“; J. M. Meyfart, † 1642: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“; Mart. Rinckart, † 1649: „Nun danket alle Gott“; Joh. Rist, † 1667: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen“, „O Traurigkeit, o Herzeleid“; G. Alberti, † 1668: „Gott des Himmels und der Erden“; Paul Gerhardt, um seiner lutherischen Bekenntnistreue willen verfolgt, † 1676: „Wie soll ich dich empfangen“, „Ein Lämmlein geht“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Befiehl du deine Wege“, „Nun ruhen alle Wälder“ usw.; Joh. Franck, † 1677: „Schmücke dich, o liebe Seele“; Mich. Schirmer, † 1678: „O heilger Geist, kehre bei uns ein.“

Solche Persönlichkeiten erstehen und solche Literatur erblüht nicht „in der Vereinzelnung, sondern sie setzen einen breiten, gleichgearteten Lebensboden voraus, aus welchem sie erstehen, wie sie ihn wiederum schaffen. Wenn das lutherische Deutschland in jener Zeit tausend asketische Schriftsteller der erwähnten Art gehabt haben mag, so ist von vornherein anzunehmen, daß neben jenem einen Tausend andere Tausende gleichgesinnter Amtsgenossen und in den Gemeinden weite gleichgerichtete Lebenskreise gestanden haben“ (Kliefoth).*)

Zur Bekräftigung unserer obigen Ausführungen über die vielverschiedene „tote“ Orthodogie, die der lutherischen Kirche vor dem Pietismus ihr Gepräge gegeben hat, sei es uns gestattet, noch hierher zu setzen, was der bedeutende lutherische Theolog und langjährige Führer der Kirche Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, Th. F. D. Kliefoth, zur Sache gesagt hat (**): „Alle Spenerischen Versuche laufen darauf hinaus, daß das in äußerlicher Ordnung und Sitte Vorhandene geistlich belebt werden müsse, und setzen also einen wenigstens äußerlichen Ordnungszustand der Gemeinden voraus, der aber um die Mitte des 17. Jahrhunderts eben nicht vorhanden, sondern erst seitdem in wenigen Jahrzehnten wieder geschaffen war. Wenn man dies erwägt, wird man vielmehr jener Arbeit der Restauration seine Anerkennung zollen und es bewundern, wie dieselbe in wenigen Jahrzehnten ein zuchtlos gewordenes Volk wenigstens wieder in seine äußerliche Ordnung zu bringen vermocht hatte.“ — „Als dem Lehrstand des 17. Jahrhunderts die Aufgabe, kriegsverwüdete Bevölkerungen zu christlicher Erkenntnis und kirchlicher Gesittung zurückzuführen, zufiel, gab es ein Ge-

*) Meusel, Kirchl. Handlex., Bd. 5, S. 322.

**) G. Schmid, Geschichte des Pietismus, S. 22 und 23.

doppeltes zu tun: einmal den abgerissenen Faden der Geschichte, die Tradition in Lehre und Leben wieder anzuknüpfen, Gottesdienst, Gesetz, Sitte, Ordnung und Zucht auf Grund der alten Kirchenordnungen wieder herzustellen und das Volk wieder in diese Lebensformen zu fassen; auf der anderen Seite durch geistliche Mittel, durch lebendige Verkündigung des Wortes, durch Seelsorge, durch asketische Schriften und durch Askese dafür zu sorgen, daß es nun nicht bei der guten Ordnung und feinen äußerlichen Zucht bleibe, sondern daß auch geistliches Leben in den Herzen der wieder geordneten Gemeinde erwache. Es liegt zutage, daß beides Hand in Hand gehen kann und soll; und es wird auch niemand leugnen, daß im großen ganzen während der ersten drei Viertel des 17. Jahrhunderts beides Hand in Hand gegangen und beides geschehen ist, wenn man nur einerseits sich erinnern will, daß in dieser Zeit die Kirchenordnungen der Reformationszeit von Land zu Land wieder in Kraft und Übung gesetzt wurden, und andererseits nur das Eine bedenkt, daß die Blütezeit unserer asketischen Literatur in diese Zeit fällt und daß diese herrlichen Bücher damals nicht bloß geschrieben, sondern auch von der Hand des verachteten damaligen Lehrstandes in die Häuser und dermaßen in die Herzen des Volkes getragen sind, daß dieselben bis heute noch an ihnen hängen.“

Resümierend können wir unser Urteil dahinlautend abgeben, daß es in dieser Verallgemeinerung jedenfalls unbillig ist, wenn man die lutherische Kirche im 17. Jahrhundert in Bausch und Bogen als eine in toter Orthodorie erstarrte hinstellen will. Wir geben zu, daß man sich auf den Universitäten oft genug in der Dogmatik beim Systematisieren in spitzfindige Tüfteleien und unfruchtbare philosophische Spekulationen verlor, daß der Polemik zu viel Zeit gewidmet wurde, daß dem allen gegenüber das intensive Schriftstudium in den Hintergrund gedrängt und die Exegese als besondere theologische Disziplin vernachlässigt wurde. Man pflegte also bei dieser Weise des Theologierens vorwiegend das intellektuelle Interesse. Kein Wunder, wenn dann diese Art Theologie sich bei der Predigt auf der Kanzel und beim Religionsunterricht mit ihrer Gelehrsamkeit spreizte, statt schlicht und einfach von Buße und Glauben zu reden und so die christliche Gemeinde wahrhaft zu erbauen! Wir leugnen ferner nicht, daß breite Massen des Kirchenvolks trotz ihres Kirchgehens und wenigstens einmaligen jährlichen Abendmahls genusses in ihrem Leben und Wandel wenig oder nichts von der umwandelnd-

den Kraft des Evangeliums verspüren ließen. Dazu lag die Kirche Luthers unter dem Druck des Cäsaropapismus, den sie für den Papozäsarismus der römischen Kirche eingetauscht hatte. Die Fürsten und ihre Räte — lange nicht immer aufrichtige Christen, sondern gelegentlich recht weltlich gesinnte Männer — schalteten und walteten nach ihrem Gutdünken und forderten von den Kirchengliedern mit dem Rechte der Obrigkeit den schuldigen Untertanengehorsam, wenn sie Verfügungen trafen, die die Kirche ihren dynastischen oder politischen Zwecken dienstbar machen sollten. Schließlich muß noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Kirche als Organisation eben Volkskirche war; jedermann gehörte ohne weiteres zu ihr, man darf wohl sagen, nach dem Rechte seiner zufälligen Geburt in einem Ort oder Land oder seines Wohnsitzes daselbst, wenn er dagegen nicht besonders Einsprache erhob. Daß unter solchen Verhältnissen von Kirchenzucht im Sinne des Evangeliums so gut wie gar keine Rede sein konnte und Ansätze dazu der Regel nach scheitern mußten, bedarf keines weiteren Nachweises. An Klagen darüber aus dem siebzehnten Jahrhundert fehlt es nicht. H. Schmid führt in seiner Geschichte des Pietismus (S. 27 und 28) als Beleg an, was der bekannte Valentin Andrea darüber aus Württemberg erzählt. So war denn in der That nur das Gebiet der Lehre da, auf das die Kirche sich zur Entfaltung ihrer Kräfte werfen, auf dem sie sich einigermaßen frei bewegen durfte. Doch war sie selbst da nicht vor Eingriffen der Gewaltthaber sicher, wie es Paul Gerhardt erleben mußte. Um so weniger können wir angesichts solcher Zustände einer Kirche unsere Bewunderung versagen, die ungeachtet der großen zutage liegenden Schäden und Behinderungen solch eine gewaltige aufbauende Arbeit zu leisten imstande war, wie sie nach dem Westfälischen Frieden nötig war. Wir müssen wahrlich Respekt vor einer Pastorenschaft bekommen, die auch in den trübsten Zeiten sich nicht an der Allgenugsamkeit der Gnadenmittel irre machen ließ, die nüchtern dabei beharrte, daß nur durch Wort und Sacrament Buße und Glauben, geistliches Leben geschaffen werden kann und das Evangelium durch Predigt, Unterricht und Seelsorge, in Erbauungs- und Gebetbüchern sowie durch das evangelische Kirchenlied in die Herzen und Häuser der Leute zu bringen sich bemühte. Durch unermüdliche, zähe Arbeit sind damit auch höchst beachtenswerte Erfolge erzielt worden, wie wir davon an anderer Stelle uns haben berichten lassen.

Einer der Männer, denen das Verderben der Kirche schwer auf dem Herzen lag, war Philipp Jakob Spener († 1705). Er hatte noch in verhältnismäßig jungen Jahren einen Beruf als Pastor und Senior der Kirche zu Frankfurt a. M. angenommen. Die Verantwortung des Amtes bedrückte den frommen Mann gar hart. Aus seinem Eifer um das Heil der Seelen wurden die sogenannten Collegia pietatis geboren, Versammlungen von ernstern Christenleuten, die durch Lesen asketischer Schriften und der Bibel gefördert werden sollten. Sein Gedanke dabei war, daß diese kleinen Kreise dann in der Gemeinde sauerartig wirken sollten. Er trat auch mit einer Schrift vor die Öffentlichkeit, die er "Pia desideria" („Herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirchen“) betitelte (1675). Diese wurde zunächst allgemein, selbst von einem Calov, mit Wohlwollen aufgenommen, wenn es auch nicht an solchen fehlte, die sofort ihre Stimme dagegen erhoben.

In Leipzig hatten die beiden Magister Paul Anton und A. S. Francke, angeblich durch eine Predigt von S. B. Carpsow dazu angeregt, ein collegium philobiblicum, eine Art exegetisches Kränzchen, ins Leben gerufen, das für Akademiker eingerichtet war und in dem man sich darum nach damaliger Sitte der lateinischen Sprache bediente. Spener folgte 1686 einem Rufe als Oberhofprediger nach Dresden und trat damit an die Spitze der Geistlichkeit in Sachsen. Francke und Genossen kamen jetzt in nähere Fühlung mit ihm und verehrten ihn als ihren geistlichen Vater. Als nun Francke von einem Aufenthalt in Lüneburg, während dessen er seine „Bekehrung“ erlebt hatte, nach Leipzig zurückgekehrt war, wurden die gelehrten collegia philobiblica in Erbauungsversammlungen umgewandelt, zu denen sich, weil dabei deutsch gesprochen wurde, außer Studenten auch Bürger aus der Stadt und ihrer Umgebung einstellten. Die Sache erregte naturgemäß Aufsehen. Die Professoren sahen in dem Vorgehen der Magister ein Überschreiten ihrer Befugnisse und die Pfarrer einen Eingriff in ihr Amt.

Der Gegensatz zwischen Pietisten und Orthodoxen verschärfte sich immer mehr und wuchs sich zu einem langjährigen Streite aus, der von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde und gelegentlich in Absurditäten ausartete. So machten z. B. die Pietisten im Streit um die *Adiaphora* alle Vergnügungen, selbst das harmlose Spazierengehen zur Sünde, während die Orthodoxen, durch die maß-

lofen Übertreibungen ihrer Gegner gereizt, sich bis zur Verteidigung recht zweifelhafter Belustigungen und leichtfertigen Weltwesens verftiegen. Wohl der würdigste und bedeutendste Kämpfe, der den Fehdehandschuh zum Schutze des Kleinods lutherischer Lehre aufhob, war in etwas späterer Zeit Valentin Ernst Löscher († 1747), Professor in Wittenberg und Superintendent in Dresden, der hauptsächlich gegen den Vielschreiber Lange in Halle in die Schranken trat und mit seinem „Timotheus Verinus“ das Gründlichste lieferte, was damals gegen den Pietismus geschrieben wurde.

Versuchen wir aus den vielen zwischen den beiden Lagern strittigen Punkten herauszufchälen, was der eigentliche Grundirrtum des Pietismus ist, so ist kurz etwa dies zu sagen, daß er mit neuen Mitteln die Kirche bauen will. Negativ ausgedrückt, bedeutet diese Richtung nämlich das Verzweifeln an der Allgenugsamkeit der Gnadenmittel zur Weckung und Erhaltung des wahren Christentums. Nach seiner positiven Seite besteht er in der Einführung eines fremden, des Geistes der reformierten Kirche, in die lutherische. Er untergräbt seiner Wesensart nach das Formal- und das Materialprinzip der lutherischen Kirche, er ruiniert notwendigerweise die sola gratia, die sola scriptura und die sola fides. „Die ganze Art der Frömmigkeit, wie sie von Spener erstrebt wurde, hatte einen den Orthodoxen fremden Charakter. Ist es dem lutherischen Wesen eigentümlich, mit naivem Glauben auf den Heilsobjekten zu ruhen in der guten Zuversicht, Gott werde durch seinen Geist nun auch die Früchte des Glaubens zeitigen, so begann dagegen, um einem falschen Vertrauen auf die Objektivitäten entgegenzuwirken, in den pietistischen Kreisen ein gefühlsmäßiges Reflektieren auf die Heilserfahrung und die Glaubenserfolge, welchen gegenüber dann auch bei den Gegnern ein falsches Verteidigen des Gewohnheitschristentums sich zeigte. Gerade durch seine positiven Vorschläge, die aus fremden Gedankensystemen hergenommen waren, hat Spener seinen guten Absichten ein verderbendes Element beigemischt.“ *)

Auf ein paar Einzelheiten eingehend, nennen wir zuerst den Punkt, der den Anstoß zu dieser Bewegung gab. Das war der beflagenwerte Zustand der vom Staate beherrschten Volkskirche, belastet mit der Masse der religiös Gleichgültigen, untermischt mit offenbaren Verächtern und Spöttern, die alle dem äußerlichen Kir-

*) Meusel, Bd. 5, S. 324.

chenverbände angehörten. Es ist ein unbestrittenes Verdienst Speners und der Seinen, in jener Zeit die Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen, wie sie Luther so reichlich gepredigt hatte, wieder hell und laut verkündigt zu haben. Wie nötig war das doch! Wäre dann nur auch die der Lehre entsprechende Anwendung erfolgt! Die Betätigung des geistlichen Priestertums war ja infolge der Beherrschung der Kirche durch obrigkeitliche Organe in wichtigen Stücken, was schriftgemäße Kirchenzucht und Selbstverwaltung anlangt, einfach unmöglich gemacht. Darüber war schon vom Reformationszeitalter an fort und fort Klage geführt worden. Aber statt energisch das Joch des Staatskirchentums abzuwerfen, statt die Volkskirche als das dem evangelischen Kirchenbegriff hohnsprechende Monstrum zu erkennen, das sie einmal ist, und sich um die Etablierung einer vom Staate freien Kirche, die nach Gottes Wort die ihr eigentümlichen Aufgaben selber besorgt und die offenbar Gottlosen von sich hinausstut, zu bemühen, griff man zu dem kläglichen Palliativmittel, in jeder Gemeinde, wo möglich, eine *ecclesiola in ecclesia* zu bilden. Spener versprach sich viel davon. Er sagt einmal *): „Ich hoffe auf menschlichen Arm wenig, sondern setze mein Vertrauen darauf, daß hin und wieder gottselige Prediger und politici dahin sich bearbeiten werden, daß jeder seines Orts allgemach eine *ecclesiola in ecclesia*, jedoch ohne einige Trennung, sammle und dieselbe in den Stand bringe, daß man rechte Kernchriften an ihnen habe; da nicht fehlen wird, daß nicht solche nachmal mit ihrem Exempel ein treffliches fermentum sein werden, den übrigen Teig auch in einen Saft zu bringen. Fallor, aut haec sola ratio est, qua ecclesiae consulatur.“ Man hoffte, durch diese Konventikel von erweckten Christen den Totengebeinen Leben einhauchen zu können, wie etwa durch glühende die daneben liegenden toten Kohlen entzündet werden. Übrigens waren die Pietisten so weit entfernt mit der Staatskirche zu brechen, daß sie es sogar nicht verschmähten, zur Erreichung ihrer Ziele gelegentlich um die Gunst der Gewalthaber zu buhlen und sich durch hohe Gönner aus dem Adel bei den Fürsten ein ihren Wünschen geneigtes Ohr zu verschaffen (Freiherr von Canstein am preußischen Königshof). Merkwürdig und bedauerlich ist es, daß die Orthodoxye sich nicht dazu aufraffen konnte, die ganze Frage auf Grund der Schrift neu zu bearbeiten, aber auch bezeichnend für eine gewisse

*) G. Schmid, Gesch. d. P., S. 89.

Berechtigung zu dem pietistischerseits gemachten Vorwurf der Geistesstarre.

Die Pietisten bekannten sich zwar zur lutherischen Lehre von der Rechtfertigung, doch hielten sie dafür, daß der klägliche Zustand der Kirche gerade darin seinen Grund habe, daß man zu ausschließlich diese Lehre getrieben habe. Man müsse vielmehr Heiligung predigen, damit die Leute nicht in falsche Sicherheit eingelulkt würden. So trat denn der *articulus stantis et cadentis ecclesiae* bei ihrer Wortverkündigung in den Hintergrund. Statt des Vertrauens auf die evangelische Botschaft von der gnädigen Vergebung der Sünden um Christi willen, der durch seine stellvertretende Genugthuung die Welt mit Gott versöhnt hat, hielt man die Christen zur Erforschung ihres Seelenzustands an, ob sie nämlich wirklich einen Bußkampf durchgemacht und den Gnadendurchbruch an sich erfahren hätten. Dies wurde namentlich von Halle aus immer mehr die Norm, nach der man über das Christentum eines Menschen urteilte. Man predigte wohl Buße und Glauben, aber in eigentümlicher Umprägung wurde daraus Bußgefühl, Glaubensgefühl. Man lehrte die Christen, um sich vor einem bloß eingebildeten Glauben zu hüten, an sich die Früchte des Glaubens zu suchen, den Beweis des Glaubens in guten Werken. Daß dabei ein ängstliches, unfreies und unfrohes Christentum herauskam, ist nicht zu verwundern. Immer mußte man sich doch fragen, ob die Buße denn auch ernst genug, die Früchte des Glaubens auch echt und wirklich genügend seien, um einem die Berechtigung zu geben sich der Vergebung der Sünde trösten zu dürfen. Wie könnte ein Mensch jemals solche Fragen mit voller Gewißheit beantworten und aus dem Zweifel herauskommen können! Kurz, es blieb nur die Wahl zwischen Verzweiflung oder pharisäischer Selbstgerechtigkeit, das Vertrauen auf das eigene Tun bei Erlangung der Gerechtigkeit vor Gott. So ruinierte der Pietismus in übergroßer Geistlichkeit beides, das Evangelium von Christo und das heilige Gesetz Gottes, indem er sie durcheinander mengte.

Die gewohnten kirchlichen und gottesdienstlichen Formen, wie z. B. die Privatbeichte, bekämpften die Pietisten eifrig, weil sie nach ihrer Meinung dem wahren Christentum schädlich waren, und dabei gerieten sie selber in solches Formenwesen hinein, daß sie nur den, der von seinem Bußkampf und dem darauf folgenden Gnadendurchbruch, von seiner spur- und merkbaren Befehrung zu erzählen wußte und sonst in die bei ihnen beliebte Schablone der Heiligung paßte,

als wahren Christen anerkannten. Wie viel Heuchelwesen durch dieses Treiben und Drängen großgezogen wurde, soll nur angedeutet werden; soll es sich doch als recht lohnend erwiesen haben, wenn einer besonders lange frei (ex corde, wie man das fälschlich nannte) beten konnte! Gefühle halten sich nicht immer auf gleicher Höhe, sind abhängig von äußeren Einflüssen, z. B. der Umgebung, in der man lebt, oder dem jeweiligen Gesundheitszustand. Wie groß muß nicht die Versuchung bei einem sein, dem das Gefühl seiner Gotteskindschaft der Gradmesser seines Christentums ist, sich selbst und andere durch Gebärden, in denen sich das Gefühl gewöhnlich äußert, durch Beobachtung gewisser Formen, zu täuschen!

Der Pietismus unterzog sich mit rühmenswertem Eifer der Aufgabe, die heilige Schrift im Volke zu verbreiten. Zu dem Zwecke wurden in Halle in der mit Francés Stiftungen verbundenen Cantsteinschen Verlagsanstalt billige Bibelausgaben hergestellt, die auch dem Armen die Anschaffung einer Bibel ermöglichten. Und doch hat der Pietismus gerade dem lutherischen Christenvolke seine Bibel durch seine ganze Art der Fundierung der Heilsgewißheit praktisch genommen. Denn nach Ansicht der Pietisten war es höchst gefährlich, sich einfach an das Wort der Gnadenverheißung zu halten, vielmehr müsse der Christ, der seine Seligkeit mit Ernst suche, in sein eigenes Innere gehen und zusehen, ob er bei sich die Früchte des Glaubens finde. An den Wirkungen des Glaubens in meinem Herzen und nach außen soll ich meines Glaubens gewiß werden. Nicht auf das geschriebene Wort, sondern auf den Glauben, den ich bei mir finde, soll ich mein Vertrauen in Sachen meiner Seligkeit setzen. Das heißt nichts anderes als: ich soll an meinen Glauben glauben.

In Verfolgung dieser Linie, auf der das objektive Wort Gottes, wie es geschrieben steht, keinen ausschlaggebenden Wert hatte, sondern eigentlich alles auf den recht beschaffenen Geist des Menschen ankam, der freilich nach pietistischer Anschauung durch Wirkung des Geistes Gottes (neben und außer der Schrift?) so geworden war, trat im Pietismus im Verlaufe seiner Geschichte der Indifferentismus, die Gleichgültigkeit gegen die Lehrunterschiede, die die Konfessionen voneinander trennen, immer deutlicher hervor. Löscher äußert sich hierzu in seinem *Timotheus Verinus* so: „Die Gottseligkeit ist freilich zu allen Dingen nütze, aber sie hat darum nicht die Stelle und das Recht oder Vorrecht der geoffenbarten Wahrheit und reinen Lehre. Sie ist nicht der Grund der Religion, des Glaubens und der Mittel des

Heils, sie gehört nicht zum Wesen der Gnadenmittel und hat keinen Einfluß in dieselben; sie gibt keinen Glaubensartikel.“ *)

Dadurch, daß er die objektiven Gnadenmittel entwertete und dem Subjektivismus im frommen Gefühl zum Siege verhalf, hat der Pietismus die Kirche von Grund aus verderbt. Die lutherische Kirche wäre nicht so rettungslos der über sie flutenden Aufklärung verfallen, hätte der Pietismus nicht das starke Bollwerk: „sola gratia, sola scriptura, sola fides,“ unterminiert und zum Einsturz gebracht.

*) S. Schmid, G. d. P., S. 455.

M. Lehninger.

Hitler und die protestantische Kirche Deutschlands.

Über er antwortete und sprach: Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden; denn der Himmel ist rot; und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter sein; denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr urteilen, könnt ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit urteilen? Matth. 16, 2. 3.

Daß wir in einer ganz großen Zeit leben, in einem Zeitentwessel von weltgeschichtlicher Bedeutung, kann dem nicht entgehen, der den Lauf der Dinge in Welt und Kirche im vorigen Jahrhundert kennt und die großen einander drängenden oder gleichzeitig hereinschlagenden Umwälzungen auf den hauptsächlichsten Lebensgebieten der heutigen Kulturvölker, vor allem den verflochtenen Weltkrieg und seine Folgen, mit eigenen Augen beobachtet hat, — vorausgesetzt natürlich, daß er den rechten Maßstab zur Beurteilung der „Zeichen dieser Zeit“ besitzt. Es will etwas Neues in der Welt werden.

Wir erfahren ja im eigenen Lande Umwälzungen, die vor wenig Jahren kein Mensch für möglich gehalten hätte. Daß wir aus einer allgemeinen Prosperität an irdischen Gütern, aus einem rasenden Geschäftsaufstieg, hohen Löhnen und einem ungemeinen Reichtum von Landprodukten so schnell in eine noch nie erlebte Geschäftstodung, Arbeits- und Verdienstlosigkeit stürzen, daß auch die Kirche durch diesen Umschwung nicht nur in ihrer Missionsstätigkeit, sondern auch in ihrer Gemeindegearbeit und ihrem Anstaltsbetrieb so stark lahmgelegt werden würde, hat in der „guten“ Zeit kaum jemand geahnt. Und hätte uns noch vor der letzten Präsidentenwahl jemand gesagt, daß wir in wenigen Monaten anstatt des nationalen Kongresses einen Diktator zum Regenten haben würden (denn das ist ja jetzt unser Präsident in Wirklichkeit, wenn auch ein gutmütiger und verständiger), so hätte jeder ihn ausgelacht. Unterdes sind die Diktatoren nach dem anfänglich viel verlästerten Mussolini wie Pilze aus der Erde geschossen, und

das Ende ist auch wohl mit dem kleinen Dollfuß noch nicht da. Der Krieg und seine Folgen, die Not und die Ratlosigkeit der Völker haben sie hervor- gebracht. Was sie ausrichten werden, kann nur die Zeit lehren.

Uns interessiert natürlich im besonderen Maße das Schicksal unsers alten Vaterlandes. Und nach den neuesten öffentlichen und Privatnachrichten ist die Hitlerische Regierung um diese Zeit nicht nur fest im deutschen Volk etabliert (bei der letzten Volksabstimmung stimmten nur zehn Prozent aller männlichen und weiblichen Stimmgeber nicht für Hitler und seine Pläne), sondern sie ist bereits so vollständig organisiert, und funktioniert so glatt, daß das ganze Volk mit geringen Ausnahmen sie als einen Segen von oben erkennt und Hitler als den ihnen von Gott gesandten Retter preist, ja ihn in leidenschaftlicher Anhänglichkeit verehrt. Das deutsche Volk scheint in dem Hitlerischen Programm so einig zu sein, wie es in seiner zweitausendjährigen Geschichte in keinem Stück gewesen ist. Wenn nun Frankreich und die Ententationen es von außen in Ruhe lassen, mag ihm noch eine große Zukunft bevorstehen.

Doch das hängt auch von der Regelung der so arg zerrissenen kirchlichen Verhältnisse des deutschen Volkes ab, die bis jetzt noch keine Erledigung gefunden haben. Und zwar handelt es sich hier nicht sowohl um die katholische Kirche, mit der Hitler verhältnismäßig leicht ins reine kam, weil er es hier mit einer geschlossenen Einheit, dem Papst, zu tun hatte. Das altbeliebte Mittel des Konkordats machte mit einem Male allen beiderseitigen Forderungen und Besorgnissen vorläufig ein Ende. Die Schwierigkeiten in der Protestantischen Kirche sind in der Tat groß, ja erscheinen für eine befriedigende Lösung durch den Staat als ganz hoffnungslos, sofern es sich diesem darum handelt, die verschiedenen Parteien in eine kirchliche Einheit zusammenzufassen. Hitler, von Haus aus katholisch, wenn auch kein päpstlicher Fanatiker wie Dollfuß, hat die Zerrissenheit des „Protestantismus“ wohl nicht gründlich genug durchschaut, um von vornherein die Unmöglichkeit einer kirchenregimentlichen Zusammenfassung desselben einzusehen. Bei der „Gründlichkeit“ des deutschen „Ariens“ (1) vor allem in der Religion, auch in der falschen — ganz recht nach des Herrn Wort Luk. 14, 26, wenn es die rechte ist — in welcher sie ihm auch über alles Vaterländische geht, lassen sich weder die rechten Gläubigen mit den echten Ungläubigen, noch die Lutheraner mit den Reformierten oder Unierten, noch die bisherigen Landeskirchlichen mit den Freikirchlichen, weder Hoff mit Hoffenfelder, noch Ludwig Müller mit Dr. Krause in Berlin unter einen Hut bringen. Das geht nur, sofern jeder in seinem Spezifikum wecht, d. h. „liberal“ ist, — oder in der römischen Kirche, in welcher der Gedanke vom Papst und seiner Unfehlbarkeit alles andere beherrscht und unwichtig macht. — Hätte Hitler die historische Bedeutung des Protestantismus von 1526 und '29, und daß alle diejenigen sich mit Unrecht Protestanten nennen, die es nicht im Sinne jener sind, klar erkannt, so hätte er an einen protestantischen Reichsbischof, ob er Bodelschwingh oder Hoffenfelder oder Ludwig Müller hieß, nicht gedacht, wenn er ihn nicht absolut machtlos zu machen im Sinn gehabt hätte. Nur der wechte Lutheraner sagt nicht mit Luther: „Wir wollen kurzum den Papst nicht wieder in der Kirche haben.“

Es gibt nur eine Weise, die protestantische und die gesamte Kirche auf Erden zu einigen, und die besteht darin, daß man ihnen das lautere Evangelium predigt, daß sie alle nach Eph. 4 zu einem Glauben zusammenwachsen. Wo das erreicht wird, kann man ihnen einen Bischof, Papst oder Kaiser zum Regenten setzen; gelingt das nicht, ja kann ein Reichsbischof oder Landesbischof nur entweder die Kirche im Glauben ruinieren oder neue „Protestanten“ machen und die Kirche weiter zersplittern. Wäre Hitler in diesem Stück klug gewesen, so hätte er von vornherein alle protestantischen Parteien sich nach eigener Passion konstituieren lassen. Die hätten ihm ja bei seiner staatlichen Reform nicht weniger treu zur Seite gestanden als jetzt, während er bei den gekreuzten Schlüsseln und der dreifachen Bischofskrone trotz aller Konkordate keinen Augenblick sicher ist, sobald er sich in den unvermeidlich kommenden Differenzen der praktischen Ausföhrung der Konkordatsstipulationen dem Papste nicht einfach fügt. Hitler ist zwar — wie aus den ersten Seiten seines Buches „Mein Kampf“ hervorgeht — ein ungemein fester Mann, ja, ein anscheinend ganz unzerbrechlicher Starrkopf, aber Rom ist nun einmal auch die gewaltigste weltliche Macht auf Erden, die eher Staaten und Völker zugrunde gehen läßt, als daß es seinen Anspruch auf den absoluten Gehorsam der weltlichen Obrigkeiten auch in weltlichen Angelegenheiten aufgibt. Das Papsttum macht Verträge, Konkordate, Bündnisse und hält sie lediglich aus Klugheitsrückichten und bricht sie — man darf vielleicht nicht sagen: gewissenslos, weil sein Gewissen in seinem unaustilgbaren Wahn von seiner Statthalterschaft Gottes auf Erden fundamntiert ist, aber — ganz rüdfichtslös und waltet eher durch Ströme von Blut, verwüftet eher Länder und rottet Völker aus, als daß es seinen Anspruch auf den Gehorsam aller Fürsten und Völker fahren ließe. Dafür sind viele päpstliche Bullen und Dekretalien, die Geschichte der Päpste und der Konzilien bis auf das Vatikanum offenliegender Beweis. Man braucht ja nur auf Gregor VII., Innozenz III., Bonifacius VIII., die Inquisition und den Dreißigjährigen Krieg zu verweisen.

Sollte Hitler die Geschichte des Papsttums nicht kennen? Nicht wenigstens die Geschichte Pio Nonos und des Vatikanischen Konzils? des Kulturkampfes? Denkt er nicht an die Rolle, welche die Ultramontane Partei ganz bis zuletzt im Reichstag gespielt hat? Hat er die Opposition der 8 rekalzitrananten Bischöfe Deutschlands und seine letzte Unterredung mit dem Zentrumsföhrer Kaas vergessen?

Studiert man aber die 34 Artikel des am 20. Juli vorigen Jahres (1933) zwischen Hitler und dem Papst abgeschlossenen Konkordats etwas genauer, so wird einem sofort klar, daß der Papst absolut alles bekommen hat, was er bekommen wollte, und Hitler eigentlich nur das eine, daß die Organe der römischen Kirche ihm aus seiner Politik bleiben müßten. Aber nicht er hat die Entscheidung darüber, ob und wann ein tatsächlicher Übergriiff vorliegt, sondern das entscheidet der Papst in Gemeinschaft mit ihm.

Die Sache ist von so ungeheurer Bedeutung für das Gelingen des von Hitler unternommenen Werks zur Rettung des deutschen Volks und für die Zukunft nicht nur der ganzen sich protestantisch nennenden Kirche, sondern gerade des echten Luthertums in Deutschland, daß kein lutherischer Pastor,

der Gottes Reich und das Evangelium lieb hat, es sich leisten kann, diese in der Welt- und Kirchengeschichte ganz unerhörten Vorgänge nicht genau zu studieren. Was wird unter dem Konkordat Hitlers und des Papstes aus der Lutherischen Kirche und allen nichttrömischen Kirchen des deutschen Volks werden? Das Verhältnis der Hitlerregierung zu den protestantischen Kirchen ist noch nicht fest geregelt. Man wird sagen müssen: mehr durch die Schuld dieser Kirchen als durch die Schuld der Regierung. Was letztere anlangt, so wird von allen Seiten immer und immer wieder betont, daß allen nichtkatholischen Kirchen dieselbe Freiheit und Begünstigung — vollständige Selbstregierung — vom Staate gewährleistet ist wie der römischen Kirche. Soweit gut. Aber die Idee, alle Kirchengemeinschaften, die sich protestantisch nennen, unter einen kirchenregimentlichen, mit Zuchtgewalt ausgestatteten Reichsbischof zusammenzufassen, kann man dem Katholiken Hitler und seinen vielen katholischen Regierungsgenossen nicht allzu sehr verdenken, obwohl doch auch sie als gebildete Menschen sich die Fruchtlosigkeit, ja Verderblichkeit einer solchen Einrichtung hätten sagen müssen. Aber für jeden einsichtigen und treuen Lutheraner hätte es müssen unmöglich sein, auf die praktische Verwirklichung dieser unsinnigen Idee irgendetwas zugehen. Daß sie es doch taten, daß sie sich sogar an der Wahl des Reichsbischofs in Wittenberg in großer Mehrzahl beteiligten, war Beweis an'weder für die altgewohnte Nachlässigkeit in der Bekenntnisstellung oder für ihre durch den gegenwärtigen Paroxysmus von übertriebenem Volksbewußtsein herbeigeführten geistlichen Blindheit. Ein gewisses Erwachen aus der patriotischen Betäubung scheint seitdem bei vielen eingesezt zu haben. Es ist doch wieder ein Kampf um gesundes Luther- und Kirchentum vorhanden. Gott muß aber den lutherischen Pastoren viel Geist und Gnade geben, wenn unter der gegenwärtigen Brot- und Landesnot eine beträchtliche genuin lutherische Kirche erstehen soll.

Als in dem Unglücksjahr 1918 der Zusammenbruch im Felde und die marxistische Novemberrevolution zu Hause über Deutschland kam, gab Gott der lutherischen Kirche ein besonderes Gnadenstündlein. Sie wurde aus der Umarmung des sozialistischen Staates entlassen und bekam volle Freiheit, sich selbst neu zu konstituieren und zu regieren. Das ganze Heer der negativen und liberalen Pastoren und Professoren kroch eingeschüchtert äußerlich wieder unter das Dach der positiv gebliebenen Kirche zurück. Nur dort gab es jetzt noch einigermaßen erträgliche Lebensbedingungen. Es gab eine ganze Reihe von tüchtigen Männern, die dann für ein gesund lutherisches Kirchen- und Schulwesen unter der Konstitution von Weimar eintraten. Die lutherischen Landeskirchen organisierten sich unter Landesbischöfen, aber ohne durchschlagende Reform in Lehre und Zucht. Sie hatten nicht mehr die Kraft, die wieder laut werdenden Freilehrer und offenbar Gottlosen von sich zu tun. Streit, weiter nichts. Die beste lutherische Pastorenvereinigung, der Lutherische Bund, ging zugrunde. Im Kampf um die lutherische Schule blieb es bei einer resultatlosen Agitation. Und der Grund für all den Mißerfolg? Ein doppelter: die positiven Lutheraner waren selbst „nicht umsonst durch eine hundertjährige Periode wissenschaftlicher Bibelkritik gegangen“, und der andere: die Kirche verlagte in der Er-

nahrung ihrer Diener, so mußte man sich wieder an die Rockschöße des Staats hängen, damit dieser die nötigen Kirchensteuern eintreibe. Und der altgewohnte kirchliche Schlendrian blieb im bequemen Schlafrock hängen.

Dabei dürfen freilich zwei Erscheinungen auf dem Gebiet der Kirche nicht unerwähnt bleiben. Die eine ist, daß die „wissenschaftliche“ negative Bibelkritik, die, nach manchen Vorgängern besonders durch De Wette an den Universitäten auf den Thron gehoben, unter Karl Graf und Julius Wellhausen bis zum Kriege die deutsche Theologie beherrschte, beinahe abgewirkt hat, weil sie — das Hungern nicht verstand. Die andere — noch erfreulicher — ist die, daß in der jüngsten Zeit der deutschländischen Not ähnlich wie in der napoleonischen aus dem vor- und nachkrieglichen wirren Durcheinander von pietistisch-schwärmerischen Erneuerungsbestrebungen eine gesunde lutherische Theologie sich herauszuarbeiten scheint, die, durch solche geistig tüchtige Männer wie Köberle, Elert und andere vertreten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigen würde, wenn Gott der Lutherischen Kirche so etwas wie einen lutherischen Hitler, einen wirklichen Führer gäbe.

Geschieht das nicht, so wird die Saat, die die eben genannten Männer säen, unter dem Unkraut des Unglaubens, das die bisherige „protestantische“ negative Universitäts-theologie so erfolgreich in die studierende Jugend, in die Hoch- und Volksschullehrerschaft nicht minder als in die Pastorenschaft des Volkes gestreut hat, ersticken und verdorren. Es ist Gottes Weise nicht, ein verkommenees Volk oder eine verkommene Kirche — irgendeine verkommene Masse — durch wohlmeinende aber stets schwächliche Parteivereinigungen, ewig sich beratende und disputierende Versammlungen, Konferenzen — gründlich zu erneuern, sondern er gebraucht dazu stets und ausschließlich einzelne große Männer, die eine vorliegende Situation in ihrem Kern erfassen, die Mittel zu ihrer Hebung klar durchschauen und ohne Rücksicht auf ihr eigenes Wohl oder Wehe ohne Bedenken ihr Leben an das vorgesteckte Ziel setzen — Führer, deren Persönlichkeit und Auftreten die Massen, in denen noch etwas von dem unaufgeweckt schlummert, was ihr eigenes Wesen erfüllt und ihre Seele verzehrt, unwiderstehlich zu vertrauender Nachfolge und zur Mitarbeit an ihrem Werk mitfortreißt. Ein derartiger Mann ist Hitler auf seinem Gebiet, und einen solchen Mann braucht jetzt die lutherische Kirche Deutschlands auf ihrem Gebiet.

Ob Hitler sein Werk gelingt, steht bei Gott; daß er nicht ein Dutzendmensch, sondern ein wirklicher Führer ist, zeigt sein bewunderungswürdiger, vor aller Augen liegender Erfolg. Er hat das deutsche Volk in seiner großen Masse politisch — in seiner Politik — einig und zu enthusiastischen Anhängern und bereiten Kämpfern für dieselbe gemacht. Er hat alle seine ehrlichen Gegner besiegt und für sich gewonnen, er hat alle Verräter hingerichtet. Wie war das möglich?

Große Männer werden nur in großen Zeiten, vorausgesetzt, daß sie zur Beherrschung derselben vor allen anderen begabt sind. Moses, Samuel, David, Paulus, Luther, Balthasar kamen zur rechten Zeit, zur Zeit des äußersten Niedergangs der betreffenden weltlichen oder kirchlichen Verhältnisse. Hus, Wessel, Savonarola konnten wohl bedeutende Männer, aber

keine Reformatoren werden. Die allgemeine Korruption war noch nicht aufs höchste gestiegen oder doch noch nicht offenber. Rein noch so begabter Geist unter Luthers Schülern und Nachfolgern konnte seine Bedeutung erlangen, weil Luther die kirchlichen Gedanken für Jahrhunderte erschöpfte. Wer könnte in der lutherischen Kirche Amerikas die Bedeutung Walthers erlangen, er sei so begabt wie er wolle, ehe dessen Gedanken durch den kirchlichen Amerikanismus bis aufs äußerste korrumpiert und geschändet sind! In guten Zeiten läßt Gott keine großen Geister wachsen. Sie hätten ja keinen großen Veruf. Die Not macht große Leute. Hitler ist durch Deutschlands große, größte Not geworden, was er ist. Und dadurch, daß dieselbe Not Millionen deutscher Herzen gleicherweise, wenn auch nicht mit derselben Gewalt, erfaßt hatte. Und er kannte kein Nachgeben, vor allem keine Rücksicht auf sich selbst. „Mein Leben für des deutschen Volkes Rettung!“

Worin bestand denn Deutschlands Not? Zunächst und äußerlich in dessen jammervoller Verarmung, die er selbst von Jugend auf hatte mit durchmachen müssen, und die durch den jahrelangen Krieg, dessen Umbilden er als Frontsoldat hatte mit durchleiden müssen, und durch die unmenschlichen Erpressungen, die die Siegerevölker in den unermesslichen Reparationen aus dem deutschen Volk herauszwangen, aufs höchste gestiegen war.

Sie bestand in der unglaublichen religiösen und moralischen Korruption des Volks, dessen Entdeuschung, dem terroristischen Klassenhaß, der steigenden nihilistischen Revolutionsgesinnung der durch den Marxismus seit zwei Menschenaltern gegen alle besitzenden Klassen und gegen die Regierung verhetzten und bis auf Diebstahl, Raub und Mord verbitterten besitzlosen Arbeiterklassen.

Sie bestand in der überhandnehmenden rücksichtslosen, schändlichen unehrlichen finanziellen Ausbeutung des Volks und dem Anführerischen der Führung in allen Geschäftszweigen, Berufsarten und Regierungsämtern, und in der geistigen Gestaltung der öffentlichen Meinung durch die Tagespresse und Journalistik von seiten des internationalen, antideutschen gesinneten Geld-, Geist- und Proletariatums Deutschlands.

Sie bestand in der durch den unwahrhaftigen und ungerechten Versailles Gewaltfrieden inaugurierten, gegen Deutschland geführten Vernichtungspolitik der Siegermächte, die das deutsche Ländergebiet ringsumher beschnitt, seine Grenzen vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer mit vereinten feindlichen Kanonen besetzte, seine Kriegsmacht mehrlos machte, seine Kolonien wegnahm, seine Politik diktierte, seinen Handelsverkehr und seine Industrie verkrüppelte, seine Ernährungsmöglichkeit in Frage stellte und sein Wiedererwachen auf ein Jahrhundert unmöglich machen sollte, — das deutsche Volk mittelst der weltbekannten Kriegsklüge von Deutschlands alleiniger Schuld am Weltkriege wider alle Wahrheit und alles Recht durch bloße rohe Gewalt zu einem Sklavenvolk herabgedrückt!

Dazu nun 1918 die sozialdemokratische Revolution mit einer das oberst zu unterst und das unterst zu oberst kehrenden Umwälzung in allen Regierungs- und Verwaltungszweigen, die Beamtenstellen mit neuen, größtenteils untreuen Neulingen besetzt, die Landesregierungen und das

Reichsregiment von unfähigen zum Teil undeutsch gesinnten Männern und landesverräterischen Juden uneinig und ziel- und planlos geführt, der Reichstag eine unfruchtbare „Quasselbude“ von 14 bis 18 verschiedenen sich gegenseitig bekämpfenden Parteien, die Vertretungen im Ausland unwissend, tölpelhaft und feig und — verachtet. Wirtschaftlich und politisch aufs äußerste heruntergekommen, stand das deutsche Volk im Januar 1933 unmittelbar vor einem Generalfreistreich und einer neuen Revolution, die ein allgemeines Töhmabohu und ein Eingreifen Frankreichs und Englands zur Vernichtung des Deutschen Reichs hätte herbeiführen müssen.

Diese entsetzlichen Verhältnisse sah und fühlte nicht Hitler allein, sondern empfanden mit ihm mehr oder minder scharf 100 Millionen deutscher Männer und Frauen, besonders die heranwachsende intelligente deutsche Jugend. Diese Tatsache machte einem Manne wie Hitler seinen phänomenalen Erfolg möglich. Das deutsche Volk war noch nicht total verkommen, es war noch rettungs- und erziehungsfähig. Es war noch ein Untergrund vorhanden von christlicher Religiosität und Moral, von alter deutscher Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue, von gewissenhafter Pflichterfüllung und Aufopferungsfähigkeit, von Volksbewußtsein und Vaterlandsliebe, von Mut und Selbstbehauptungswillen. Das hatte Hitler erkannt. Darauf hat er gebaut, das hat er 14 Jahre lang unermüdllich aufgerufen. Das hat er mit seiner herzogewinnenden, weil aus dem Herzen kommenden, Beredsamkeit unentwegt durch das ganze Land hin furchtlos und mit einer durch keine Gewalt, durch kein Leiden, auch durch keine Rückschläge zu brechenden, eisernen Standhaftigkeit gepredigt und unter aller Opposition rücksichtslos vertreten, und so hat er nicht nur die beispiellos begeisterte Unterstützung der deutschen Millionen, sondern auch das Vertrauen der höchsten Kreise und endlich auch die Zustimmung des unbeweglichen alten Felsens des Reichs, des Reichspräsidenten, zu seiner Kanzlerschaft gewonnen.

Das sagen wir nicht, um Hitler zu preisen, sondern lediglich, um zu zeigen, wie unter Gottes Fügung ein großer Mann, ein Volkserretter wird.

Einen ähnlichen Mann braucht die Lutherische Kirche Deutschlands, wenn ihr in dieser zweiten Gnadenzeit, die Gott ihr seit dem deutschen Zusammenbruch zu ihrer Erneuerung gegeben hat, geholfen werden soll. Sie muß zum gesunden Lutherum, zu dem unfehlbaren lutherischen — „Papst“ (sit venia verbo!), will sagen zu der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments als zu der alleinigen und ausschlaggebenden Autorität der Kirche, zurückkehren. Käme ihre ein solcher Mann im Lutherisch-Kirchlichen, wie es Hitler im Volks-Politischen ist, von Gott, so wäre ihr geholfen. Das sporadische Auftreten dieses oder jenes tüchtigen lutherischen Kathedertheologen — so erfreulich es als Einzelpersöhnung auch ist —, hilft der „protestantischen“ Kirche Deutschlands ebensowenig auf wie die gegenwärtig im Streit mit dem Reichsbischof sich zerarbeitenden Protest- und Vereinigungsversammlungen orthodoxer oder liberaler Pastoren. Das gibt immer viel Geschrei und wenig Wolle, will sagen, viel Reden und Streiten, aber wenig Aktion. Sie schließen gewöhnlich mit Kompromissen und Seufzen, bei denen alles beim alten bleibt. Sie haben nicht wie die römische Kirche eine gemeinsame durchschlagende Autorität.

Sitler hatte und hat nur Eine Passion: Deutschland! Die protestantische Kirche Deutschlands hat zwei Duzend. Wer die alle zurückdrängen und alle ihre Diener mit der alles andere verzehrenden Passion für die Gotteswahrheit erfüllen könnte, daß die Kirche allein aus dem Wort Gottes lebt, der hülfte ihr wieder auf. A. P.

(Schluß folgt.)

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Günstiger Wind führt die Reisenden rasch an der Insel Kos und Rhodus vorüber, hin nach dem Hafen Patara an der Südwestküste Kleinasiens (Act. 21, 2). Das Schiff, das sie hierher getragen, wohl ein Kauffahrteischiff, wollte wohl weiter der Kleinasiatischen Küste entlang fahren. Wären sie auf demselben geblieben, so wäre es zweifelhaft gewesen, ob sie auf diesem Umwege Jerusalem vor dem Pfingstfeste erreicht hätten. So stiegen sie denn in Patara aus. Und da der Herr Gnade zu ihrer Reise gegeben, finden sie ein anderes Schiff, das bereit war, die Anker zu lichten und auf direktem Wege nach Rhönizien zu segeln. In der altberühmten Handelsstadt Thyrs legte es zuerst an (Act. 21, 3 f.). Hier fanden sie eine kleine Christengemeinde und genossen sieben Tage Gastfreundschaft bei ihnen. In ihrer Mitte waren Jünger, die mit prophetischem Geiste begabt waren. Die sagten Paulo durch den Geist, er solle sich nicht nach Jerusalem begeben, da dort Bande und Trübsale seiner warteten. Er aber ließ sich durch ihre Vorstellungen nicht abhalten, das zu vollbringen, was er als des Herrn Willen erkannt hatte. Da er denn unbeugsam blieb, geleiteten sie ihn alle, Männer, Frauen und Kinder, bis an den Meeresstrand. Dort knieten sie nieder zum Gebet und befahlen den unerschrockenen Diener Christi den allmächtigen Gnadenhänden des erhöhten Herrn. In dem nächsten Hafen Ptolemais verließen sie das Schiff, hielten sich einen Tag bei den Christen auf, die sie auch hier antraten, und wanderten dann zu Fuß nach Cäsarien (Act. 21, 7 f.). Hier existierte eine Christengemeinde, die schon vor etwa zwanzig Jahren von dem Apostel Petrus im Hause des Hauptmannes Cornelius gegründet worden war und nun von dem ehemaligen Diakon Philippus versorgt wurde (Act. 21, 8 f.). Bei diesem fanden sie gastliche Herberge. Philippus hatte vier Töchter, die noch als Jungfrauen in seinem Hause waren. Auch sie hatten die Gabe der Weissagung empfangen und mögen zu dem Apostel in demselben Sinn wie jene Propheten in Thyrs geredet haben. Es kam auch ein Prophet von Jerusalem herab, ein Bekannter des Apostels von Antiochien her, der damals die bevorstehende Feuerung vorausverkündigte. Sein Name war Agabus. Dieser, als er Paulus erblickte, trat auf ihn zu, nahm ihm seinen Gürtel, band damit seine eigenen Hände und Füße und sprach: „So sagt der Heilige Geist: den Mann, des der Gürtel ist, werden die Juden also binden zu Jerusalem und überant-

worten in der Heiden Hände.“ Des Apostels Reisegefährten waren von dem, was sie sahen und hörten, so ergriffen, daß nun auch sie, was sie bisher nicht getan, in den Apostel dringen, doch ja von dem Gange nach Jerusalem abzustehen (Act. 21, 12 f.). Auch der ehrwürdige Philippus und seine Töchter samt den andern anwesenden Christen vereinigen ihre Bitten mit denen jener. Es war ein rührender Auftritt, wie sie ihn von allen Seiten umringen und unter Schlußzen bestürmen, doch nicht freiwillig in den sicheren Tod hineingehen. Das greift denn auch den Apostel ans Herz, er ist aufs tiefste gerührt ob solchen Beweises treu ergebener Liebe. Aber er bleibt unerschütterlich, ohne ihre liebevolle Absicht zu verkennen. Steht ihm doch der Gehorsam gegen Gottes Willen höher als sein eigenes Leben. Mit bebender Stimme antwortet er: „Was macht ihr, daß ihr weinet und brechet mir mein Herz? Denn ich bin bereit, nicht allein mich binden zu lassen, sondern auch zu sterben zu Jerusalem um des Namens willen des Herrn Jesu.“ Da sich der Apostel nicht überreden ließ, schwiegen sie und sprachen: „Des Herrn Wille geschehe.“ Aber eins ließen die besorgten Christen zu Cäsarien sich nicht nehmen; sie stellten ihm Begleiter, erfahrene, umsichtige Leute, die in Jerusalem sich auskannten und mit den dortigen Verhältnissen vertraut waren. Dieselben geleiteten den Apostel durch die mörderische Stadt hin in die Herberge, in das Haus eines alten bewährten Jüngers mit Namen Mnason, aus Zypern.

Jerusalem — Cäsarea. Act. 21, 17 — 23, 35.

Wohl hatte Paulus eine verheiratete Schwester in Jerusalem wohnen, allein wir wissen nicht, ob sie den Glauben ihres Bruders teilte oder im strengen starren Judentum verblieben sei. Das besorgte Eintreten ihres Sohnes für den gefangengesetzten Onkel, wovon wir später hören (Act. 23, 16 f.) läßt indessen das erstere vermuten. Warum er nicht bei ihr, sondern bei Mnason herbergte, ist, wenn nicht sonstige Gründe dafür bestimmend waren, doch damit zu erklären, daß er die wohlbedachte Anordnung der Christen von Cäsarea für weise hielt, die davon überzeugt waren, daß er dort am ungefährdetsten wäre. Es war dies das fünfte Mal, daß der heilige Apostel seit seiner Befehung den Boden Jerusalems betrat, desselben Jerusalem, über das der Herr schmerzliche Tränen vergossen und kurz vor seinem Tode wehmütig geklagt: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind.“ Dies Wort, das der Apostel sicher kannte, mag ihm gerade damals, da er wußte, daß er das letzte Mal in Jerusalem sein werde, erschütternd durch die Seele gegangen sein, als er durch die Straßen der einst so großen Königsstadt wandelte. Vor etwa 22 Jahren hatte er hier wohlgefällig mitgeholfen, einen, den der Herr gesandt, zu steinigen, und nun, da er durch das Wunder der erbarmenden Gnade selbst ein Jünger, ja der erfolgreichste Zeuge dessen geworden, der auch einst in dieser Stadt geschlagen und gemartert und draußen vor dem Tore zum Heil der ganzen Welt ans Holz des Fluches und der Schande gehängt ward, schickt sich dieses Jerusalem an, auch ihn zu greifen, zu mißhandeln und dem sichern Tode zu überliefern. Kaum je hat er nach dem großen Wendepunkt in seinem Leben vor den Toren von

Damaſkus die Tempelſtadt ohne Sorge und Bekümmernis betreten; doch diesmal weilt er mit beſonders tiefer Wehmut innerhalb ihrer dem Verfall geweihten Mauern, darin er der Freunde ſo wenige, der Feinde ſo viele beſitzt. Die bloße Nennung ſeines Namens genügt, die Volksmenge in raſende Wut zu verſetzen, ſie wie eine wilde Meute auf ihn zu heßen und das Signal zu ſeiner Steinigung zu werden.

Stand es aber ſo, warum wollte er denn durchaus nach dieſer Mördergrube gehen, warum nicht die Warnungen ſo vieler treubeforgter Freunde hören? Ach, hätte er nur ſich und ſeine Ehre geſucht, er wäre dieſen Weg wahrlich nicht gegangen. Er hätte auch ohne Jeruſalem fertig werden, auch ohne Verbindung mit der Urgemeinde zu ſuchen das Schifflein der Heidenkirche durch die tobenden Fluten ſteuern können; denn mit ihm war, das mußte er gewiß, der Herr, der ihn berufen, zum Wollen auch das Vollbringen gegeben und ſtetigen Sieg verliehen hatte. Er war als der Heiden Apoſtel anerkannt. Die heidendiſtliche Kirche in Syrien, Galatien, Phrygien, Aſien, Mazedonien, Griechenland und Äthiopien war zahlreicher als die juchendendiſtliche. Die heftigen Angriffe der geſetzestreiberiſchen Partei aus Jeruſalem hatte er abgeſchlagen; als Sieger mit vollem apoſtoliſchen Anſehen war er aus dieſem Kampfe hervorgegangen. So hätte er wohl auf ein Zuſammengehen mit Jeruſalem verzichten können. Doch St. Paulus ſuchte durchaus nicht ſeinen eigenen Ruhm. Er wollte nichts anderes ſein als der Knecht Jeſu Chriſti. „Alles und in allen Chriſtus“ war ſeine Loſung. Ob er arbeitete oder litt, faſtete, redete, wachte, reiſete, hungerte, weinte oder ſich freute: es geſchah alles für ſeinen Herrn und ſeine große Reichſache. Chriſti Ruhm in der Welt auszubreiten, das war ſeine einzige Paſſion. Nun war Chriſtus aber das Haupt nicht bloß der Heiden-, ſondern auch der Judenkirche, und darum mußte die Gemeinſchaft des ganzen Leibes, der Juden und der Griechen, unter dem einen Haupte erhalten werden. Was dazu beizutragen in ſeiner Kraft ſtand, das war er auch auf die Gefahr ſeines Lebens hin mit tauſend Freuden zu tun entſchloſſen. Zu dem Ende mußten die entſtandenen Mißverständniſſe und Beargwohnungen, denen vorzubeugen das Apoſtelkonzil nicht imſtande geweſen, aus dem Wege geräumt werden. Das war aber durch Briefe allein ebenſowenig wie durch das bloße Senden von Abgeordneten aus den einzelnen Gemeinden, welche die Kollekte in ſeinem Namen überbrachten, zu bewerkſtelligen. Es war nötig, perſönlich einander gegenüber zu treten, Auge in Auge, Hand in Hand das Band feſter zu knüpfen, das andere in fleiſchlich blindem Eifer mutwillig gelöſert hatten. Dies hatte St. Paulus klar als den Willen ſeines Meſters erkannt, und ließ ſich darum durch niemanden und durch nichts davon abhalten, denſelben zur Ausführung zu bringen.

Als der Apoſtel in Jeruſalem eintraf, waren die Vorbereitungen für das Pfingſtfeſt in vollem Gange, und die Stadt war mit Juden aus allen Himmelsſtrichen überfüllt. Aber es war nicht das fröhliche Pfingſtfeſt ehemaliger Tage, da Jehovaſch noch unter ſeinem erwählten Volke wohnte und der Pſalmiſt ſingen konnte: „Es müſſe Friede ſein inwendig in deinen Mauern und Glück in deinen Paläſten“ (Pſ. 122, 7). Seit ſie den Fürſten des Friedens verworfen, hatte ſich an ihnen das Wort der Schrift bewahrheitet:

„Die Gottlosen haben keinen Frieden.“ Ein schwerer Schatten, wie ein ausgestreckter Arm des Gerichts, lag auf dem ganzen Lande wie über der unheiligen Heiligen Stadt. Besonders zu den Festzeiten war Jerusalem der wilden Schrecken voll. Die blutigsten Auftritte waren an der Tagesordnung. Schon zu der Zeit, da der Apostel in der Stadt weilte, fing die Schale des göttlichen Zornes, die in wenigen Jahren über Jerusalem und seine dem Gerichte verfallenen Einwohner in überfließendem Maße ausgegossen werden sollte, an, sich schnell zu füllen. Das ganze Volk war in eine Anzahl Parteien zerklüftet, die einander tödlich haßten und blutig bekämpften. Einzelne Banden zogen verkleidet durch die Straßen, zückten im Gedränge selbst im Vorhofe des Tempels ihre Dolchmesser und machten ihre Gegner nieder. So sah denn jeder friedliebende Einwohner dem Feste mit Bangen entgegen. Auch der Landpfleger Felix hegte Befürchtungen und traf deshalb seine Vorbereitungen. Er warf eine starke Militärkolonne in die feste Burg Antonia, die auf dem Tempelberge lag, und bestellte den Tribun Claudius Alphas zum Kommandanten derselben.

Die Ankunft des Apostels in Jerusalem kam nicht unerwartet. Die feindlichen Juden in Ephesus und Korinth, die noch vor wenigen Wochen einen mißglückten Mordanschlag auf ihn gemacht, hatten wohl die Abreise des Verhafteten ihren Gesinnungsgeossen in Palästina kund getan, und höchstwahrscheinlich waren ihm sogar einige schnellstens nachgereist. Das hatten auch Jakobus und die Ältesten der Gemeinde erfahren. Ja, sie wußten, daß nicht nur die ungläubigen Juden Paulus nachstellten, sondern daß auch unter den Judenchristen innerhalb der Gemeinde eine große Partei bestand, die dem Heidenapostel feind waren. Sie klagten ihn an, daß er die Juden in der Diaspora vom Gesetz abtrünnig gemacht, die Beschneidung judenchristlicher Kinder gehindert und also den ausdrücklichen Abmachungen des Jerusalemer Konzils entgegengehandelt habe. Das war eine arge Verleumdung und böse Entstellung. Worauf der Apostel stets bestanden, war, daß man einerseits die Heidenchristen mit dem jüdischen Zeremonialgesetz unbedingt verschonen, andererseits aber auch den Judenchristen die Beobachtung der ihnen von Alters her liebgewordenen Formen nicht wehren sollte. Er war nicht nur den Juden ein Jude geworden, indem er selbst in ihrer Mitte die ihm von früher geläufigen Gebräuche mitmachte, sondern auch den Heiden ein Heide, indem er sich unter den Heidenchristen um das jüdische Zeremonialgesetz durchaus nicht kümmerte. Durch sein Beispiel ermunterte er freilich andere Judenchristen, ihm nachzuahmen, so daß viele von ihnen, aus eigenem Antriebe, nicht auf das Gebot des Apostels, sich von den jüdischen Satzungen frei machten. Dies war das große Verbrechen, dessen St. Paulus sich schuldig gemacht und das ihm die gesetzestollen Judenchristen in Jerusalem nicht verzeihen konnten. Jakobus und die Ältesten verstanden und billigten diesen Standpunkt Pauli, wiewohl man aus der ganzen Weise, wie St. Lukas hierüber berichtet, sich des Eindruckes nicht zu erwehren vermag, daß sie dafür persönlich auch nicht allzu sehr begeistert waren. Das hat der Apostel geahnt, darum er auch in seinem kurz vor Antritt der Reise nach Jerusalem in Korinth geschriebenen Römerbriefe die dortigen Christen bittet: „Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, durch

unsern Herrn Jesum Christ und durch die Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott, auf daß ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa und daß mein Dienst, den ich gen Jerusalem tue, angenehm werde den Heiligen“ (Röm. 15, 31). — Hatten nun auch Jakobus und die Ältesten an Pauli Wirksamkeit unter den Heiden und seinem Verhalten gegen das Gesetz nichts auszusagen, so wußten sie doch, daß viele Tausende der gläubig gewordenen Juden, die alle Eiferer über dem Gesetze waren, den falschen Gerüchten glaubten, die über ihn verbreitet waren; und sie fürchteten, daß sein Erscheinen in der Gemeinde einen Sturm erregen und unberechenbare Folgen nach sich ziehen könne. Was war zu tun, dieser Möglichkeit vorzubeugen? Wie konnte man die Menge am schnellsten und gründlichsten davon überzeugen, daß dies Gerüchte nichts als Entstellung und Verleumdung sei? Sie pflogen miteinander Rats und meinten endlich einen Weg gefunden zu haben, auf dem solches zu erreichen wäre. Als nun Pauli Eintreffen gemeldet wurde, da versammelten sie sich in Jakobi Haus und ließen denselben zu sich bitten. Da das seinem eigenen Wunsche entsprach, so kam der Apostel dieser Bitte gerne nach und begab sich mit seinen Reisebegleitern dorthin. Er begrüßte Jakobus und die Ältesten und durch sie die ganze jerusalemitische Gemeinde. Sein Gruß bestand aber nicht nur in Worten; er grüßte, indem er die reiche Gabe, welche seine Gemeinden in der Heidenwelt in Liebe für die bedürftige Argemeinde gesammelt hatten, darreichte. St. Lukas sagt über diese Überreichung der Kollekte wie auch über die Sammlung derselben kein Wort. Tut er das deswegen nicht, weil er dieser seiner Schrift, die für weitere Reise bestimmt war, erst längere Erklärungen darüber hätte hinzufügen müssen, was über den Rahmen derselben hinausgegangen wäre, oder unterließ er solches darum, weil er gesehen, daß dieser Dienst den Heiligen tatsächlich nicht so angenehm und der Dank dementsprechend nicht so herzlich ausgefallen, als zu erwarten alle Ursache vorgelegen? Er sagt uns nur dies eine: als Paulus „sie begrüßt hatte, erzählte er eines nach dem andern, was Gott getan hatte unter den Heiden durch sein Amt. Da sie aber das hörten, lobeten sie den Herrn“ (Act. 21, 19 ff.). Und fahren dann im gleichen Atemzuge fort: „Bruder, du siehest, wieviel tausend Juden sind, die gläubig worden sind, und sind alle Eiferer über dem Gesetz; sie sind aber berichtet worden wider dich, daß du lehrest von Mose abfallen alle Juden, die unter den Heiden sind, und sagest, sie sollen ihre Kinder nicht beschneiden, auch nicht nach deselbigen Weise wandeln. Was denn nun? Allerdings muß die Menge zusammenkommen; denn sie werden's hören, daß du kommen bist. So tue nun dies, das wir dir sagen. Wir haben vier Männer, die haben ein Gelübde auf sich, dieselben nimme zu dir und heilige dich mit ihnen und wage die Kosten an sie, daß sie ihr Haupt bescheren, so werden alle vernehmen, daß nicht sei, was sie wider dich berichtet sind, sondern daß du auch einhergehst und haltest das Gesetz. Denn den Gläubigen aus den Heiden haben wir geschrieben und beschloffen, daß sie der keines halten sollen, denn nur sich bewahren vor dem Gözenopfer, vor Blut, vor Ersticktem und vor Hurerei.“

Was bedeutet dieser Vorschlag? Die Befreiung von dem temporären Gelübde der Naziräer konnte nur in Jerusalem und dem Tempel geschehen und war mit ziemlich großen Opfern verbunden (4. Mos. 6, 14 ff.), so daß es für den armen Mann schier unerschwinglich war. Es war darum der Brauch aufgekommen, daß wohlhabendere Leute für solche eintraten und die Kosten für sie bestritten. Man schätzte solches als eine Liebestat hoch ein. Der Naziräer mußte sich verschiedenen gottesdienstlichen Reinigungen im Tempel unterziehen, sich dort in einen dazu bestimmten Raum zurückziehen, nach Ablauf der festgesetzten Zeit ein weibliches Lamm als Sündopfer, ein männliches als Brandopfer, einen Widder als Dankopfer darbringen und das langgewachsene Haar vor der Türe des Heiligtums abscheren lassen, das dann in dieselbe Flamme auf dem Altare geworfen wurde, die den Widder verzehrte. Nach vollendetem Altaropfer wurde eine Opfermahlzeit gehalten: Das Gelübde war nun gelöst, und der Nazir durfte wieder Wein genießen.

Nun mußten die Ältesten gerade von vier armen Judenchristen der Gemeinde, die ein solches Naziräatsgelübde übernommen. Für sie sollte der Apostel die Erfüllung des Gelübdes und die damit verbundenen Kosten übernehmen, sich eine Woche lang mit ihnen einschließen und damit vor der ganzen Judenschaft den Beweis liefern, daß er nicht der Verächter des jüdischen Gesetzes sei, der da alle Söhne Abrahams lehre von Mose abfallen.

Dieser Augenblick im Hause des Jakobus zählt gewiß zu den bittersten, die Paulus auf seiner ganzen Laufbahn als Apostel zu durchkosten hatte. Jakobus, dessen ganzes Wesen noch im alten Testamente wurzelte, konnte sich keine Vorstellung machen, was er und seine Ältesten dem Heidenapostel mit diesem Vorschlage zumuteten. Indessen Paulus, nur auf das Wohl des Leibes Christi und auf die Verherrlichung seines Hauptes bedacht, nimmt um der Liebe willen, die alles glaubt, alles hofft, alles duldet, den gemachten Vorschlag an, und wird den Schwachen ein Schwacher, auf daß er die Schwachen gewinne (1. Kor. 9, 22). Blieb doch der Hauptgrundsatz seiner Lehre: Aus Gnaden allein durch den Glauben an Jesum Christum unangetastet. Was er auf dem Apostelkonzil den Judenchristen als Recht zugestanden, nach ihrer christlichen Freiheit Moses Gesetz zu beobachten, solange das nicht als Mittel zur Seligkeit angesehen wurde, dem konnte er sich nun auch selber unterziehen. Blieben diese Dinge Sache der christlichen Freiheit, so stand er zu ihnen ebenso wie später Dr. Luther, der einer Gemeinde, die darüber ein Gutachten von ihm erbat, antwortete: sie solle solch viele Prozessionen veranstalten als sie wolle, wenn sie nur daran festhielten, daß sie nicht durch diese Umzüge, sondern allein, allein in aus Gnaden durch den Glauben an den Christ Gottes selig würden.

Schon am nächsten Tage begab sich der Apostel in den Tempel und unterzog sich mit jenen vier Judenchristen all den Waschungen und Reinigungen, die für die Lösung von dem Naziräatsgelübde vorgeschrieben waren. (Act. 21, 26). Die dafür bestimmten sieben Tage neigten sich ihren Ende entgegen, da bereitete sich in der Stadt ein Sturm gegen Paulus vor, von dem er in der Abgeschiedenheit des Tempels nicht die leiseste Ahnung hatte. Juden von Ephesus, die auch zum Feste gekommen waren, hatten ihn

an einem der ersten Tage, als er noch nicht im Tempel war, mit dem ihnen wohlbekannten griechischen Mitbürger Trophimus durch die Straßen gehen sehen und beschloffen, diesen Zufall auszunutzen, ihren Haß gegen ihren Todfeind zu befriedigen. Wohl wissend, daß die Wut der ganzen Judenschaft nicht mehr gereizt werden konnte als dadurch, daß man jemand der Entweihung des Tempels beschuldigte, erfannen und verbreiteten sie die Lüge, sie hätten Paulus zusammen mit dem Griechen Trophimus im Tempel gesehen. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich diese Anklage unter dem Volke und entflammt ihre Entrüstung zur Raserei. Der Vorhof der Heiden, der durch ein steinernes Gitter von dem Vorhof der Israeliten getrennt, war mit Inschriften versehen, die in hebräischer, lateinischer und griechischer Sprache besagten, daß den Heiden das Betreten der übrigen Vorhöfe bei Strafe des Todes verboten sei. Hatte Paulus das, was sie ihn beschuldigten, wirklich getan und den Griechen in den Vorhof der Israeliten mitgenommen, so war er verloren; dann verlangte das ganze Volk unbedingt nach seinem Blute. Als der letzte Tag, an dem die Aufhebung des Gelübdes durch die darzubringenden Opfer stattfinden sollte, bevorstand, erblickten dieselben ephesinischen Juden, die jene Lüge erfunden, bei ihrem Umherspähen im Tempel Paulum und die vier Judenchristen. Sofort schlugen sie Lärm und schrien aus Leibeskräften: „Ihr Männer von Israel, Hilfe, Hilfe, hier ist der Mensch, der alle Enden lehret wider dies Volk, wider das Gesetz und wider diese Stätte. Dazu hat er, wie ihr euch selber überzeugen könnt, Griechen in den Tempel geführt und diese heilige Stätte gemein gemacht“ (Act. 21, 28). Das Geschrei, der Tempel ist entweiht! Die heilige Stätte ist geschändet! hallte durch den weiten mit Tausenden von Festgästen angefüllten Tempelplatz und pflanzte sich weiter bis in die entlegensten Gassen der Stadt, so daß bald ganz Jerusalem in hellem Aufruhr sich befand. Wild gestikulierend und fürchterliche Flüche gegen den vermeintlichen Tempelschänder ausstößend stürmten die fanatischen Juden den Tempelberg hinan. Rohe Häuste hatten unterdessen den überraschten Apostel gefaßt, niedergerissen und dem Ausgange zu geschleift. Er sollte sterben, aber außerhalb des Heiligtumes. Sobald man ihn hinausgezerrt, schlossen die levitischen Tempelwächter die Tore, daß der Mord den Tempel nicht beflecke. Außerhalb der geweihten Stätte brauchte sich der Pöbel keinen Zwang antun. Mit wildfunkelnden Augen und verzerrten Angesichtern, gleich zähnefletschenden reißenden Bestien drangen sie auf den Apostel ein und schlugen mit ihren Häusten unbarmherzig auf ihn los. Blutüberströmt und schweigend ließ er alles geduldig über sich ergehen. Sollte dies das Ende nicht nur seiner Wirksamkeit, sondern seines Lebens bedeuten, nun wohl, er hatte Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein; wollte er ihn noch länger hier auf Erden als sein Werkzeug gebrauchen, auch gut, er war ja der Herr, der auch vom Tode errettet. Und diese Rettung kam, als alle Hilfe aus zu sein schien. Der römische Wachposten, auf dem flachen Dache des Kreuzganges, der die Burg Antonia mit dem Tempel verband, stationiert, hatte das Zusammenrotten des Volkes und die wilde Aufregung bemerkt und das wütende Geschrei gehört und alsobald Alarm geschlagen. Die Römer waren gewohnt schnell zu handeln, sie

hatten solches bei tausend ähnlichen Vorkommnissen in den verschiedensten Ländern zu lernen Gelegenheit gehabt. Und hier in einer Stadt, die als Hauptsitz eines unbegreifbaren Fanatismus hinlänglich bekannt, war solches doppelt notwendig. Ein einziges Kommandowort genügte, um Claudius Lysias, den Kommandanten der Garnison, mit einer starken Abteilung nicht nur gut bewaffneter, sondern auch aufs beste disziplinierter und geübter Offiziere und Soldaten zu umgeben. Mit derselben eilte er im Lauffchritt von der Burg Antonia hinab zum nahen Tempelplatz. Das wohlbekannte Dröhnen des Militärschrittes, der so gefürchtete Klang der Waffen und Schilde, die selbst das wütende Getöse der Volksmenge über-tönenden Signale und Kommandorufe der Römer machten den erregten Pöbel stutzig. Er wagte sich nicht dieser eisernen Faust zu widersetzen und hörte auf, Paulum zu schlagen (Act. 21, 22). Gezückte Schwerter und gefällte Lanzen machten Lysias eine Gasse. Er erreichte den jämmerlich zugerichteten Apostel und befreite ihn aus den Händen seiner darob in ohnmächtiger Wut zähneknirschenden Widersacher. Wer dieser Mann eigentlich war und was er verbochen, davon hatte er keine Ahnung. Wenn er auch durchaus nicht danach aus sah, so mußte er doch zum mindesten ein gefährlicher Mensch sein, denn sonst hätte das ganze Volk nicht um feinetwillen in solch große Aufregung geraten können. Er befahl, ihn mit zwei Ketten zu fesseln, und suchte bei den Umstehenden zu erforschen, wes man ihn beschuldige. „Einer aber rief dies, der andre das im Volk. Und da er nichts Gewisses erfahren konnte um des Getümmels willen, hieß er ihn in das Lager schaffen.“ Schon hatten sie ihn bis zu den Stufen, die zu der Burg Antonia hinaufführten, gebracht, als sich die Menge der Tatsache bewußt wurde, daß nun dieser verhaßte Paulus doch ihren Händen entkomme. Und da ihr Haß gegen ihn noch größer war als ihre Furcht vor den Römern, so stürmten sie mit dem Geschrei: „Weg mit ihm!“ „Tötet ihn!“ von neuem auf ihn ein. Die Soldaten aber, einen waffenstarrten Kreis um ihn bildend, nahmen, um ihn schneller in Sicherheit zu bringen, den gefesselten und durch die erlittene Mißhandlung geschwächten Apostel auf ihre Arme und tragen ihn durch das Burgtor, das sich im selben Augenblick schließend hinter ihnen schließt. Kaum war dies geschehen, da wandte sich Paulus, wohl weiß ihm der Name des Oberhauptmanns dessen Nationalität verraten, in griechischer Sprache mit der Frage an ihn: „Darf ich mit dir reden?“ Der Tribun, der den Gefangenen während der vorausgegangenen Ereignisse scharf beobachtet und sich seine Gedanken über ihn gemacht hatte, fuhr bei dieser Anrede wie aus tiefem Nachsinnen empor und sagte: „Was, du kannst griechisch reden? Bist du denn nicht jener *) Ägypter, für den ich dich

*) Unter dem Landpfleger Felix führte ein Ägypter, ein falscher Prophet, eine große Schar Juden auf den Ölberg, indem er ihnen verheiß, daß sie von dort die Mauern Jerusalems würden einfallen sehen. Mordschelmörder (Stirarier) hieß damals eine fanatische Klasse von Menschen, die sich in Palästina herumtrieben, an die heftigsten pharisäischen Eiferer angeschlossen und zu jedem Aufruhr und Verbrechen die Hand reichten. Felix überfiel jene Schar, machte eine große Anzahl nieder und zerstreute den Rest. Der Ägypter aber entfloh.

gehalten, der vor kurzem einen Aufruhr anstellte und führte in die Wüste hinaus viertausend Meuchelmörder, nach dem wir seither beständig fahnden?" Paulus antwortete: Bewahre! „Ich bin ein jüdischer Mann von Tarsus, ein Bürger einer namhaften Stadt in Kilizien. Ich bitte dich, erlaube mir zu reden zu dem Volke.“ Überzeugt, daß es sich hier in der That nicht um jenen gefährlichen Empörer handele, schlägt ihm Lyfias die Bitte nicht ab, sondern gibt Befehl, das Burgtor wieder zu öffnen. Umgeben von einer starken Bedeckung, seiner Fesseln teilweise entledigt, erscheint, wo tausend andere an seiner Stelle froh gewesen wären, der fürchterlichsten Todesgefahr nur um Haarsbreite entronnen, hinter den schützenden Thoren verbleiben zu können, Paulus wieder vor der noch immer aufgeregten Menge und winkt, auf der obersten Stufe der Treppe stehend, mit der Hand zum Zeichen, daß er zu ihnen reden möchte. Und in der That, ob solcher Kühnheit wie gelähmt, verstummen selbst die wütendsten Schreier. Er aber spricht mit erhobener Stimme: „Ihr Männer, liebe Brüder und Väter: höret meine Verantwortung an euch.“ Da sie das vernahmen, daß er auf Hebräisch zu ihnen redete, wurde es noch stiller. Mit ruhig ernstem Blick auf die unabsehbare Volksmenge herniedersehend, aus der vielleicht manches ihm noch von früher her bekannte Gesicht auftauchte, fuhr er in seiner Rede, die wie immer der augenblicklichen Lage in bewunderungswürdiger Weisheit angepaßt war, fort, indem er ihnen klar zu machen versuchte, daß er ihren Eifer und ihre Entrüstung gar wohl verstehen könne, weil er weiland ebenso wie sie jetzt gedacht und gehandelt habe; daß er aber durch nichts Geringeres als durch eine göttliche Offenbarung zu dem umgewandelt wurde, als der er jetzt vor ihnen stehe. Er sei als Jude in Tarsus geboren, aber von seiner frühesten Jugend an in Jerusalem geschult, und zwar zu den Füßen keines geringeren Lehrers als des großen ehrwürdigen Gamaliel. Ja, nicht nur ein Jude, sondern wie sein Vater vor ihm ein Phariseer sei er, gelehrt mit allem Fleiß im väterlichen Gesetz und ein Eiferer um Gott gleich wie sie heute. Diesen Weg — sagt er — habe ich verfolgt bis in den Tod. Ich bin's der damals — wie sich gewiß noch viele unter euch entfinnen werden — den Nazarenern, Männern und Frauen, in maßlosem Zorneseifer unermüdt nachstellte, sie ergrieff, ins Gefängnis schleppte und erarmungslos dem Tode überlieferte. Nicht genug, daß ich sie von dem Boden dieser heiligen Stadt vertilgte, auch gen Damaskus machte ich mich auf, wie solches der damalige Hohepriester, der noch lebt, und der mir für jene Reise Empfehlungsbriefe an die Brüder zu Damaskus mitgab, sowie die Glieder des hohen Rates, von denen vielleicht eine Anzahl hier in eurer Mitte anwesend sind, mir bezeugen müssen. Auch in Damaskus sollte den Christen durch meine Hand geschehen, was ihnen in Jerusalem widerfuhr. Allein, ehe dies zur Ausführung kam, griff ein Höherer, Gott der Herr selber, dem ich mit der Verfolgung der Christen zu dienen glaubte, ein. Und nun bezeugt er ihnen, wie er, damals noch ganz von ihrer heutigen Gesinnung befeelt, plötzlich durch die persönliche Erscheinung des gekreuzigten und totgegläubten Jesus von Nazareth, dessen Auferstehung er als Märchen verlacht, aus seiner verkehrten Bahn herausgeworfen und durch die Macht seiner Gnade aus dem

glühendsten Verfolger zum überzeugtesten seiner Jünger gemacht und auf den wahrhaftigen Weg des Lebens geleitet sei. Und als er später nach Jerusalem gekommen im Tempel betete, sei ihm der Auferstandene abermals im Gesicht erschienen und habe ihm geboten, eilend von Jerusalem zu fliehen, da die Juden sein Zeugnis doch nicht annehmen würden. Er habe jedoch eingewandt, daß die Juden ja selbst wissen, wie er vordem seinen Jüngern getan, und bei der Steinigung seines Zeugen Stephanus mitgeholfen habe. Jesus, der Herr, aber habe zu ihm gesprochen: „Gehe hin, denn ich will dich ferne unter die Heiden senden.“

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichtliche Notizen.

Rede des deutschen Botschafters, Dr. Hans Luther, bei der Martin Luther-Feier in der Constitution Hall, Washington, D. C., am 10. November 1933. *) — Ich betrachte es als eine hohe Ehre, in dieser Gedächtnisfeier mit Ihnen, meine Damen und Herren, dem kühnen und schöpferischen Geiste Martin Luthers huldigen zu dürfen. Ich verdanke diese Ehre nicht dem Umstand, daß ich Historiker oder gar Theologe wäre. Wenn ich trotzdem als Redner für diese hervorragende Versammlung ausgesucht worden bin, so werden wohl drei Tatsachen berücksichtigt worden sein. An erster Stelle der Umstand, daß ich als Botschafter berufen bin, bei den Vereinigten Staaten das Deutsche Reich zu vertreten und damit das Land und Volk, dem Martin Luther angehört hat. An zweiter Stelle, daß ich dadurch zugleich der Vertreter mit allgemeinsten und weitest reichender Zuständigkeit jener Sprache bin, in die Martin Luther die Heilige Schrift übertragen hat. Endlich aber wird der Umstand mitgesprochen haben, daß ich den gleichen Familiennamen wie Dr. Martin Luther trage und begründeterweise annehmen darf, zu seinem Familienverbande zu gehören, was mich und die Meinen, wie ich offen ausspreche, stets mit besonderem Stolz erfüllt hat.

Auf 450 Jahre seit Martin Luthers Geburt heute zurückblickend, möchte ich den Satz an die Spitze stellen, daß die Notwendigkeit des Lutherwerks ihre geschichtliche Bestätigung gefunden hat durch die Ausbreitung des Luthertums und des Protestantismus über die Erde in einem Zeitraum, der sich dem halben Jahrtausend nähert. Ein ebenso packender wie nahe- liegender Beweis für die Weltbedeutung der Persönlichkeit Luthers und seines Werkes ist außerdem die Tatsache dieser heutigen Versammlung in Amerikas Hauptstadt.

*) Für die Art des neu erwachten Lutherinteresses in Deutschland und für den Geist der gegenwärtigen kirchlichen Bewegung ist diese Rede Dr. Hans Luthers ein historisches Zeugnis. — Eingefandt von Dr. F. W. Verntthal.

Ich werde es kaum unternehmen können, auch nur annähernderweise die hundertfältigen Beziehungen und tausendfältigen Wege zu beschreiben, durch welche Martin Luthers Persönlichkeit das Christentum der Welt durchdrungen hat. Es würde gleichfalls weit über meine Kräfte hinausgehen, wenn ich im einzelnen beschreiben wollte, wie die in Amerika lebenden Lutheraner von ihrem europäischen Stammbaum abzweigten, der vorwiegend in deutschem und nordischem Volkstum verwurzelt war. Eine ähnlich schwierige Aufgabe würde es sein, die Zwischenbeziehungen des kontinentalen und englischen Protestantismus zu untersuchen, deren Ergebnisse seit dem Beginn der Reformationsbewegung von europäischen, ja weltgeschichtlichen politischen Folgen waren.

Nur zwei Vorgänge, für die ich bei meinen Zuhörern besondere Anteilnahme voraussetzen darf, lassen Sie mich erwähnen: Der Engländer Tyndale, der später den Märtyrertod starb, hat in Wittenberg zu Luthers Füßen gesessen und dort die Anregung für die erste vollständige Übersetzung des Neuen Testaments in die englische Sprache empfangen. John Wesley, der Gründer des Methodismus, hat seine eigentliche Befehrung nach dem klassischen Eintrag in seinem Tagebuch unter dem unmittelbaren Eindruck von Luthers Einführung zum Römerbrief erfahren.

Wären wir nunmehr auf das eigentliche reformatorische Zeitalter zurück, so müßte man sich nicht auf die religiösen Fragen beschränken, die den Unterschied zwischen Protestantismus und Katholizismus ausmachen. Denn es war zu Zeit der Reformation ein Untergrund sozialer und wirtschaftlicher Unruhe vorhanden, der das wohlgefügte Gesellschaftsgebäude des Mittelalters erschüttert hatte. Ja, auch die Meinung wird vertreten, daß eine geistige Grundhaltung reformatorischer Art in den Menschen gerade Norddeutschlands, also der Lutherischen Umwelt, von jeher oder doch seit langem vorhanden gewesen sei. Dabei darf man nicht übersehen, daß die reformatorische Bewegung auch in anderen Teilen Europas, zu welchen Luther stammesmäßig nicht gehörte, mit Wucht und Erfolg auftrat, anknüpfend etwa an den mit Luther gleichaltrigen Reformator Zwingli oder später an Calvin oder in Schottland John Knox. Was die Reformation auf britischem Boden anbelangt, so kann freilich darauf hingewiesen werden, daß das Angelsächsentum mit dem vorwiegend sächsisch Norddeutschen — Martin Luther war ein Niederachse — in der Wurzel verwandt ist. Die Bedeutung von Martin Luthers persönlichem Lebensweg ragt weit über das Individuelle hinaus. In den dramatischen Schicksalen seines Erdenwandels vollzieht sich die Formung des Luthertums zum christlichen Bekenntnis.

So mancher von Ihnen, meine Damen und Herren, ist persönlich und viele von Ihnen sind mit ihrer Sehnsucht an den Stätten gewesen, die den äußeren Rahmen für Luthers Leben abgegeben haben. Eisleben, die Bergmannsstadt, in der er nicht nur geboren wurde, sondern durch eine Fügung, um die wir gern unsere Phantasie spielen lassen, auch zum Sterben zurückgeführt ist; er, der Sohn eines Bergmannes und Abkömmling von Bauern, mitten im Volke wurzelnd und alle die Urkraft dieser Zugehörigkeit zu bodenständigem Volkstum in jeder Stunde bewährend; seine große Begabung, die ihn von selbst und nach dem Brauche seiner Zeit und Umwelt

zur Gottesgelehrtheit als der Königin der Wissenschaften führte; das erschütternde Erlebnis des neben ihm vom Blitz erschlagenen Freundes; der ungeheure Buß- und Forschungsernst, der ihn dann im Kloster zu unermüdlischem Ringen um Gottes Wahrheit antrieb; die große innere Unabhängigkeit, die ihn zu eigenem Urteilen zwang und nur unter unmittelbarer und persönlicher Verantwortung vor Gott das eigene Leben zu leben vermochte.

Dann das Wagnis, die Gedankenkämpfe und inneren Siege der Klosterzelle ins Weite der Welt hinauszutragen durch den Anschlag der 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg am Vorabend vor Allerheiligen 1517; kein irgendwelcher Gedanke an eine Spaltung der Kirche, ja, klar gewollte Zurückhaltung gegenüber dem Papst als dem damaligen Haupt der ganzen Christenheit. Luther wollte keinen Teil aus dem Gebäude der Kirche herausbrechen, sondern wollte der Wahrheit, die er als Gottesgebot und Berufung in sich trug, zum Durchbruch in der ganzen Christenheit verhelfen. Aber Gottes Wille in der Geschichte beschritt andere Wege, obwohl die kirchlichen Oberen die Thesen zunächst glaubten als „Mönchsgezänk“ abtun zu können. Im weiteren Verlaufe der Ereignisse, besonders in einer großen Unterredung mit einem Sondergesandten des Papstes, wurde der Gegensatz Lutherischer Wahrheit und Lutherischen Bekenntens gegenüber der katholischen Kirchenlehre grundsätzlicher und tiefer. Luther wich keiner Folgerung und keiner Gefahr aus, sondern vollzog in Worten und Taten, was ihm als Wahrheitsgebot geworden war. Er verbrannte in Wittenberg öffentlich die Bannbulle des Papstes. Er trotzte dem Kaiser und dem Reichstag in Worms. Hier entsteht aus seiner nur in Gott und Gewissen gebundenen Persönlichkeit der neue und freie Mensch; das ist die Geburtsstunde einer Geisteswelt, zu welcher, das sei nebenbei bemerkt, in politischer Weiterentwicklung auch die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten gezählt werden darf.

Auf die kühnen Willenshandlungen in Wittenberg und Worms, in denen Luther sich auf sich ganz allein oder, wie er in seiner Gottgebundenheit es sicherlich empfunden hat, allein auf Gott gestellt hatte, folgte die Zeit schöpferischer Vertiefung durch Inangriffnahme der Bibelübersetzung auf der Wartburg. Welch herrlich Kleinod der deutschen Sprache diese Bibelübersetzung ist, das spreche ich hier nur aus, weil ich als Deutscher an Martin Luther gar nicht denken kann, ohne daß das Bewußtsein von der Gewalt und dem schimmernden Glanz seiner Sprache mich geradezu überfällt. Und diese Sprache war Neuschöpfung, da es vor dem einheitlichen Deutsch nur für die dürren Ausdrucksformen von Verwaltung und Gericht gegeben hatte. Mich erfüllt auch die Erinnerung an die Wartburg, deren Abbildung Sie alle kennen, auch wenn Sie nie in Deutschland gewesen sind. Erst in diesem Frühjahr habe ich zum letztenmal in den mir heiligen Räumen gestanden, in denen Luther, nach dem Willen des ihn beschirmenden Kurfürsten Friedrich des Weisen damals Junker Jörg genannt, das ungeheure Werk der Bibelübersetzung in die deutsche Sprache begann, das für uns die Neuoffenbarung des göttlichen Wortes bedeutet. Der Friedenshauch einer fruchtbaren deutschen Waldlandschaft und darin das trutzig-schöne Gebilde

der Wartburg zaubern vor die Seele jedes Besuchers das Bild des Reformators aus den Tiefen der Vergangenheit.

Diese Vergangenheit aber ist nicht tot, sondern ist wirkende Gegenwart.

Zu dem in der Christenheit und besonders im Luthertum Gewachsenen und Lebendigen, vom Standpunkt der Gegenwart aus betrachtet, lassen Sie mich bitte, meine Damen und Herren, noch dreierlei kurz erwähnen:

Das erste, von dem ich noch sprechen möchte, ist die Bedeutung der Schule und überhaupt der Volksbildung, die so besonders stark in der Lutherschen Gedankenwelt und im Luthertum zutage tritt. Auch wer die Fülle von Luthers Reden und Schriften nicht kennt, kennt sicher neben der Bibelübersetzung den Kleinen Katechismus. Professor Abdel Roß Wenz in Gettysburg Seminary urteilt: "Next to the Bible Luther's Small Catechism has proved itself the greatest religious text book ever written." Darf ich hier einflchten, daß das erste Buch, das auf amerikanischem Boden geschrieben wurde, dieser selbe Kleine Katechismus war, übersetzt von Pastor Campanius in die Sprache der Delaware-Indianer. Luther hat auch nachdrücklich die weltlichen Obrigkeiten ermahnt, für Schulunterricht zu sorgen, und auch gerade auf amerikanischem Boden ist der Erziehungsgedanke vom Luthertum nicht trennbar. Luthers gesamtes Lebenswerk ist bis in seine Tiefen von einer Denkart erfüllt, die man in der Ausdrucksform der Gegenwart als wissenschaftlich bezeichnen muß.

Meine zweite Gedankenreihe sei der Beziehung von Staat und Kirche gewidmet. Hier ist es ungemein schwer, das Wesentliche zu treffen, weil die Geschichte der Staaten die Beziehungen auch gerade zur lutherschen Kirche in den verschiedenen Ländern so verschiedenartig gestaltet hat.

In Deutschland findet sich von Anbeginn eine starke Wechselwirkung zwischen den einzelnen Ländern, aus denen das Deutsche Reich aufgebaut wurde, und den Kirchen. Im größten deutschen Einzelland Preußen ist schon vor länger als hundert Jahren unter Führung des Königs als evangelischem summus episcopus die sogenannte unierte Kirche entstanden, die ganz vorwiegend aus Bekennern des Luthertums zusammengesetzt ist, aber organisatorisch auch das reformierte (zwinglianisch-calvinistische) Bekenntnis einschließt. Die so entstandene Preussische Landeskirche mit ihrer Bekenntnisfreiheit ist als Vorstufe der jetzigen deutschen Reichskirche zu betrachten, die auf der Bewegung der „deutschen Christen“ beruht. Diese neue Reichskirche enthält ebenfalls die Bekenntnisfreiheit, organisatorisch aber umfaßt sie das Reichsganze in Anpassung auch des kirchlichen Lebens an die endlich erfolgte Zusammenfügung des deutschen staatlichen Lebens zu einem einheitlichen Reich. Abhängig von der politischen Reichsgewalt ist die neue Reichskirche so wenig wie die Preussische Landeskirche von der preussischen Staatsgewalt abhängig war.

Die Entwicklung des protestantisch kirchlichen Lebens in Amerika mit der außerordentlichen Vielgestaltung (auch in Deutschland hat es übrigens immer christliche Gemeinden außerhalb der Landeskirchen gegeben) ist ganz andere Bahnen gegangen, aber auch hier besteht eine tatsächliche Wechselwirkung des staatlichen und kirchlichen Lebens. Dabei ist freilich, wenn ich

recht sehe, die aktivere Rolle häufiger den religiösen Kräften zugefallen. In Deutschland war es so, daß die Reformation vielfach von ganzen Staatskörpern unter Führung der Fürsten oder ganzen Städten unter Führung der Stadtverwaltungen vollzogen wurde. Ähnlich liegt es in anderen europäischen Ländern, etwa beim Übertritt Schwedens zur Reformation. Aus der Geschichte der Besiedlung Amerikas ist umgekehrt der Tatbestand nicht wegdenkbar, daß christliche Gemeinschaften, die auf europäischem Boden sich im Widerstreit mit den dortigen Staatsgewalten befanden, über das Weltmeer wanderten, um hier auf staatlich noch nicht oder nicht endgültig geordnetem Boden sich der Freiheit des religiösen Lebens zu erfreuen. Wie das nun wieder zu Kämpfen in Amerika geführt hat, ja, wie aus Kämpfen religiöser und kirchlicher Art die Entstehung einzelner Staaten der Union zu erklären ist, das alles ist Ihnen, meine Damen und Herren, mehr vertraut als mir.

Nur das eine gestatten Sie mir noch zu erwähnen, daß der Sohn des Patriarchen der Lutherischen Kirche in Amerika, Friedrich Augustus Conrad Mühlberg, der erste Sprecher des House of Representatives gewesen ist; er war selbst lutherischer Pastor und hatte übrigens an der deutschen Univerſität Halle-Wittenberg studiert, der soeben die Bezeichnung als Martin-Luther-Universität beigelegt worden ist. Lassen Sie mich mit dem Gefühl der Dankbarkeit als Christ auch an die Tatsache erinnern, daß noch heute die Sitzungen des Kongresses und wohl der meisten staatlichen Körperschaften der Vereinigten Staaten mit Gebet eröffnet werden. Daß in so vielen amerikanischen Kirchen nach älterem oder jüngerem Brauch jetzt regelmäßig oder oft das Sternenbanner gezeigt wird, darf ich auch als eine besondere Ehrung des Staates durch die in ihm lebenden Kirchengemeinden erwähnen.

Suche ich, den Punkt Staat und Kirche abschließend, nach einer allgemeinen Formel im Sinne Luthers für die Beziehung der beiden Mächte, so scheint mir die starke Betonung der Verbundenheit alles Kirchlichen mit dem Volke als solchem das für Luther Entscheidende zu sein. Dabei ist das Volk, innerhalb dessen Gottes Wort wirkt, als lebendiger, ich möchte sagen, naturhafter Körper betrachtet, der aus den Zellen der Familie besteht, deren eine Luther selbst gründete und in Liebe hegte, und Luthers Gefühl für sein eigenes Volkstum war überragend stark. Andere Reformatoren, wie Zwingli und Calvin, verbanden mit der Reformation der Kirche politisch-organisatorische Gedanken und Ziele, die ihrerseits bestimmt waren, eine richtunggebende Rolle in der politischen Geschichte der großen Demokratien zu spielen. Ein symbolischer und ergreifender Ausdruck dieser ins Staatlich-Politische hinüberführenden Geistesrichtung der Reformation ist das Denkmal der Reformation, "Monument de la Réforme", in Genf, das auf breiter Fläche einen gewaltigen geschichtlichen Strom in gestaltenreicher Darstellung wiedergibt. Martin Luthers Bild aber hat sich für uns in Denkmälern geformt, die nur den Mann selbst darstellen im schlichten Gewande des protestantischen Geistlichen, jedoch den Mann als gläubensstarken Gottesstreiter, die Hand fest auf die Heilige Schrift gelegt. Martin Luthers Streben war auf keinerlei politisch gesinnte Welt Herrschaft

des Geistlichen gerichtet; ihm ging es um nach innen gerichteten Glauben und um den Gottesfrieden des Einzelnen.

Bei aller Vielgestaltigkeit des protestantischen Lebens in den Vereinigten Staaten gibt es — und damit komme ich zu meinem dritten ausklingenden Gedanken — doch eine Zusammenfassung auf freier Grundlage zur Behandlung gemeinsamer kirchlicher Aufgaben im "Federal Council of Churches", dem die verschiedenen Kirchengruppen angehören.

Als einen Zusammenschluß des Luthertums über die Erde hin möchte ich die Lutherische Weltkonferenz von 1923 erwähnen, die in Eisenach, also in der Wartburgstadt, stattfand und deren Anregung von Amerika, und zwar, nach meiner Kenntnis, von dem Ihnen allen so wohlbekannten geistlichen Führer, Dr. John A. Morehead, ausgegangen ist. In noch weiteren Maßnahmen waren die Bestrebungen gespannt, deren Ergebnis die Weltkirchen-Konferenz für praktisches Christentum war, die im Jahre 1925 in Stockholm abgehalten wurde. An sie denkend möchte ich nochmals aussprechen, daß Martin Luther bei allem eindringlichen Ernst seiner Einzelarbeit die Inbrunst seines religiösen Willens und das in ihm lodernde Feuer auf das Ganze der Christenheit gerichtet hat. An der Stockholmer Konferenz hat nicht nur der Protestantismus der Erde, sondern auch die griechisch-orthodoxe Kirche teilgenommen. Die Konferenz war dazu bestimmt, dem Ganzen der Christenheit durch Entfaltung innerer Freundschaft und Begründung gemeinsamer Liebesarbeit zu dienen. An ihrer Spitze stand der schwedische Erzbischof Söderblom, der vor einigen Jahren von uns gegangen ist und dessen Name nach meiner Kenntnis auch in Amerika guten Klang hat. Für mich persönlich wird es immer eine der erhabensten Erinnerungen sein, daß ich als damaliger deutscher Reichskanzler dieser Kirchenkonferenz Gruß und Botschaft senden durfte.

Dem in Wunsch und Gebet lebendigen Verlangen vieler Christen würde Erfüllung werden, wenn auf Erden ein Zustand wiederkehren könnte, in dem kein Christ mehr keinem anderen Christen gegenüber das Gefühl des Getrenntseins empfindet, auch wenn die äußere und innere Gestaltung des religiösen Lebens nicht bei allen Christen völlig die nämliche ist. Ich wage ein Bild aus der Natur: Die Sonne der göttlichen Wahrheit, die uns erwärmt und beleuchtet, ist überall die gleiche, aber, wie im Wasser und anderen Stoffen die Sonnenstrahlen unter verschiedenen Winkeln gebrochen und ihre einzelnen Farben in verschiedener Buntheit zerstreut werden, so vollziehen sich nach unserer Erziehung, unserer Umwelt, unseren inneren und äußeren Zugehörigkeiten Formen des Gottesbildes in uns, die dem Wesen des Einzelnen und der mit ihm Verbundenen gemäß sind. Es ist keine andere Wahrheit als in Christo Jesu. Wir lutherischen Menschen aber danken Gott, daß er uns Martin Luther als Dolmetscher seiner Wahrheit gegeben hat, in der wir ihn bekennen, und viele Bekenner anderer christlichen Richtungen vereinigen sich heute mit uns im Dank vor Gott.

Tartarennachricht oder wahr? — Im Milwaukee Journal (antideutsch) vom 9. Januar findet sich folgende, angeblich aus Dortmund-kommende Associated Press-Depesche:

The German government struck at a recalcitrant Protestant pastor Tuesday, taking the Rev. Bueltmeier into custody.

It was charged that he forbade giving the Hitler salute in church rooms and issued a circular against the incorporation of the Evangelical church youth movement with the organization led by the government.

Meanwhile, at Berlin, pastors opposing Reichsbishop Ludwig Mueller and his assumption of dictatorial powers in church affairs continued their campaign.

As police banned three of eight scheduled meetings Monday night, the ministers who raised their voices against Mueller were careful to place the emphasis upon questions of faith.

Nevertheless the Rev. Siegfried Knak did go so far as to declare: "We serve Chancellor Hitler better than those who want to preach a diluted and humanized gospel." —

Diese Depesche findet sich wie die andere, daß 4000 bis 6000 lutherische Pastoren sich gegen die Verfügungen des hitlerischen Reichsbischofs vereinigt hätten, in vielen großen Tagesblättern. — Alle derartige Nachrichten sind mit Vorsicht aufzunehmen. Die assoziierte Presse ist durchaus deutschfeindlich. A. P.

„Woher nehmen wir deutsche Pastoren?“ — Unter den Gefahren, Nöten, Schwierigkeiten aller Art, die uns beim Übergang vom Deutschen ins Englische getroffen haben, macht sich eine, auf die anfangs nicht so sehr geachtet wurde, mit jedem Jahre fühlbarer. Unsere Klassen im Seminar bestehen jetzt schon zum großen Teil aus jungen Männern, deren Schulerziehung ganz in die Kriegs- und Nachkriegszeit fiel. Für sie war während all dieser Jahre das Deutsche schier eine Fremdsprache, Umgangssprache war es wenigstens nicht. Was Wunder, daß es ihnen am deutschen Sprachgefühl mangelt. Die Fälle, da ein Student das Deutsche wirklich beherrscht, bilden jetzt seltene Ausnahmen. Doch soll und muß in den meisten unserer Gemeinden noch auf eine Reihe von Jahren deutscher Gottesdienst neben dem englischen gehalten werden. Das braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Da erhebt sich für uns die in der Überschrift angegebene Frage: Woher nehmen wir deutsche Pastoren? Auf der achten Allgemeinen Deutschen Konferenz der Vereinigten Lutherischen Kirche in Amerika bildete, wie der „Lutherische Herald“ vom 12. Oktober berichtet, diese Frage das Thema eines Referats. Der „Herald“ faßt die Ausführungen des Referenten in vier Leitsätze zusammen. Dreien kann man ohne Bedenken zustimmen.

„1. Wir richten an alle deutschen Eltern und Pfarrer um der Zukunft ihrer Kirche willen die Forderung, mit ihren Kindern deutsch zu sprechen und, wo immer sich die Gelegenheit dazu bietet, auf der Hochschule für die Kinder den deutschen Sprachunterricht zu wählen. — 2. Wir richten an unsere Collegen die Bitte, sprachbegabte Studenten, die sich später dem Kirchendienst widmen wollen, in besonderer Weise zu fördern durch Ein-

richtung besonderer Sprachstunden. — 3. Wir richten an die Seminare die Bitte, dem Studienjahr den Unterricht in deutscher Predigtweise und verwandten Gegenständen einzureihen und diesen Unterricht allmählich auszubauen zu einer deutschen Abteilung.“

Der vierte kann aus Gründen, die auf der Hand liegen, unsere Billigung nicht finden. „4. Wir sollten in Verbindung treten mit den deutschen Kirchenleitungen mit dem Gedanken, ob es nicht möglich wäre, jährlich fünf bis zehn Studenten als Hilfsprediger im Gemeindedienst, in der Innern Mission oder an theologischen Lehranstalten (vielleicht im Austausch) für ein Jahr einzustellen.“

Es droht noch eine andere Gefahr bei der Behandlung dieser Frage. Wir erkennen es mit Dank gegen Gott, welche Schätze theologischer Erkenntnis und herzlichen Christentums in deutschen Schriften ihren Niederschlag gefunden haben. Trotzdem darf nicht etwa Deutschtum und Lutherium gleichgesetzt werden. Wir müssen das Deutsche pflegen, weil es in vielen Fällen das geeignetste Mittel ist, zu den Herzen unserer Christen zu reden; es darf aber das Deutsche nicht Selbstzweck werden. Die Kirche hat wohl die Aufgabe, das Deutschtum, wo sie es vorfindet, mit dem Evangelium zu durchdringen und es als Mittel der Evangeliumsverkündigung zu pflegen; sie hat aber nicht die Aufgabe, das Deutschtum als solches zu fördern. Die genannte Konferenz behandelte unter anderem auch ein Thema über die Schulsache. Wir bringen hier einfach die drei Beschlüsse, die sich auf den Inhalt der Verhandlungen beziehen, zum Abdruck; den zweiten, der ein Dankesvotum für den Referenten enthielt, übergehen wir.

„1. Wir wollen ehrfurchtsvoll und demüthig dem Herrn der Kirche dank sagen dafür, daß wir Gottes Wort und Luthers Lehr' in unsern Gemeinden noch immer in der teuren deutschen Muttersprache lehren und verkünden dürfen, und ihn bitten, er wolle aus Gnaden uns Kraft und Ausdauer schenken, daß wir nicht ermüden, Kämpfer für Vaterglauben und deutsches Volkstum zu sein. — 3. Wir erkennen an, daß die Grundlage zur Erhaltung, Förderung und Mehrung des Deutschtums in unseren Gemeinden in der zielbewußten Einrichtung einer besonderen Schule neben der Sonntagschule zur Erlernung der deutschen Sprache liegt. — 4. Wir richten deshalb an alle Amtsbrüder, Kirchenräte und Gemeinden deutscher Zunge die herzliche Bitte und dringliche Aufforderung, Zeit, Mühe und Kosten nicht zu scheuen und alles in ihren Kräften Liegende dranzusetzen, um durch die Errichtung von Sprachschulen den Bestand und den Ausbau der deutschen Gemeinden unserer V. L. A. U. zu sichern, wo dann unsere Kinder Freude und Verständnis für deutsche Predigt und deutschen Gottesdienst erlernen.“

Bestand und Ausbau der deutschen Gemeinden zu sichern ist nicht die Aufgabe der Kirche, das gehört vielmehr zu den Dingen, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat. M.

The Open Bible. — Luther is rightly credited with having opened the Bible to Christendom. This statement will hardly be contested

by any Protestant, no matter how elementary and superficial his knowledge of the course of the Reformation. But when called upon to specify by what deed in particular the opening of the Bible was achieved, even leaders of the church are apt to slip. As a rule, the fact is pointed out that Luther by his classical translation of the Bible into idiomatic German made it accessible to the uneducated. We certainly do not wish to be understood as disparaging this great achievement of Luther, nevertheless we insist that thereby the Bible was not opened in the deeper sense of the matter. We were pleased to read the correct answer in a Reformation sermon delivered by Dr. Reu of Dubuque. We quote a few of his sentences.

„Seit seinem Eintritt ins Kloster . . . besaß Luther eine eigene Bibel, und die Ordensregel machte es ihm zur Pflicht, sie fleißig zu lesen. Wir wissen, mit welchem Eifer er diese Pflicht erfüllt hat. . . . Aber wie kam es denn, daß ihm . . . Jahre trotz allen Suchens und Forschens die Bibel noch ein verschlossenes Buch war? . . . Daran lag es, daß Luther trotz allen Suchens und Forschens in der Schrift doch den noch nicht gefunden hatte, der ihren Mittelpunkt, ihren Kern und Stern bildet, Jesum Christum, den Gefreuzigten.“ Only the knowledge of Christ crucified is the Sesame to break the seals of the Scriptures and to render the Bible an open book.

M.

Der Heilige Geist im Erziehungswerk. — Bei aller Betonung der Meintwirksamkeit der Gnade stehen wir doch in Gefahr, bei unsrer Erziehungstätigkeit diese aus dem Auge zu verlieren und den erstrebten Erfolg mit unseren Anstrengungen in verkehrten ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Beherrigenswerte Worte darüber schrieb neulich Herr D. Reu in einem Artikel über „Luther und die Erziehung“, aus dem wir wenigstens einige Gedanken hier wiedergeben wollen.

„Wie würde Luther so viele unserer heutigen religiösen Erzieher zu Paaren treiben, die von der Bildung eines christlichen Charakters oder der Führung zum Glauben als dem notwendigen Erziehungsziel reden und sich einbilden, daß sie eine Methode verschreiben können, die mehr oder weniger notwendig zu diesem Ziel führen müßte!“

Gewiß soll der Religionslehrer „gründlich psychologische Methodik treiben und die beste Methode benützen“; gewiß soll er sich „mit seiner ganzen Persönlichkeit dem Unterricht hingeben“ und sollte „etwas von dem warmen Hauch seines eigenen christlichen Charakters“ seine Schüler anwehen lassen; er soll unablässig „studieren, wie er Gott am besten groß machen kann vor seiner Klasse“; er „soll seine ganze Arbeit betend verrichten“. Wohl — „aber da macht er auch halt und überläßt es Gott allein, daß er durch sein Wort Glauben in dem Schüler wirkt, und dies tut, wann und wo er will.“

„Soweit Luthers Gedanken über die religiöse Erziehung in Betracht kommen, so waren sie ganz durchzogen von dem Grundgedanken seines Lebens und seiner Theologie: der völligen Verderbtheit des natürlichen Menschen

zu allem wahrhaft Religiösen und der Alleinwirksamkeit der göttlichen Gnade. Ihm stand es fest, daß kein Mensch von sich aus den andern zum Glauben und zur Gemeinschaft mit Gott führen kann, auch kein Lehrer seinen Schüler, sondern der Heilige Geist allein, allerdings durch sein von Menschen gepredigtes Wort. Damit trat Luther in Gegensatz zur ganzen humanistischen Erziehung, die, wo sie überhaupt religiöse Erziehung übte, dem menschlichen Erzieher die Fähigkeit zuschrieb, andere Menschen zu formen und zu bilden und zu dem zu machen, was sie werden sollten. Damit trat er auch in Gegensatz zur mittelalterlichen Erziehung, die auch in ihren besten Erziehern pelagianisch oder doch semipelagianisch gestimmt war und es sich zutraute, Wege und Mittel zu kennen, wodurch sie den Menschen aus sich selber herausführen und zu Gott bringen könnte. Man denke an die Erziehung des Klosters einerseits und das ganze bis ins Einzelne hinein abgesteckte System der jesuitischen Erziehung andererseits, deren Wurzeln doch im mittelalterlichen Semipelagianismus lagen. Luther hatte zu große Achtung vor der freien Persönlichkeit des Erziehungsobjekts, als daß er den Versuch gemacht hätte, dasselbe zwangsläufig zu einer religiösen Entscheidung zu bringen, und er hatte zu viel Verständnis für das Wesen des wahrhaft Religiösen, als daß er hätte vergessen können, daß so gewonnene Überzeugung und Entscheidung vor Gott doch nichts gilt. Auf der anderen Seite nahm er es mit dem Majestätsrecht Gottes an und über den Einzelnen zu ernst, als daß er es hätte wagen können, in dasselbe hineinzugreifen und sich zuzuschreiben, was allein Gottes ist. Und von sich selber dachte er nicht hoch genug, um sich anzumaßen, andere Seelen nach sich selber zu bilden. Er mußte wohl, daß der Erzieher Gesetz und Vorbild handhaben muß, um auf den Zögling einzuwirken, und er hat sehr nachdrücklich davon geredet; aber er vergaß nicht, daß das auch auf dem Gebiet der religiösen Erziehung nicht weiter als zur „*justitia civilis*“, zu äußerer Zucht und Ordnung führen kann. Zum rechtfertigenden Glauben und dem daraus wachsenden neuen Leben zu erwecken, das war ihm Gottes Privilegium allein. . . . Luther wußte, der Geist Gottes ist allezeit mit seiner Gotteskraft im Wort; aber er wußte auch das andere, nämlich, daß sich dieselbe entfaltet, nicht wenn Menschen es wollen, sondern ausschließlich, wann und wo Gott selber es will.“

Herr D. Reu macht hierbei auf den aus Luthers Schwabacher und Marburger Artikeln in die Augustana übergegangenen Ausdruck aufmerksam, daß der Heilige Geist den „Glauben, wo u n d w a n n e r w i l l, in denen, so daß Evangelium hören, wirkt“ (V, 2), und zitiert dazu ein ähnliches Wort aus der Schrift „Wider die himmlischen Propheten“ von 1524–1525: „So halte nun du, mein Bruder, fest an der Ordnung Gottes, nämlich, daß die Tötung des alten Menschen, darinnen man Christi Exempel folget, wie Petrus sagt (1. Pet. 2, 21), soll nicht das erste sein, wie dieser Teufel treibt, sondern das letzte: also daß niemand möge sein Fleisch töten, Kreuz tragen und Christi Exempel folgen, er sei denn zuvor ein Christ und habe Christum durch den Glauben im Herzen als einen ewigen Schatz. Den selben kriegt man aber nicht durch Werke (wie diese Propheten toben), sondern durch Hören des Evangeliums, das die Ord-

nung also gehe: Zuerst, vor allen Werken und Dingen hört man das Wort Gottes, darinnen der Geist die Welt um die Sünde straft (Joh. 16, 9). Wenn die Sünde erkannt ist, hört man von der Gnade Christi. In demselben Wort kommt der Geist und gibt den Glauben, wo und welchem er will. Danach geht an die Tötung und das Kreuz und die Werke der Liebe. Wer dir eine andere Ordnung vorschlägt, da zweifle nicht, es sei der Teufel, wie dieser Karlsruher Geist ist." (St. L. XX, 205, 16).

Wir danken Herrn D. Keu für seine anregenden, vertiefenden Worte.
M.

„**Massenflucht aus der weltlichen Schule.**“ — Auf die von der republikanischen Regierung Deutschlands eingeführte weltliche Schule ist in diesen Spalten wiederholt Bezug genommen. Folgende Notiz, die wir dem „Gannoverschen Sonntagsblatt“ vom 17. September entnehmen und ohne Kommentar weitergeben, dürfte daher für unsere Leser von Interesse sein. „In ganz Berlin hat eine Massenflucht aus den 52 weltlichen Schulen eingesetzt. Bei einer größeren Anzahl derselben ist der Umbildungsprozeß zu evangelischen Schulen in vollem Gange. Sie haben bereits freiwilligen Religionsunterricht eingerichtet. So geht von der 21. weltlichen Schule die Meldung zu, daß nunmehr 90 Prozent der Kinder am Religionsunterricht teilnehmen. Der neue Rektor ist früherer Offizier und *Ev.*-Mann und wünscht ausdrücklich die Zusammenarbeit mit dem evangelischen Elternbund. In den Bezirken Spandau und Richtenberg haben Elternbund und Kirchengemeinde freiwilligen Religionsunterricht von Pfarrern und Lehrern eingerichtet. Die Zusammenarbeit mit den Schulbehörden vollzieht sich in bestem Einvernehmen. In Neukölln sind von elf weltlichen Schulen acht aufgelöst. Die Auflösung ist vorgenommen worden entweder durch Umschulung der Kinder in evangelische Schulen oder durch Erhaltung der Klassen, die jedoch nicht nur Religionsunterricht erhalten, sondern auch einer evangelischen Schule angegliedert worden sind. In keinem Berliner Schulbezirk ist es zu einer nennenswerten Überfremdung evangelischer Schulen durch Kinder weltlicher Schulen gekommen. In keinem Fall übersteigt nach den bisherigen Feststellungen der Prozentsatz der vom Religionsunterricht abgemeldeten Kinder 2 bis 3 Prozent. Nur in wenigen Fällen sind Lehrkräfte von weltlichen an evangelische Schulen übernommen worden.“
M.

“**The School Question.**“ — Under this heading there appeared in the “Lutheran Standard” for October 14, 1933, an instructive article written by Prof. Karl Ermisch, Ph. D., who was one of the former Iowa Synod’s delegates to the “Intersynodical Committee” and a signer of the “Chicago Theses”. Dr. Ermisch gives a brief survey of the history of elementary schools and academies within the “American Lutheran Church”, adding, “Yes, there are still a few parochial schools left in the A. L. C., but there should be 30 times as many. . . . The Church academy is also a thing of the past.” Then he

compares the American and the German school systems. Under further sub-headings he points out the necessity for the church of having a Senior College and the importance of maintaining Junior Colleges. From the concluding parts of the article we quote the following paragraphs.

"But — we anticipate your objection, dear reader: is it really enough to have these junior colleges? Is it enough to exert a Christian influence on our youth for only two years? You are right. We permit our youth to grow up in the atmosphere of our State schools without religion for 12 years and then suddenly we feel we must do something for them: we must offer them two years in a Christian college. That is ridiculous, and it is unfair towards those who cannot afford to attend a college. What about these young men and women? — If the church realizes her obligation to protect her children against the irreligious or anti-religious spirit of the State schools, she should not begin with the junior college, but with the first grade of the public school. In other words, we must return to the way of our fathers and have parochial schools, church academies, and junior colleges. There is the solution of our present school question. — Permit none to maintain that there is no danger for our children in the public schools. . . . That professor of a Lutheran (!) college who publicly stated: 'We cannot approach our students with the Bible anymore', gave expression to the spirit of the time, of which we as orthodox Lutherans are afraid. Let us wake up before it is too late. . . . If we love our Church, if we love our children, we cannot, we must not expose our children any longer to the spirit of our humanistic State schools, but must return to our parochial schools. God help us!"

M.

Sad, If True. — In an article entitled, "Is there a surplus of ministers?", recently published in "The Lutheran", also the following point is made: "In some cases men are unwilling to work in these obscure fields. The reason for this false idea of ministry may, in some cases, be traced to the seminary. The following incident is to the point. A member of the senior class said to one of his teachers that he thought he would accept a call extended to him by a mission church in an obscure town. The teacher strongly advised against it. 'It is no credit to our school to have you go there.' Men who have been called to good churches are sometimes held up before the students as examples for them. No doubt this is quite unusual, but the case cited above could be duplicated. Along this same line the following incident occurred. A pastor in a city church told some of us his trouble. He was anxious to move. The names of several village and country churches were suggested. He replied, 'You don't think I would go there, do you?' His is not a solitary case. Christ said, 'Go preach.' We hedge that about with our comfort and ease

and standing and reputation and refuse to do it except under favorable conditions."

Our feeling from reading the article we expressed in the words at the head of this item. For although we know from personal experience the force of the second temptation mentioned above, a case like the first never came under our observation. Yet the warning is not superfluous that we ever be on our guard. M.

Die Hagia Sophia als Museum. — über Renovationsarbeiten an der Hagia Sophia waren in letzter Zeit wiederholt Notizen in den Blättern zu treffen. Dem „Reichsboten“ entnehmen wir folgende Nachricht:

„In den maßgebenden Kreisen Angoras trägt man sich mit einem auch für weite Kreise außerhalb des türkischen Reiches interessanten Plan: Man will das bekannte Heiligtum der Mohammedaner, die von Justinian als christliche Kirche gegründet, dann nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken in eine Moschee umgewandelte Hagia Sophia zu einem Museum der byzantinischen Kunst umgestalten, sobald die jetzt noch nicht abgeschlossenen Erneuerungsarbeiten beendet sind. Alle Kunstschätze aus dem alten Byzanz sollen in dem Gebäude vereinigt werden, dessen Mauern dann auch wieder die berühmten Mosaiken zeigen, die jetzt ein eintöniger Kalküberzug verbirgt. Es liegt nahe, heftigem Widerstand von seiten fanatischer Mohammedaner gegen derartige Pläne entgegenzusehen, aber man scheint damit in Angora nicht zu rechnen. Sind doch seit der Trennung von Kirche und Staat in der modernen Türkei bereits zahlreiche andere Moscheen und Klöster geschlossen und weltlichen Zwecken dienlich gemacht worden, ohne daß dies irgendwie Anlaß zu Unruhen gegeben hätte.“

Die Hagia Sophia wurde am 26. Dezember 537 eingeweiht, wobei der Kaiser Justinian die denkwürdigen Worte gesprochen haben soll: Salomo, ich habe dich übertroffen. M

Büchertisch.

Commentary on St. Paul's Epistle to the Galatians. By Martin Luther. A new edition, corrected and revised by Rev. Erasmus Middleton. With foreword by Prof. Leander S. Keyser, D.D. Cloth binding with gold title on front cover and backbone. 536 pages, 5x8. Price, \$1.80.

The Bondage of the Will. By Martin Luther, the celebrated Reformer. Being his reply to Erasmus. Translated by Henry Cole, M.A., with slight alterations from Edward Thomas Vaughan, M.A. Corrected by Henry Atherton. Cloth binding with red title on front cover and backbone. 419 pages, 5x8. Price, \$1.55.

These two books, published by Wm. Eerdmans Publishing Company, Grand Rapids, Mich., were handed to the undersigned by the manager of the Northwestern Publishing House, Milwaukee, for a brief announcement in these columns.

It is not necessary to discuss the contents of these volumes. St. Paul's Epistle to the Galatians was Luther's favorite epistle, which he never tired of reading and meditating; and the Bondage of the Will Luther himself considered as the best production of his own pen. Rightly so. Both speak of the free grace of God, which neither requires, nor desires, nor admits of any preparation, cooperation, or supplementation on our part. A renewed deeper appreciation of the all-sufficiency of God's grace would go a long way in helping us overcome our present difficulties, which we are laboring under in our own spiritual life, and in carrying on our Lord's business in local and synodical affairs. Back to Luther, is the slogan that has been heard in Germany for some years past. If "Back to Luther" means: through Luther to the sovereign grace of God, we may well join the movement.

Eerdmans Publishing Company has done the church a great service by making available at the present time in the English language these two noted books of Luther on God's grace, the one exegetical, the other dialectic. All those who are beginning to have difficulties with their Latin and their German will welcome them. The translation is good, so is the general make-up; and the price must be considered as very moderate. M.

Spurgeon's Gems. Brilliant passages from the discourses of the Rev. C. H. Spurgeon. Cloth binding, with title stamped in black on front cover and backbone. 360 pages, 5x8. Price, 75c.

Barbed Arrows. From the quiver of C. H. Spurgeon. Cloth binding, with title stamped in black on front cover and backbone. 277 pages, 5x8. Price, 75c.

Also these two volumes come from the press of Eerdmans Publishing Company, and were handed to the undersigned by the manager of Northwestern Publishing House for a brief announcement in these columns.

In the publishers' preface to the Gems we read: "The popularity of Mr. Spurgeon's sermons in this country has been equalled only by the popularity of the preacher himself in his own land. Over a hundred and twenty thousand volumes of his writings have been already circulated here, and the demand for them is constant, showing that they have taken a strong and abiding hold upon the public mind. Their usefulness, we have reason to believe, has been, in a great measure, commensurate with their popularity."

On the general arrangement of the material the following may be said. As the titles would indicate, the paragraphs are all quite short, rarely exceeding a page. In the Barbed Arrows the titles are arranged in alphabetical order, in addition a complete Index of subjects is given in the rear of the book. The Gems are not so arranged, but again an index facilitates the use of the book.

Regarding the contents, it must be remembered that Spurgeon was trained in the Reformed theology. Although he, thus, champions the divine inspiration and absolute authority of the Scriptures, he never mentions the medial nature of the Gospel; similarly the sacraments are slighted. One will look in vain for a gem or an arrow on Baptism and the Supper. M.

The Facts and Mysteries of the Christian Faith. A brief statement of the things Christians believe, and the reasons why they believe them. By Albertus Pieters, D.D. Dosker-Hulswit professor of English Bible and Missions in the Western Theological Seminary, Reformed Church in America. Second, enlarged edition. 213 pages, 5x8. Cloth, with gold title stamping on front and backbone. Price, \$1.25. In paper binding, 75c. — Eerdmans Publishing Company, Grand Rapids, Mich.

The author informs us that "the brief discussions that compose this book were originally written for publication in the 'Grand Rapids Press', at the request of a group of Christian men in that city, who desired to put before the general public as clearly and briefly as possible the essential doctrines of evangelical Christian faith." These essays were then published in book form and "many ministers began to use the book as a text-book for young people's Bible classes, something for which it had not been designed, but for which it proved very well adapted." The second edition is "provided with questions at the close of each chapter".

You can easily understand the great demand for the book once you begin to read, and put yourself under the spell of its appealing style. It is, however, not the style alone that grips the reader, the book is radiating with soul winning love and the author's keen interest in the spiritual welfare of his readers.

The facts and mysteries of the Christian faith are presented under 44 different heads, ending with the mystery of life after death; but, we regret to say, among the 44 chapters there is not one on the means of grace, the saving power of the Gospel, or the efficacy of the sacraments. The sacraments are mentioned in the chapter on the mystery of saving faith, but in a way which must be rejected as unscriptural. "But in order to be saved, is it not necessary to be baptized, to make confession of faith, to join the church, to partake of the Holy Communion, to pray, to read the Bible, to abstain from various kinds of sin, and other things like that? No. These are not conditions of salvation. These things mark the Christian. He does them after he is saved, because he is saved, but not in order to be saved. They have nothing to do with that."

To illustrate the style and general spirit of the book, a few striking passages may find their place here.

About the universality of grace there is this on John 3, 16: "And now think of it, let your mind dwell on it, that this means you and me and every man, woman, and child now in the world, or that ever has been in the world or ever will be. It is no wonder that men have been staggered by it, and instead of accepting it as it stands, have sought to attach some limitation, such as that the 'world' must be understood here to mean the world of elect, or of those of whom God foreknew that they would accept the message of salvation; but this passage will not admit of such treatment without landing us in absurdities. Let us try, for a moment, to substitute such an expression for that used in the text. Then we have the following: 'God so loved those whom He foreknew (the elect) that He gave His only begotten Son, that whosoever (of the elect) believeth on Him should not perish, but have eternal life.' This leaves us with some of the elect who do not believe and who do perish, which will never do in the world! No, indeed, there is no discount on this glorious passage, 'God so loved the world' — all men in it, and loves it still, for God is the same yesterday, today, and forever" (p. 74).

Faith is not meritorious. "We are not to think that since we are saved by faith, therefore faith is something meritorious, an act whereby we, in some sense, earn the right of salvation. Oh dear, no! Faith is like the act of the beggar in stretching out his hand to receive my gift. He does not earn anything by that, not a cent; it is merely the acceptance of a free, unearned alms. Faith is like the touch of the trolley upon the live wire that runs above the track. There is no power in the touch to run the car, but by reason of the

touch power flows into the machinery. So there is no power in faith to save; the power is in Christ and His atoning work, but we cannot receive it without the touch of faith" (p. 167).

The proper approach to the doctrine of election is set forth in the following: "This Christian consciousness of having been the object of personal and selective love, is the origin of such expressions as we have quoted from the New Testament (1 Thess. 1, 4; 1 Pet. 1, 1; Eph. 1, 4). So far from being primarily a speculative or philosophical doctrine, it comes red hot from the heart of the saved sinner. Love is the life of election, and it is in this light that it must always be studied. What is known theologically as the 'doctrine of election', is merely the human attempt to apprehend and state this fact of both consciousness and revelation. If discussed without the warm consciousness of God's seeking and drawing love that lies at the heart of it, it is apt to become a mere lifeless dogma" (p. 181f.).

The answer to the soul-harassing question, "Cūr alii prae aliis?" is marred by a statement which admits of synergistic construction: "We know also that we are free and responsible beings, rejecting Christ, if we reject Him, because we have no love for holiness; and accepting Him, if we accept Him, of our own free will, without being in any way forced to do so" (p. 185). But the conclusion is beautiful: "Let us then live by what we know, and be content to acknowledge our ignorance of that which God has not revealed to us. It is equally vain and foolish, on the one hand, to deny election because we can not harmonize it with the teaching that God loves all men, and, on the other, to reject the love of God for all because we can not make it agree with election. Both are revealed, precious, and necessary truths" (p. 185).

The present reviewer derived much spiritual joy from a perusal of the book.

M.

Confirmation Sermons. By Harold L. Yochum. Cloth covers, with gold title stamping on front and backbone. 143 pages, 5x8. Price, \$1.00. — The Lutheran Book Concern, Columbus, O.

The publishers say: "The sermons are based on some of the choicest Bible texts, are well thought out and expressed in beautiful language. The author understands young people and their present-day environment, and in each sermon instructs, warns, encourages and comforts with an earnestness and warmth that will not fail of its purpose. Some of these sermons will also be helpful in the preparation of baccalaureate addresses."

This is true. Yet there is something missing in these sermons; there is a deficiency which in the opinion of the present reviewer mars their beauty and makes one hesitate to give them wholehearted approval.

In confirmation addresses, in the very service during the course

of which young Christians are making public confession of their faith, it is rightly to be expected that the most distinctive tenet of the Christian faith, that truth with which the church stands and falls, receive a full measure of attention. But this, sad to say, is not the case in these sermons. Not that the vicarious redemption of Christ is ignored; it is eloquently set forth in the sermon on election (see p. 116), but in others not more than a brief reference is found. On John 8, 31, 32, we read: "Only by the breaking of the bonds of sin and Satan can we be freed. Christ Jesus came and put Himself into our place, laid hold on our fetters and allowed Himself to be substituted for us in our chains. Then by His sinless life and His all-sufficient merits, crowned with His sacrificial death for us, He burst the bonds of sin and Satan, death and hell. As all of us were enslaved in Adam, so all of us were liberated in Jesus" (p. 65). Again, on Acts 20, 35b: It is more blessed to give than to receive — a passage which fairly postulates an exposition of God's gift of love and of Jesus' self-sacrificing gift of His own life — only the following brief reference is found: "Teaching, healing, comforting, correcting, training, finally saving at the sacrifice of His own life, that was His self-made career" (p. 99).

In the sermon on election, referred to above, an old error is repeated (about the question whether election presents a theological or a psychological problem): "The mystery of the salvation of some and the rejection and damnation of others lies not in God's will but in man's will." But this is corrected immediately into a tacit, yet none the less emphatic: neither (or both): "Though we may be charged with inconsistency, we hold to what the Scripture tells us: if any are saved, it is alone by God's grace; if any are lost, it is alone by their own fault" (p. 117).

There are in all 14 sermons.

M.

From the Lutheran Book Concern we received also the following two pamphlets:

Mixed Marriages. By J. Lambertus. 16 pages, 4½x6. Price, \$4.00 per 100.

Why Lutherans Do Not Participate in Union Services. By J. W. Schillinger. 4 pages, 3x6. Price, \$1.35 per 100.

Christian Stewardship and Its Modern Implications. By the Rev. Paul Lindemann, St. Paul. A reprint of a doctrinal paper read at the meeting of the Atlantic District of the Ev. Luth. Synod of Missouri and Other States. Paper covers. 46 pages, 6x9. Price, 15 cents. — Concordia Publishing House.

Outlines for Mission Lectures. By Prof. E. J. Friedrich. Written by request for the Mission Forward Movement Endeavor. Paper

covers. 47 pages, 5x7½. Price, 15 cents. — Concordia Publishing House.

These two pamphlets, the reprint of Rev. Lindemann's essay and the eight sermon outlines by Prof. Friedrich, owe their origin to a conviction that both the individual Christians and the church (organized as a local congregation or as a synod) are failing in their discharge of the King's business. Both proceed on the correct assumption that a mere use of the whip, to keep the Christians in line, will never do; you cannot gather fruits without previous "digging and dunging". But while the essay on stewardship necessarily emphasizes primarily the individual, the outlines stress equally the individual and the organization. Thus the two pamphlets become mutually supplementary.

A few quotations will illustrate.

Says Rev. Lindemann: "We are stewards of God. Unfortunately the term has in the usage of the Church lost its broad and all-inclusive meaning and has been applied quite persistently to man's responsibility as to his temporal possessions. Most people think of Christian stewardship in terms of money rather than in terms of life. Stewardship teaching in our own circles has been primarily financial instead of educational. It has busied itself with the raising of funds rather than with the building of character. It has not been kept entirely clear of legalism and has laid an undue emphasis on mechanical methods and systematization rather than on the principles of joyous liberty and spontaneous service which the recognition of the true principles of stewardship implies. . . . True stewardship comprehends the responsibilities of a Christian in all the many relationships of life. It takes into account every phase of human living. It involves the responsibility of the individual to God in the matter of all his possessions — time, talent, energy, money, and life itself. All of man, with all his powers and endowments, belongs to God. All of life, in all its interests and ramifications, belongs to God and is without qualification to be placed in His service." — "Christian giving needs a heart stimulus. It is animated not by logic and reason and synodical patriotism and pride of achievement nor even by a sense of duty, but its actuating impulse must be love. The most meticulous systematization and the most thorough factual education can never stimulate love. We may systematize our giving to the highest degree and may make an earnest effort to enlist every one in the body of givers, and yet we shall never catch up with the opportunities that the Lord has provided unless the individual and component parts of this body of givers are imbued with the proper sense of stewardship" (pp. 3 and 35).

The foreword to the outlines contains these thoughts: "What our congregations need is a clear interpretation, in the light of the Scriptures, of the present perplexing world situation, a restatement in con-

crete terms of the Church's duties, a bold, but sympathetic avowal of the fact that, taken as a whole, we are failing in the discharge of these duties, an arousing of the indifferent, a comforting and strengthening of the faithful, who everywhere are losing heart at present, and finally sincere repentance and earnest reconsecration on the part of each and every one. In short, we must get to the very heart of the matter; and this can be done only by bringing the Word of God to bear upon the present situation" (p. 3).

The outline on Is. 40, 9, stresses joint action in the following words: "The Lord does not desire that every Christian should putter along in his own way, ignoring the work of his brethren and refusing to cooperate with them. On the contrary, He demands joint action. The Church is to be a witness-bearing body, an actual spiritual organization, doing the Lord's work in unity of spirit, with the combined resources of all its members, and with singleness of purpose. This is the real purpose of the Church, the whole reason for her existence in the world. — Do we always realize this with respect to our Synod and our congregation?" (p. 12f.). M.

Graded Memory Course for Lutheran Sunday-Schools and other institutions. Dr. Martin Luther's Small Catechism with correlated Bible passages, hymn stanzas, prayers, and Bible-story references. Paper covers, 63 pages, 5x7½. Price: 15 cents per single copy; dozen, \$1.44; 100, \$10.00, and postage.

Permanent Record for the Graded Memory Course. Loose leaf. Price for one set (cover, 10 sheets, fasteners): 15 cents. — Concordia Publishing House. M.
The titles are self-explanatory.

Concordia Publishing House sent us also the following:

Trials and Trails. By H. A. Schroeder. Cloth binding. 257 pages, 5x7½. Price, \$1.50.

A novel, interestingly written, breathing the Christian spirit.

Joy to the World. Compiled by Herman Voigt. 20 pages, 6x9. Price, 7 cents.

The Christ-Child. 39 pages, 4¼x6. Price, 5 cents.

Both programs present the Christmas story in the form of a catechization interspersed with singing and recitations.

Amerikanischer Kalender, 1934.

Lutheran Annual, 1934.

Price of either 15 cents.

M.

Alle hier angezeigten Bücher und Schriften sind durch unser North-western Publishing House, 935-937 North Fourth Street, Milwaukee, Wis., zu beziehen. M.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 31.

April 1934.

No. 2.

„Die Herrlichkeit des Herrn“

in ihrer Erscheinung in und bei der Stiftshütte.

Unter den vielen Erscheinungen der S. d. S. während der Tätigkeit Moses bildet die in Exod. 33 und 34 geschilderte einen beachtenswerten Knotenpunkt. Einerseits erklärt dort der Herr mit eigenen Worten ihre Bedeutung für Israel, andererseits sichert er dabei seine fernere persönliche Führung des Volks durch die Wüste seinem an der eigenen Kraft verzagten Knechte zu.

Darum war es Mose zu tun, denn darauf kam alles an. Er hatte den Wankelmut, die Untreue, die Halsstarrigkeit dieses Volkes bereits im Übermaß kennen gelernt. Er fühlte sich persönlich ganz unfähig, dies rebellische Geschlecht in den Banden des vom Herrn mit ihm geschlossenen Bundes zu halten. Diese ungehorsame Nation war mit Menschenautorität nicht zu regieren. Beängstigend klang das drohende Wort des Herrn in seinem Herzen nach: „Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Stunde kommt heimzusuchen“. Schier wie ein Ultimatum klang sein Wort an den Herrn: „Wo nicht dein Angeficht gehet, so führe uns nicht von dannen hinauf!“

Darauf war die neue Zusage des Herrn und die öffentliche Wiederholung der Bundesschließung, das Strahlen des Angefichts Moses bei der öffentlichen Verkündigung derselben als Bestätigung erfolgt. Nun mußte sich die eben wieder gegebene Verheißung erfüllen: „Siehe, ich mache einen Bund vor allem deinem Volk und will Wunder tun, dergleichen nicht geschaffen sind in allen Landen und unter allen Völkern; und alles Volk, darunter du bist, soll sehen des Herrn Werk, denn wunderbarlich soll es sein, das ich bei dir tun werde“, 34, 10.

Nach kurzer Ermahnung, den Bund zu halten, nach Wiederholung der Hauptbundesrechte folgt dann die Anweisung zur Fertigstellung der Stiftshütte, der Bericht über deren Herstellung und

schließlich über ihre Einweihung. „Also ward die Wohnung ausgerichtet im andern Jahr (nach dem Auszug aus Agypten) am ersten Tage des ersten Monats (Nisan=März-April)“, 40, 17 ff. Mose selbst stellt sie durch Räucherung auf dem goldenen Rauchaltar und durch Opferung von Brandopfer und Speisopfer in den Dienst des Herrn. Als Mose so alles vollendet hatte, was ihm der Herr geboten hatte,

„da bedeckte eine Wolke die Hütte des Stifts, und die Herrlichkeit des Herrn füllte die Wohnung“, 40, 34.

Es heißt dann weiter: „Und Mose konnte nicht in die Hütte des Stifts gehen, weil die Wolke darauf blieb und die Herrlichkeit des Herrn die Wohnung füllte.“ In den folgenden Versen wird uns schließlich dieselbe Wolke in ihrer Funktion als Signal für das Ziehen und Ruhen des Volkes beschrieben.

Von dieser Stunde an ist die Erscheinung der *H. d. S.* strickt an die Stiftshütte und ihre Umgebung (den Brandopferaltar) gebunden, und die bisher dem Mose als dem Führer des Volks allein und besonders gegebenen Erscheinungen hören auf. Sie erscheint fernerhin noch am Brandopferaltar nach dem ersten Verjöhnopfer Aarons, Levit. 9, 23; bei der Geistesmitteilung an die siebzig Gehilfen Moses, Num. 11, 25 (beachte V. 16); bei der Bestrafung Mirjams, Kap. 12; bei der Empörung des Volks nach dem Bericht der Rundschaffter, 14, 10; bei der Rote Korah, 16, 19 und 42; beim Saderwasser, 20, 6; bei Moses Abgabe des Führeramts an Josua, Dt. 31, 14. 15 und schließlich noch bei der Einweihung des salomonischen Tempels, 1. Kön. 8, 10. 11. Nur in der Vision (bei Hesekiel) bindet sie sich natürlich an keinen bestimmten Ort. Die Bindung der Erscheinung an das Heiligtum konnte Mose nicht befremden. Der Herr hatte sie gleich nach der Verkündigung der zehn Gebote, Exod. 20, 24, dann bei der Vorschrift für den Bau der Rapporeth, des Gnadenstuhls, 25, 22, verheißen. Die letztere Stelle bezog sich freilich auf das konstante Wohnen der *H. d. S.* im Allerheiligsten, schloß aber ihr Erscheinen in der übrigen Wohnung und am großen Altar natürlich nicht aus, wenn der Herr es für nötig hielt.

So füllte nun hier die *H. d. S.* die ganze Wohnung; und solange das anhielt, konnte Mose nicht in die Hütte des Stifts gehen, ohne von ihr getötet zu werden.

Diese Bemerkung fällt bei der Person Moses auf. Er war bisher so oft mitten in die Wolke und die *H. d. S.* hineingestiegen,

hatte zweimal vierzig Tage lang in derselben gewohnt und, anstatt von ihr getötet zu werden, einen Glorienschein für sein Angeficht aus derselben dabongetragen. Die Wolke hatte ihn in seinem eigenen Zelt draußen vor dem Lager besucht, ohne ihn zu töten. Warum war sie ihm jetzt lebensgefährlich? — Die Antwort lautet: Weil er jetzt keinen Beruf mehr hatte, in die Erscheinung hineinzugehen und darum auch keine Verheißung, vor ihrem tötenden Glanz bewahrt zu werden. Beides hatte er bisher gehabt. Er war in keine Erscheinung der *H. d. S.* hineingegangen, in welche ihn der Herr nicht selbst zuvor hineingerufen gehabt hätte. In jeder Erscheinung hatte der Herr über ihn wie über Aaron, Nadab und Abihu und die siebenzig Aeltesten Israels seine schützende Hand ausstrecken müssen, 24, 10 f., um ihn vor der Vernichtung zu bewahren. Als er ohne besondere Berufung des Herrn aus eigenem Antrieb — wenn auch in großer Herzensnot — um eine besondere Erscheinung der *H. d. S.* bat, wies ihn der Herr ab, ließ seine Herrlichkeit an ihm vorübergehen und hielt auch dann noch seine Hand über ihn, damit er nicht vergehe. Jetzt in die von der *H. d. S.* erfüllte Wohnung einzutreten, hatte Moise keinen Beruf und darum auch keine Verheißung der Bewahrung.

Der Einzug des Herrn in die Stiftshütte bedeutete einen neuen Schritt in der Verwaltung der alttestamentlichen Heilsökonomie. Bisher war der eine Mann Moise alles in Israel gewesen: Prophet, Hohepriester und König. Mit der Erbauung und Weihung der vom Herrn bestellten Stiftshütte mit ihren zwei Abteilungen und mit der Heiligung des Brandopferaltars war der Grund gelegt für den zukünftigen geordneten Gottesdienst und die in Aussicht genommene Verwaltung desselben durch das besondere Priesteramt Aarons und seiner Söhne. Die konnte Moise zu dem Übermaß von Regierungs-, Versorgungs- und Richtergeschäften, die auf seinen Schultern lagen, nicht auch noch persönlich übernehmen. „Er war ein sehr geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden“, Num. 12, 3. Der Herr hatte ihm schon siebenzig besonders geistbegabte Männer zur Verrichtung der auf ihm liegenden Geschäfte zu Hilfe geben müssen, Num. 11. Das unwissende, sündigende und störrische Volk bedurfte aber der gründlichen Belehrung, des täglichen Opfers, der immer zu wiederholenden Entsündigung und der wiederkehrenden Veröhnung. Dazu waren Aaron und seine Söhne von Anfang an bestimmt gewesen. Bisher hatte Aaron keine Rolle im Volke spielen

können. Ja, sein Ansehen hatte durch sein Verhalten bei dem Götzendienste mit dem Goldenen Kalbe stark gelitten. Er selbst und seine Söhne bedurften immer wieder der Ermahnung zur Treue und der Warnung vor Untreue in der Verrichtung ihres Amtes. Selbst mit empfindlichen Züchtigungen mußte der Herr in ihre Familie eingreifen. So bedurfte die gesamte Einrichtung der aaronitischen Gottesdienstverwaltung der öffentlichen Bestätigung und Heiligung durch besondere Maßnahmen und Einrichtungen, die ihr für Priester und Volk göttliche Autorität und durchschlagende Kraft verliehen.

Die erste dieser Maßnahmen war die oben erwähnte Erscheinung der Wolke und der *H. d. H.* in der vom Herrn selbst geordneten und so nun öffentlich für heilig erklärten Gotteswohnung. Dann kamen die späteren Wiederholungen der Erscheinung in, vor und bei der Wohnung zum Zweck des Einschreitens Gottes bei schweren Verfündigungen des Volks oder einzelner. Demselben Zweck diente die göttliche Einrichtung, daß dieselbe Wolke, welche des Tags als Wolken säule und des Nachts als Feuer säule dem Volk als Signal zur Weiterreise oder zur Lagerung gegeben war, sich immer wieder auf die Stiftshütte niederließ und sie bedeckte, und sich auch von ihr aus als Wolken- oder Feuer säule erhob, um wieder als Wegweiser durch die Wüste zu dienen. Denn dadurch erwies sie nicht nur sich selbst vor allem Volk als das mitgehende Angesicht Gottes, sondern auch die Stiftshütte immer wieder als die vom Herrn erwählte dauernde Wohnung, von welcher aus Segen oder Strafe je nach Verdienste über das Volk kam. So oft sie erschien, war sie ein sichtbares eindruckliches Zeugnis des Herrn selbst entweder von seiner Gnade gegen das Volk oder von seinem furchtbaren Ernst, der seiner Gnade nicht spotten läßt. Für beides geben uns Levit. 9 und die ersten Verse von Kap. 10 einen schlagenden Beweis. In Kap. 9 wird uns von dem ersten offiziellen Opfer Aarons erzählt. Nachdem er dasselbe vorschriftsmäßig als ein Versöhnopfer für sich und das Volk in des letzteren Gegenwart zubereitet und auf den Brandopferaltar gebracht hatte, segnete er das Volk. Die Frage war aber, ob Mose, als des Volks Mittler und Führer, und ob der Herr selbst das Opfer des neu eingesetzten Hohepriesters annehmen und seinen Segen bestätigen werde. Um seine persönliche Zustimmung dem Volke zu bezeugen, ging Mose mit Aaron zusammen in die Stiftshütte, wohl um ihr Tun dem Herrn im Gebet vorzutragen. Es wird nicht gesagt, daß die *H. d. H.* oder die Wolke die Wohnung erfüllt habe.

Aber wie sie gemeinschaftlich das Heiligtum betreten hatten, kamen sie auch gemeinschaftlich wieder heraus und segneten auch gemeinschaftlich das Volk, — offenbar um demselben nicht nur die Zustimmung Moses, sondern auch die des Herrn zu bezeugen. Im selben Augenblick „erschien die H. d. H. allem Volk, und das Feuer ging aus von dem Herrn und verzehrte auf dem Altar das Brandopfer und das Fett. Da das alles Volk sah, frohlockten sie und fielen auf ihr Antlitz“ in der Gewißheit, daß der Herr sich zu der neuen Einrichtung des aaronitischen Opferdienstes bekenne und durch dieselbe seine Gnade ihnen bewahren und seinen Segen ihnen auch ferner zufließen lassen werde.

In Kap. 10 haben wir aber auch sofort ein Zeugnis der H. d. H. für die Heiligkeit dieses Dienstes. Der hier erzählte Vorgang ist als sich unmittelbar an die in 9, 23. 24 geschilderte Wirkung der erscheinenden Herrlichkeit anschließend zu denken. Die beiden Söhne Aarons, Nadab und Abihu, die nach Gottes Verordnung als Priester den Gottesdienst im Heiligen zu versehen hatten, beachten eine einzige Verordnung des Herrn nicht — diejenige nämlich, nach welcher sie das Feuer für die Anzündung ihrer Räucherpfannen von dem Altar als dem geheiligten zu nehmen hatten. Sie brachten fremdes, das heißt, nicht geheiligtes Feuer vor den Herrn, „das er ihnen nicht geboten hatte“. Im selben Augenblick fährt Feuer aus von dem Herrn und verzehrt sie, daß sie „vor dem Herrn“ sterben. Dasselbe Feuer, das als Gnadenbezeugung das von Aron auf den Altar gelegte Brandopfer und Fett verzehrt hatte, tötet hier die auch nur in einem einzigen Stück sündigenden Priester. Und Mose erklärt dem erschütterten Vater auch zugleich, warum. „Das ist's, das der Herr gesagt hat: An denen, die mir nahe stehen, will ich geheiligt werden und vor allem Volk will ich mich verherrlichen.“ „Und Aron — schwieg still“.

In jeder Einzelheit war der gesamte Gottesdienst vom Herrn selbst gegeben und vorgegeschrieben worden. Mose hatte in dem zweimaligen vierzigtagigen Aufenthalt bei dem Herrn auf dem Berge ein Bild von der Wohnung, von ihrer Gestalt und Einrichtung, von ihren Geräten und deren Aufstellung, dann die Anweisung zu ihrer Verfertigung und die genauesten Vorschriften für ihre Bedienung durch den Hohepriester, die Priester und die Leviten vom Herrn empfangen. Nichts, garnichts am ganzen Gottesdienst war der Freiheit oder der Willkür irgend eines Menschen überlassen. Nicht

nur das Material für die verschiedenen Opferarten, sondern auch jede Maßnahme und Bewegung der Opfernden, jedes Stück der Kleidung des Hohepriesters und der Priester, selbst jeder Schritt ihrer Vorbereitung zum Opferdienst war genau vorgezeichnet, und auf jede, auch die geringste, Verfehlung der Diensttuenden erfolgte der sofortige Tod oder doch die schärfste Züchtigung des Herrn. Alles, von der Person und den amtlichen Tätigkeiten des Hohepriesters und der Priester herab bis zu den rein äußerlichen Diensten der Leviten an der Wohnung und ihren Geräten, war heilig und unverletzlich. Wir weisen hier zunächst nur auf zwei geschichtlich weit auseinander liegende Vorgänge hin. Nach den in Levit. 9 und 10 erzählten Begebenheiten zog sich die *H. d. S.* hinter den inneren Vorhang in das Allerheiligste zurück und wohnte dort im Dunkeln (1. Kön. 8, 12) über der Bundeslade auf dem Gnadenstuhl, und zwar in Wolke und strahlendem Licht. Kein anderer als der Hohepriester durfte diesen Raum betreten, wenn er nicht getötet werden wollte, aber auch dieser nicht zu „allerlei Zeit“, sondern nur einmal im Jahr, am großen Veröhnungstage, „d a m i t e r n i c h t s t e r b e“; und auch dann nicht ohne besondere Kleidung und viele besondere Maßnahmen (siehe Levit. 16); und unter diesen war die Hauptsache die Besprengung des Gnadenstuhls mit dem Blut des Ziegen und des Widder. Ehe er aber zu dieser Handlung kam, mußte er beim Eingang in das Allerheiligste seine Räucherpfanne mit brennenden Kohlen vom Brandopferaltar füllen, eine starke Handvoll Rauchwerks darauf streuen, „d a ß d e r N e b e l (d e r Q u a l m) v o m R a u c h w e r k d e n G n a d e n s t u h l b e d e c k e, d e r a u f d e m Z e u g n i s i s t, d a ß e r n i c h t s t e r b e“. Möchte auch jedes andere Moment der Handlung beobachtet worden sein, das Versehen in diesem einen Stück brachte ihm den Tod. Vgl. hierzu Jes. 6.

Das andere Beispiel von der Heiligkeit des aaronitischen Gottesdienstes liegt in der Zeit Samuels. Die Bundeslade durfte auch außerhalb des Allerheiligsten von niemand gesehen werden. Beim Ziehen des Volkes mußte sie vom Hohepriester selbst und den Priestern bedeckt, in Decken gewickelt und von den Rahathiten getragen werden, ohne daß die letzteren sie anrührten, Levit. 4. Als später die Lade nur zufällig von den Bethsemitern gesehen wurde, tötete ihr Anblick 75 *) Mann, 1. Sam. 6, 19.

*) Das „tausend“ in dieser Stelle scheint ein Abschreibefehler zu sein.

Ein anderes Beispiel bietet die Geschichte von Perez-Ufa, 2. Sam. 6. Ufa mußte sterben, weil er, wenn auch in guter Meinung, die stürzende Lade nur angerührt hatte, sodaß selbst David Bedenken trug, sie zu sich holen zu lassen. Hinterher erfuhr er, daß der Herr das Haus Obed Edoms, in das er sie hatte niedersetzen lassen, reichlich gesegnet habe. Dann ließ er sie mit großer Feierlichkeit und Jubel nach Jerusalem einholen, ein zeitweiliges Zelt für sie bauen und durch den Hohepriester den vorgeschriebenen Gottesdienst in ihr verrichten — zu großem Segen für sich und sein Volk.

Es handelte sich bei allen Erscheinungen der *H. d. S.* um die Heiligung des Namens Gottes. Die Welt hatte ja die Erkenntnis Gottes verloren. Sie sagte damals wie heute: Es ist kein Gott! (Pfl. 53.) So war sie ein Greuel vor Gott geworden in ihrem bösen Wesen. Alle ihre Kultur war wie heute Sünde und Schande. Da war keiner, der Gutes tue, auch nicht einer. Sollte die Welt gerettet werden, so mußte sie erst wieder zum Glauben an den lebendigen Gott zurückgeführt werden. Dazu hatte der Herr sich den Samen Abrahams, seines Freundes, erwählt. Dies Volk, selbst in Ägypten bis aufs äußerste verdorben, sollte sein Knecht werden, durch welchen er seinen Namen und seine Majestät den Völkern der Erde wieder kund tun wollte. Aber dies Volk hatte ja selbst keine Erkenntnis verloren, lebte im Götzendienst der Heiden und war so fleischlich gesinnt, und dazu so störrisch und mankelmütig wie nur irgendeins. Darum mußte Gott sich ihm erst selbst durch lauter Wundertaten (vgl. Exod. 34, 10) als lebendig und persönlich offenbaren; es mußte erst selbst durch viel Erfahrung seiner unverdienten Gnade und seiner unverletzlichen Heiligkeit gottesfürchtig gemacht und geheiligt werden. Hier war mit natürlichen Mitteln und menschlichen klugen Maßregeln nichts auszurichten. So mußte sich Gott zu ihrer Schwachheit und Verderbtheit herablassen und seine Herrlichkeit ihren leiblichen Augen und Ohren so eindrucklich bezeugen, daß kein Ungläubiger unter ihnen für seinen Unglauben und Ungehorsam eine Entschuldigung hatte.

Unter diesen sichtbaren Zeichen und Wundern war die Erscheinung der *H. d. S.* das herrlichste und eindrucklichste, und zwar als Beweis für seine segnende Gnade wie für seine strafende Heiligkeit in allen von ihm gegebenen Einrichtungen, Geboten und Verordnungen, in den amtlichen Verrichtungen Aarons und seiner Söhne so-

wohl wie in der königlichen und prophetischen Tätigkeit Moses. Diese Erscheinung war an keine bestimmte Zeit und keine bestimmte Verjündigung gebunden, nur an die Stiftshütte, in welcher Gott wohnte, und über ihr nur als zur Höhe erhoben als Wegzeiger des Tags und als Leuchte in der Finsternis der Nacht. Viele, auch große Vergehen des Volks oder einzelner strafte der Herr auf andere Weise, so die Abgötterei mit dem Goldenen Kalbe, Exod. 32, den Gotteslästerer, Levit. 24, den Sabbatschänder, Num. 15, das Murren des Volks bei Wassermangel, Num. 21. Sie erschien frei und unversehens, wann und wo der Herr es für gut hielt. Vor allen Dingen aber, wo einzelne oder ein Teil des Volks oder die ganze Gemeinde sich der Autorität des Herrn in der Führung durch Mose oder in dem von ihm verordneten Priesteramte Aarons widersetzten. So bei der schon erwähnten amtlichen Verjündigung der beiden Söhne Aarons, Levit. 10; bei der Widersetzlichkeit Mirjams und Aarons gegen Mose, Num. 12; bei der Empörung der ganzen Gemeinde des Herrn und Mose und Aaron nach dem Bericht der Aunschaffter, Kap. 14, die der Herr zwar durch die Fürbitte Moses bewogen, momentan ungestraft ließ, aber mit vierzigjährigem Aufenthalt in der Wüste strafte und keinen der erwachsenen aus Ägypten Ausgewanderten außer Josua und Kaleb das verheißene Land erreichen ließ; bei der Empörung der Rotte Korah gegen den Herrn und seine von ihm vielfach bestätigten Führer Mose und Aaron, in welcher Korah und seine Rotte von der Erde verschlungen und 250 Mann durch das Feuer des Herrn verzehrt und das darüber murrende Volk mit dem Tode von 14,700 Mann gestraft wurde, Kap. 16, 19–40 und B. 41–50, worauf das Volk so gründlich erschüttert wurde, daß es nach der Bestätigung des Priestertums Aarons durch das Blühen seines Stabes entsetzt ausrief: „Siehe, wir verderben und kommen um; wir werden alle vertilgt und kommen um. Wer sich nahet zu der Wohnung des Herrn, der stirbt. Sollen wir denn gar untergehen?“ Kap. 17, 12. 13. geraume Zeit darnach gewahren wir die Erscheinung noch einmal als Züchtigungsmittel, nämlich in der Wüste Zin, bei dem „Saderwasser“, bei welcher Gelegenheit auch Mose und Aaron im Glauben strauchelten und sich um ihren persönlichen Eingang in das verheißene Land brachten.

Bei alledem dürfen wir nicht vergessen, daß die S. d. S. doch nicht vornehmlich als Züchtigungsmittel in der Erziehung Israels diente, sondern es vor allen Dingen zum Glauben, d. h. zum zuver-

sichtlichen Vertrauen auf die Gnade des Herrn als des einigen wahren Gottes erwecken und darin fest machen sollte. Es sollte seine unverdiente Wahl zum Volk des Eigentums und seine weltumfassende Mission zur Errettung der verdorbenen Welt erkennen. Der Götzendienst der abgefallenen Völker sollte gestürzt und die Erde wieder voll werden von der Erkenntnis der Ehre des Herrn wie mit Wasser des Meeres bedeckt, Jes. 11; Sabaf. 2, 14; Zephanja 2, 11. Wie im Bunde mit Abraham, Gen. 15, so bedeutete die *H. d. H.* immer und überall vor allem Gnade, und zunächst Gnade und Gnadentreue für dies Volk. So bedeutete sie Errettung von der Hand der Ägypter und Einführung nach Kanaan in der Berufung Moses, Exod. 3; so den sicheren Schutz und die Bewahrung vor der Feindschaft aller Völker vor und in dem Durchgang durch das Rote Meer, Kap. 14; so war sie Gewähr für des Volks Versorgung mit Speise und Trank für die ganze Wüstenreise in der Wüste Zin, 16, 4. 10; dann diente ihre vielfache Erscheinung beim Bundesschluß und seiner Wiederholung am Sinai zur Bezeugung und Bestätigung der großen Verheißung: „Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, so sollt ihr mein Eigentum sein vor allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein; und sollt mir ein priesterliches Königtum (d. h. Königreich) und ein heiliges Volk sein“, 19, 5. 6. Dann kam des Herrn eigene Erklärung ihrer Bedeutung als der himmlischen Bezeugung seiner Gnade und Treue und seiner Heiligkeit, die keinen Sünder ungestraft lasse, 34, 1–7. Sie bezeugte sich als Gnade und Heiligkeit in dem strahlenden Angesicht Moses während seiner Erklärung der Bundesgesetze, in der Erfüllung der Stiftshütte mit der Wolke und der *H. d. H.*, in der andauernden Führung des Volks durch die Wolken- und Feueräule, als Gnade in dem Verzehren des ersten Veröhnungssopfers Aarons auf dem Brandopferaltar, in dem ununterbrochenen Wohnen in Wolke und Feuer über dem Gnadenstuhl im Allerheiligsten und zum Schluß der Wüstenwanderung in der feierlichen Übergabe des Führeramts Moses an Josua in der Stiftshütte, Dt. 31, 14. 15. Sie war in den verwickelten Verhältnissen des Auszugs und der Wüstenreise die immer wiederholte wunderbare und überirdische Predigt des Evangeliums an dies unwissende und ungläubige Volk, welches durch Gottes unmittelbare Offenbarung vor ihren Augen und Ohren lernen sollte, daß ein lebendiger Gott im Himmel und daß dieser Gott als ihr gnädiger und treuer

aber auch unverleßlich heiliger Gott unter ihnen sei, um deswillen auch sie ein frommes und geheiligtes Volk sein und ihre Mission an der Völkermelt erfüllen sollten.

Daher finden wir die S. d. S. auch im Deuteronomium von Mose als Mittel der Vermahnung zum Glauben, zur Gottesfurcht, zur Dankbarkeit, zum Gehorsam und zur Treue gegen den Herrn und zur Warnung vor Abfall, Untreue und Ungehorsam gegen des Herrn Wort so reichlich verwendet.

Wir lesen in Num. 12: „Aber Mose war ein sehr geplagter *) Mensch über alle Menschen auf Erden“. In der Tat war das Werk Moses ein übermenschliches. Ein Volk von 600,000 Mann, Weiber und Kinder nicht gezählt, mit allem Zubehör der Gewalt der damals stärksten Großmacht zu entreißen, ihm ein Gesetz zu geben, dessen Kern heute noch die Grundlage aller gesitteten Staaten bildet und auch in Zukunft bilden muß, wenn sie nicht sofort zu Grunde gehen sollen, eine solche Menschenmasse in einer so öden Wüste 40 Jahre lang zu ernähren, ein so unbotmäßiges, untreues und halsstarriges, immer wieder rebellierendes Geschlecht ebensolange wenigstens in äußerlichen Gehorsam zurückzuzwingen, mit diesem Volk die Amoriter, Moabiter, Midianiter und Ammoniter zu besiegen und deren Gebiet zu besetzen, — wie das möglich war, ist heute noch ein unlösbares Rätsel für alle Geschichtschreibung. Mose selbst erklärt sich des öfteren vor Gott dazu untüchtig und will unter seiner Last immer wieder verzagen. Daß er nicht darunter zusammengebrochen, daß er als achtzigjähriger Greis bis zum 120. Lebensjahr Glauben und Zuversicht, Mut und Kraft bewahrt und dies übermenschliche Werk durchzuführen vermochte, ist leztthin nur daraus zu erklären, daß der Herr sich ihm offenbarte, wie er sich keinem andern bloßen Menschen, auch keinem Propheten, keinem David und keinem Johannes dem Täufer offenbart hat, noch einem andern Menschen in

*) Wir brauchen uns durch die moderne Übersetzung „sanftmütiger“ an der Korrektheit der Lutherschen nicht irre machen zu lassen. Sie ist im Interesse der ungläubigen Bibelkritik gemacht, die mit dieser Übersetzung beweisen will, daß Mose nicht der Verfasser des Pentateuchs sei, weil er sich doch nicht selbst als den sanftmütigsten Mann unter allen Menschen habe bezeichnen können. Luthers Übersetzung ist nicht zu tadeln. Die D. Schr. hat in 29, 1. bei der Anzeige der Menge-Bibel von der Sache gehandelt.

der Zukunft offenbaren wird: in der Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn.

Nicht ein oder zweimal, nein immer und immer wieder war ihm der Herr erschienen und hatte ihn seine Herrlichkeit schauen lassen; zweimal 40 Tage lang hatte er ihn über alles unterrichtet, was er in Israel einrichten, wie er es führen und regieren und lehren solle. Und der Herr hatte „mit ihm geredet von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet“, Exod. 33. 11; „mündlich rede ich mit ihm, und er siehet den Herrn in seiner Gestalt, nicht durch dunkle Worte oder Gleichnisse“, Num. 12, 8; vgl. Dt. 34, 10. — So war dieser Mann, der sich anfänglich der Ausführung des ihm aufgetragenen Werks so energisch geweigert hatte (Exod. 4; 5, 22; 6, 12), durch die ihm zuteil gewordenen Erscheinungen der S. d. S. zu einem willigen, treuen und starken geworden, der, treu in Gottes ganzem Hause (Num. 12, 7), im Glauben an Gottes Treue und in der Gewißheit seiner allmächtigen Gegenwart Dinge tat, die kein Mensch zu tun vermag. Im Glauben an diese Treue hatte er in völligem Verzicht auf eigene Verherrlichung, ja, auf seiner Seelen Seligkeit, durch sein durchdringendes Gebet die Vernichtung Israels durch den Zorn des Herrn mehreremale abgewendet und durch seine Fürbitte seine Schwester Mirjam von ihrer schrecklichen Strafe befreit. Im Glauben an diese Treue hatte er in der Empörung der Rotte Korahs zum Herrn sagen können: „Ich habe nicht einen Esel von ihnen genommen und habe ihrer keinem nie kein Leid getan“, und hatte, ergrimmt über die Bosheit dieser schamlosen Lästerer, beten können: „Herr, wende dich nicht zu ihrem Speisopfer!“ Er war der Gnade und Treue des Herrn gegen ihn selbst und gegen Israel göttlich gewiß geworden.

Im Gefilde Moabs mit dem siegreichen Heer Israels angekommen, in der schmerzlichen Gewißheit, daß sein Lauf sich hier vollende und er das erhoffte Land jenseits des Jordans nicht betreten werde, blieben ihm neben der Hinzufügung etlicher Verordnungen für des Volkes künftige Ansässigkeit in Kanaan nur noch zwei Aufgaben übrig: die nochmalige Belehrung und Ermahnung des Volks zum treuen Gehorsam gegen das empfangene Gesetz, zum Glauben an die vom Herrn gegebene Verheißung und schließlich die öffentliche Übergabe seines Amtes an den längst vom Herrn als seinen Nachfolger bezeichneten Josua. Kaum irgendwo im Alten Testament findet sich eine längere Rede von so allumfassender, wohl-

begründeter, evangelisch-herzlicher und ernster Vermahnung zur Treue gegen den Herrn und Warnung vor dem Abfall wie die hier so sorgfältig verzeichneten Reden dieses Mannes Gottes. Mose hat hier alle Register der wirksamen Predigt an gläubige Christen gezogen. Er redet so einfältig und klar, daß jeder Zuhörer oder Leser ihn verstehen muß; so direkt und ungeschminkt, daß jeder im Gewissen angefaßt wird; so furchtbar ernst und drohend, daß jedes Herz erschüttert werden muß, und dabei so herzlich und herzugewinnend, daß niemand ihm etwas übel nehmen kann; bei dem allen aber mit solcher Zuversicht und Freudigkeit, daß jeder Zuhörer von der göttlichen Wahrheit und Autorität seiner Worte überführt werden muß. Nehmen wir dazu seine Abschiedsrede an das Volk und die Segnung der verschiedenen Stämme, Kap. 32 und 33, und dann noch den einen einzigen Psalm, der uns von ihm aufbewahrt ist (Ps. 90), der in diesen letzten Tagen seines Lebens gedichtet sein muß, so haben wir Reden und Lieder, die an Fülle der Weisheit, an Tiefe der Lebensanschauung und an rednerischer Schönheit von keinem weltlichen Redner oder Dichter erreicht werden können.

Woher kommt diesem Manne die wunderbare Rede und ihre durchschlagende Kraft? Er führt ja des großen Gottes Wort, er erzählt diesem jungen Geschlecht, das nur wenig von dem großen Wirken des Herrn gesehen hat, die bisherige Geschichte Israels; er schildert ihnen die großen Taten Gottes, in so überschwenglicher Gnade und heiligem Zorn an ihren Vätern getan, und deren Ungehorsam und kläglichen Untergang. Und unter den Großtaten des Herrn immer und immer wieder die verschiedenen Erscheinungen der G. d. G., die er und die Väter erlebt haben. Wohl zehnmal kommt er in seiner ersten Rede auf diese letzteren zurück, und dabei schwillt ihm das Herz weit auf, und fließt ihm der Mund über von des Herrn Gnade und Treue, von seiner Heiligkeit und furchtbarem Ernst. So predigt er Gottes Wort recht, und das Wort erfaßt die Herzen mit Gottesgewalt. Wir müssen es uns versagen, auch nur etliche Beispiele aus seinen Reden hier wörtlich wiederzugeben. Er erzählt und lehrt, er weist hin auf die Treue des Herrn und die Untreue und Undankbarkeit ihrer Väter, er eröffnet ihnen die Zukunft und weißsagt ihren zukünftigen Ungehorsam, Abfall und Verderben, er warnt, schildert, seufzt, er fleht um Gnade und Erbarmen für sie bei dem Herrn, er preist die Treue ihres Gottes und weist den Umkehrenden den Weg zur Gnade und tröstet sie mit zukünftigem

Siege. Man lese seine Abschiedsrede, Kap. 32, und den Schluß seines Segens über die Stämme, 33, 26-29. Noch einmal deutet er da hin auf die in den Wolken wohnende Herrlichkeit des Herrn. Und er schließt mit dem höchsten Preis Israels: „Wohl dir, Israel, wer ist dir gleich! O Volk, daß du durch den Herrn selig wirst, der deiner Hilfe Schild und das Schwert deines Sieges ist! Deinen Feinden wird's fehlen; aber du wirst auf ihrer Höhe einhertreten“.

A u g. B i e p e r.

The Future of the Lutheran Church.

Let it be understood at the very beginning, that by the Lutheran Church we understand that church that holds strictly to these main principles of theology: 1. The verbal inspiration and the inerrancy of the Bible; 2. The importance of the doctrine of justification by faith alone as the basic teaching; 3. The strict observance of the dividing line between law and gospel; 4. The upbuilding of the church by the preaching of the gospel alone. The different corollaries incident upon and following these first principles, such as the divinity of Christ, the sufficiency of His bloody merit in His suffering and dying as our substitute, the absolution from sins pronounced by God upon all men as a judicial act based upon that suffering and dying, the exclusion of all human aid in the conversion of man, these and many more need not be emphasized here, except as they concern us in the treatment of our theme.

Our Lutheran church has survived many shocks in the past and in many lands. This is due to the signal manifestation of the favor and grace that God has shown so richly to our church. It has survived the bitter attacks of the Catholic hierarchy, as well as the more insidious antagonism of the Reformed churches. These latter have been split up into many sects, but all of them have a common antipathy to the strictly Lutheran theology. In fact the danger threatening our church from the Catholic heresy is not so great nor imminent in this day and age as that arising from the Reformed sects. These latter, under the name of Protestants, have always been classed by outsiders

or the uninformed as more or less of one family with the Lutherans. How little these have in common with us can easily be seen by comparing the Episcopalian sect in its evident desire to be Catholic with some Lutheran beliefs.

As for the other denominations, it may truthfully be said, that they have more or less deteriorated in doctrine and practice. Modernistic theology has crept in gradually or has entirely overwhelmed most of these sects. We need not here go into the different grades of unbelief afflicting these church bodies, more especially their religious leaders in pulpit and press, suffice it to say, that practically all of them have surrendered to the idolatry of an outward kingdom of God. Following this strange ambition of setting up an earthly and outward reign of Christ over the nations of the earth, these churches have proclaimed aims and gospels as strange as their delusions on the nature of the church. Having long lost the true definition and nature of the church as the communion of saints or believers, the weapon of their warfare are at the best of the law spuriously called gospel. As the human intellect is placed above written revelation, we need not be surprised at frantic endeavors to reconcile modern science with divine inspiration of the Bible.

It is not, however, so much the danger of accepting their beliefs in matters of the church that threatens us, as the willingness on our part in some quarters to copy their methods of upbuilding the church. The Reformed sects believe in, and are adepts in, the art of organization. To found and efficiently organize societies within and outside of the church for the avowed purpose of doing what Christ has given the church alone to do, namely of bringing salvation to men, has ever been the practice of these sects. Inside the church are the Epworth Leagues, the King's Daughters, the Missionary Societies, Y. P. S. E.s and many others, while outside of the church are the Y. M. C. A.s, C. T. U.s, Boy Scouts and such like. All these are to bring about a kingdom of God on earth in which Christian or even heathen morality are to be the rule and the shibboleth.

This rage for organization has gradually crept into the Lutheran consciousness. Although we can never hope to rival these our masters in this great art, we too are gradually organizing and building up with ever more diligence societies to aid the church

in its great work. It is a poor little congregation indeed, that does not boast in this advanced age of a more or less flourishing Ladies' Aid Society. We have now progressed to the stage of Leagues named after Walther and Luther, organized as intercongregational societies with annual delegate meetings and with clearly defined objectives for helping the church to extend its influence and power. The question here is not how praiseworthy these objectives are, or how well and wisely these great societies are organized and governed, but the vital question is, what will these brotherhoods and sisterhoods do to the church. Will they serve to strengthen the hands of Moses, like Aaron and Hur, or will they further weaken the church in its God-given task to save the souls of men. It is a matter of common experience that societies organized for one purpose, having become popular and grown strong, soon are led by strong leaders to adopt quite other purposes.

Let us not lay the balm of unction to our soul that this could never happen within the Lutheran church. If our church delegates a part of the work, which it was called into being to do, to a more or less select circle within that church, even under its direction, the danger of weakening the backbone of the church is ever present. More than one Ladies' Aid Society has become the life saver of its congregation in its ever present struggle to pay its salaries and bills, thus enervating the sense of duty that *all* church members should have in the matter of supporting the church. And if we are to leave the propaganda for Lutheran training of our young to a league, will the sense of responsibility of the whole church to maintain this necessary work be strengthened? Nor is it anything but an evasion to say, that these societies are organized for the very purpose of keeping alive the interest in such a chosen part of the work belonging to the church as a whole. Shall a society accomplish what the plain preaching of the Word to all the church members cannot effect?

The weakness of the sectarian churches lies, of course, primarily in this that they have cast aside the saving truth of the Gospel, thus having very little, if any, power to give their hearers strength and comfort under trials and consolation under losses. One needs but to read the slush and bilge that is offered to these poor audiences in the guise of spiritual pabulum, which is nothing

more than the outworn philosophy of doubt and unbelief. It is all for the well-being of this world, for of the next they profess to know little or nothing. The existence and inherent power of sin is ignored or denied; hence there can be no understanding of the soul's greatest needs. That this may attract for awhile the curiosity seeker, but cannot hold him, is a matter of common experience. As the object in view is the so-called building up of a moral character by means of the law and the leadership of Christ, and not by the promises of the Gospel, these churches are foredoomed to failure.

This implies another element of weakness. As many different societies are founded and maintained to form the character, misnamed Christian, in men, the need of joining and supporting a church is not imperative. Join the Y. M. C. A., Boy Scouts, etc., and you too are helping to bring this kingdom of God to pass. In this way all love and loyalty for the church as the only God-given institution on earth for a godly and blessed life are emasculated. It is small wonder that these sectarian churches are full of wailing and gloomy forebodings for the future of the church. Their doom as a church of God is sealed.

And it is just here where the Lutheran church must be on its guard. Attracted by the showy outward success, though but temporary, of the Reformed churches, we Lutherans are in danger of adopting some of their methods in organization. Sporadic signs of Lutheran bodies making common fellowship with these Calvinistic denominations are not wanting. Yet, as a whole, the sound sense and loyalty of the Lutheran bodies to the revealed truth, together with the remaining clearsightedness in realizing the fundamental differences of the spiritual viewpoints, have kept the lines of demarcation between us and these other bodies rather distinct. That our younger men of the clergy, through the neglect or inability to read and appreciate Luther's writings in German, and the prevalent use of books and commentaries written by Reformed authors, are in great danger of becoming tolerant to sectarian views of doctrine, is another matter. The danger is much more imminent that we adopt the view, that the church alone cannot cope with all its difficulties and adversaries, cannot fulfil its real mission among men, cannot exert its full power, unless aided by strong and well organized societies within the church to reach

the more surely the different objectives in education, charity, and missions. The mistaken notion that the church needs these props for a full development of its powers is by no means uncommon among us. Should this idea spread still more in the Lutheran church, it needs not a prophet, or the son of a prophet, to foresee great weakening of our beloved church. All our church society efforts shall not serve to build up the zeal for the Lord's work among *all* the church members, but rather will serve to deaden the sense of responsibility for the furthering of the church's interests by all its members. When the whole church's duty to educate its youth, to help the unfortunate, to spread the gospel abroad, has been delegated to particular societies within the church, then the spiritual decay of that church is only a matter of time.

On the other hand, if the church as a whole, with *all* its members, stand behind the one purpose of the church to preach the Gospel of salvation to a dying world in all the labors that this implies, its power is irresistible and its success assured to the end of days, according to the promise of the Lord. Let the church organize its efforts as it may, but let it never lose sight of the commission from our Lord given to the church as a whole.

That naturally brings us to another vital point on which the future of the Lutheran church hinges. It is the matter of preaching the Gospel. It might be objected, that if there is anything that is well and universally understood in our Lutheran church circles, it is that the church is to preach the Gospel. It is also agreed that by the grace of God the church bearing Luther's name still has and proclaims the real pure Gospel, that word of God which holds out the gracious offering of righteousness in the forgiveness of sins through Jesus Christ the mediator. This message of salvation is committed to the church. This message it is to proclaim, and through such preaching is to save men, to bring them into the body of Christ through faith and to keep them there. No other means is given to the church for its spread and upbuilding. All this is granted by us all.

But how about our practice? It is an acknowledged truism that mankind is legalistic by nature and inclination. That is to say, that the wrong use of the law to awaken and strengthen spiritual life in man appeals to our old Adam strongly. Even

Christians are apt to forget that by the law there is only the knowledge of sin but no new life to hate that sin. We need constantly to be reminded that the law worketh wrath, Rom. 4, 15, and all new life in faith comes by the Gospel alone, Rom. 4, 16. To convict the world of sin the law must be preached, as well as to convince the old Adam in us of his disinclination to do the will of God, but this is not our peculiar office. How many sermons have we heard where the preacher seemed most at home in laying down the law to his dear parishioners, and where the sweet comfort of the Gospel had but a meagre if any part. Have not many sermons held during the blessed time of Lent been wrested from their real purpose, or surely their main purpose, namely to present the suffering and dying Christ as the great ransom for sinners for our everlasting comfort, wrested we say, to the portrayal of our great sinfulness only, sending the hearers terrified away. Cf. Form. Conc. Ep. V, Mueller p. 535. Thus these sermons were to be real "Erweckungspredigten", trumpet blasts to awaken the sinner from his security, instead of filling his heart with the firm faith in the security of his salvation by the bloody merit of God's Son. And again, is not the law only too often applied to instil that fervor for the church that is to be expressed in larger collections of money, forgetting that only the Gospel can fill the heart with love for God and His work of the Gospel, that it alone can create willing givers.

It is but a step from this wrongheaded belief in the power of the law to bring forth good works to the application of other legalistic means for the upbuilding of God's kingdom. We expect systems and quotas to do what the Gospel alone can accomplish, yet we need but to show forth the unspeakable love of God in Jesus Christ to our Christians, so that the need for the sweet consolations offered in the Gospel becomes of the very fibre of our flock, beset as they are by many a temptation, many a doubt, and many a fear. Make but this Gospel the very food of their souls, and our fellow Christians will sacrifice everything rather than lose it. Building our church up in that way, the gates of hell shall not prevail against it.

Another false notion against which we must constantly guard is that there is safety for the church in numbers. From of old that has been a besetting danger of the church. It is the craze

for unionization, for marrying and joining that which the Lord has put asunder. Luther had constantly to fight this tendency. In his day it was tried repeatedly to join the forces of the Lutherans and the Swiss reformers. A common front of these churches together seemed more imposing and stronger against their common foes than fighting apart from one another. Luther opposed this with all the strength of his convictions, and with the right weapon — an appeal to the clear word of God. So must we do today where unionizing of churches is advocated on every hand. Of the tragedy of uniting large or small church bodies to form larger bodies we have plenty of examples before us.

Only too often such church unions are made with a disregard of their distinctive doctrines, always to the betrayal, if not denial, of the pure doctrine. Nor were the other objectives always attained. It was hoped that the unionized larger body could more easily effect the purpose of the church, could economize in many ways, would accomplish more with fewer men and less money. This has only too often proved a vain hope. These larger bodies are under the same difficulties, have the same hard times to contend with, as the smaller organizations. Vide Gideon, Judges 7. The Lord does not win His battles by few or many, but by the strength of His arm. And the power of His arm is exerted in His word, especially His word of the Gospel. We have this power in our hands. We may associate a number of congregations into synods for the purpose of united effort in His kingdom. The Lord has given us liberty to do that. It is a matter of being one in faith and one in purpose. But to believe that the greater the organization and the stricter its man-made rules, the greater shall be the success of our labors in the church, is to believe a vain thing. There comes a time when these synods or other church bodies become unwieldy on account of their size and the extent of the territory that they cover. When that happens, the personal contact between the workers is lost, local interests arise, causing dissensions or at least misunderstanding, and the unified effort is weakened.

In the matter of church unions it should be remembered, that organizations with a common historical development are, as a rule, more effective than larger bodies incompletely welded together, even though they be of the same faith. The Lutheran church will

do well to be very cautious indeed in trusting to unionization as a means of increasing its efficiency. Let us put our trust solely in the word of the Gospel for the efficient upbuilding of the church. In that trust we shall do the work assigned to us. Let us rather stand as one compact smaller body than in a loosely jointed huge organization for the sake of numbers.

There is yet one other matter which concerns the future of the Lutheran church. It is the matter of education. The Lutheran church is unique among the church bodies of the land in this that it has always fostered the education of its youth. This is a most precious heritage from Luther. At the very beginning of the Reformation it was he that insisted upon the need of this. To save its very existence and to combat the Lutheran church more effectively the Catholic church has learned from us to educate its growing generation. The Reformed sects have not learned that lesson. At the bottom of the great weakness of these sects is the lack of systematic and thorough training of its young. Calvin gained his great victories in different lands for his church because of the great schools maintained at Geneva. His followers have not appreciated that. Their Sunday schools, inaugurated in their present form in the latter end of the eighteenth century by Robert Raikes, are miserable makeshifts in the way of bringing up the children on the truths of Christianity. Latterly they have deteriorated to such an extent in the hands of the Reformed sects, that they themselves cannot fail to see how inadequate they are.

This is not the place to enter into a discussion of the merits of the Sunday school. Suffice it to say, that it has failed signally to educate the youth of these churches. With them it is in the hands of teachers who are not themselves well instructed in the vital truths of sound doctrine. Nor can they be, when one considers that the pastors of their churches have been educated and trained at colleges, universities, and seminaries, that had not the teaching of sound doctrine to impart. All the modernistic unbelief vented by these preachers is the sum total of their religious knowledge gained from teachers that know not Jesus as the very Son of God. These have destroyed in their students whatever faith in the true God of salvation they may have had from childhood. Sectarian colleges and seminaries set up by the Reformed churches have through lack of supervision, or through lax church

discipline, fallen a ready prey to modern science, evolution, and consequent unbelief in the Bible and the divinity of Christ. They know not sin nor acknowledge Him who takes away our sin. That is the real tragedy of the sectarian churches — lack of training in sound Biblical doctrine. For the Bible, as the inspired word of God revealing the only way of life, is the one book that suffers the most persistent and wicked attacks in these colleges and seminaries.

If the Lutheran church is to survive in these troublous times of agnosticism, if it is to hold fast to its great treasure of Scriptural knowledge and belief, if it is to wield the one great sword of the Spirit, the Gospel of salvation, it must look to the education of its youth. By education we, of course, do not mean a mere smattering of dogmatical Bible truths based on a few Scripture passages, learned by rote in as short a time as possible just preceding the rite of confirmation. By education we here mean training, training from earliest childhood in the home and in a day-school, under Christian teachers, where the Gospel is the very atmosphere that the pupils breathe. We plead for schools where every branch of knowledge, secular and other-worldly, is taught in the light of the Gospel of Jesus Christ, to the end that these so trained may have the true Christian viewpoint of life in this world and the next. The Lutheran parish school under present circumstances is the one institution that can fulfil this purpose. We have too few of them. If the Lutheran church is to hold its own and to grow in the future as it has in the past, we must erect and maintain more parish schools of this character, where the child lives daily under the benign influence of the word of God. We must come to recognize the fact that the Sunday school alone will not do, that the public school is the archenemy of all true Christian education.

We justly glory in our higher schools in the Lutheran church. These are the breeding-places of our coming church leaders. Our colleges and seminaries are still owned and kept, as well as rigidly supervised, by their original founders — the Lutheran Christians. They have not yet fallen into the hands of irresponsible and unscrupulous teachers that acknowledge no authority but their own scientific gospel. In these institutions of learning the Lutheran church possesses indeed a great treasure. For they are to train

the future teachers of the church. They are to be trained in the languages and the sciences by Christian teachers, so that they may be able to intelligently read and understand the Scriptures and to effectively present the Scriptural truths to the people. They are to be men and women who are able to defend these truths against the attacks of unbelief. As these schools go, so will the church go. As they flourish, so will the church prosper. As they hold fast rigidly to the revealed truth of salvation, so shall the church remain pure in doctrine. As they submit to the discipline of the Spirit of God in His word, so shall the church maintain a solid front against all its enemies.

Now it is by the great grace of God that this is the condition in which our higher schools are found in our immediate circles. As we value them, so shall we watch over them, foster them, and work unselfishly in them and for them. They guarantee, as far as human heart and hand can guarantee, the future development of our church.

On the whole it may be said that the Lutheran church has nothing to fear in these evil days from the onslaughts of any adversary, as long as we place our trust not in ourselves, in our organizations, in our fine arrangements of societies, in our members, but squarely and solely upon the Lord of His church and His imperishable Word. Aug. F. Zich.

Feststellbare Daten zur Offenbarung Johannis.

Gegenüberstellung von Weissagungen und bereits eingetretener Erfüllung.

Von Theodor Hansen, luth. Pastor.

Einleitendes.

Bekanntlich hat Luther die Offenbarung Johannis nicht für „apostolisch“ gehalten (erste, später von ihm unterdrückte Vorrede, 1522, XIV, S. 140. 141) und darum auch nicht für inspiriert angesehen und gewürdigt, obwohl er dieselbe treulich übersetzte. In seiner späteren Vorrede, 1545, XIV, S. 131–139, ist er zwar wegen

des „apostolischen“ Ursprungs noch im Zweifel, urteilt aber doch viel günstiger über ihren Inhalt. Er gesteht, daß nicht dieser Inhalt selber, sondern die „ungewisse Deutung und der verborgene Verstand“, den mancherlei Ausleger „aus ihrem Kopf hineingebräut haben“, ihn von der näheren Beschäftigung mit diesem Buche abgehalten haben. Aber es wäre ein Irrtum anzunehmen, daß Luther sich mit dem Buche so wenig beschäftigt habe, als viele Leute es heute tun, die es fast ganz links liegen lassen. Er geht in seiner späteren Vorrede dieses Buch im Zusammenhange durch und bespricht auf diese Weise viele Einzelheiten in demselben. Das zeigt, daß er bei seiner Übersetzungsarbeit und den Revisionen derselben sehr viel über die Gesichte und Bilder in der Offenbarung nachgedacht haben muß. Offenbar zu dem Zweck, um, abgesehen von der ihm zweifelhaften apostolischen Herkunft, an dem Inhalte zu prüfen und wo möglich festzustellen, ob diese Schrift sich von dieser Seite aus als apostolische ausweise oder nicht. Er sagt darüber selber: „Weil wir aber dennoch gerne die Deutung oder Auslegung gewiß hätten, wollen wir den andern und höhern Geistern Ursachen nachzudenken geben, und unsere Gedanken auch an den Tag geben, nämlich also: Weil es soll eine Offenbarung sein zukünftiger Geschichte, und sonderlich künftiger Trübale und Unfall der Christenheit, achten wir, das sollte der nächste und gewisseste Griff sein; die Auslegung zu finden, so man die ergangene Geschichte und Unfälle, in der C h r i s t e n h e i t b i s h e r ergangen, aus den Historien nähme und dieselbigen gegen diese Bilder hielte und also auf die Worte vergleiche. Wo sich's alsdann würde sein mit einander reimen und eintreffen, so könnte man darauf fußen, als auf eine gewisse oder zum wenigsten als auf eine u n b e r w e r f l i c h e Auslegung.“ XIV, S. 132, Nr. 6.

Der Gedanke ist richtig und ausführbar, soweit bei geweissagten Ereignissen oder Zeitläuften drei Voraussetzungen eintreffen: Es müssen s o n d e r l i c h e Dinge sein, die als solche geweissagt sind; dieselben müssen bereits zur Zeit des Auslegers e r f ü l l t sein; und sie müssen trotz der Einkleidung in Bilderreden in der Weissagung s o d e u t l i c h beschrieben sein, daß sie sich nach dieser Beschreibung mit Sicherheit aus der Welt- und Kirchengeschichte belegen lassen. Bei Dingen, die sich im Laufe der Zeit zu wiederholen pflegen, trifft die erste Voraussetzung nicht zu, die kann man in dieser Weise nicht datieren. Bei Willkürdeutungen treffen die beiden andern Voraus-

setzungen nicht zu, solche Deutungen haben keinen Wert. Luthers guter Rat ist meistens sehr übel befolgt worden. Wer das „Sineinbräuen aus eignem Kopfe“ nicht lassen kann und will, der wird auf dem von Luther gewiesenen Wege nicht zum Verständnis der ganzen Offenbarung kommen, der ist nicht im Stande, uns eine „zum wenigstens un~~ver~~w~~er~~f~~l~~i~~c~~h~~e~~“ Auslegung zu geben. Etliche wollen alles zeitgeschichtlich d. h. auf die Zeit des Apostels und seiner Zeitgenossen deuten. Andere wollen alles welt- und kirchengeschichtlich deuten. Andere wieder geben überall endgeschichtliche Deutung, d. h. sie ziehen alles mehr oder weniger in die letzte Zeit vor dem Jüngsten Tag. Und viele endlich geben nur sog. reichsgeschichtliche Deutung, d. h. sie sehen und deuten überall Entwicklungen auf das sog. Tausendjährige Reich hin. Dabei wird mit größter Willkür das, was geistlich zu deuten ist, buchstäblich genommen und das, was offenbar buchstäblich gemeint ist, geistlich gedeutet. Ein Blick in die gangbarsten Kommentare oder in die Auslegungsgeschichte (vgl. Strack, Bibelwerk, B. V, S. 162–170) wirkt niederschmetternd in Hinsicht auf Vielheit, Willkür und Wunderlichkeit der zur Offenbarung Johannis gebotenen Auslegungen.

Im allgemeinen befolgen die Ausleger eine von drei Methoden bei der Auslegung dieses Bibelsbuches. Manche bedienen sich der sog. zyklischen oder Resapitulationsmethode, d. h. sie unterscheiden in der Offenbarung eine Anzahl verschiedener Gesichte, von denen jedes mit dem Jüngsten Tag abschließt, wobei z. T. dieselben Ereignisse von verschiedenen Gesichtspunkten aus etwas verschieden an mehreren Orten beschrieben werden. Diese Auslegungsweise kannte Luther aus Hieronymus und Augustin. Andere wieder befolgen die sogenannte chronologische oder Periodenmethode, d. h. sie gehen von der Annahme aus, daß die Aufeinanderfolge der Gesichte in diesem Buche sich in der Erfüllung durch aufeinanderfolgende Ereignisse in der Welt- und Kirchengeschichte belegen lassen müssen. Diese Auslegungsweise kannte Luther aus der von ihm viel benutzten Auslegung Tyras zur ganzen Bibel; und zwar zeichnet Tyra sich aus durch sehr willkürliche chronologische Ausdeutungen. Andere endlich bedienen sich einer aus beiden gemischten Auslegungsmethode, der zyklisch-periodischen, und zu diesen gehört auch unser Luther („Luther vereinigt beides.“ Strack und Zöckler, a. a. O., S. 165). Und diese ist u. E. die allein richtige Auslegungsweise; nur bei dieser ist

eine einwandsfreie Datierung gewisser Ereignisse und Zeitläufte überhaupt möglich, bei den ersten beiden nicht. *)

Luther hat, nach seinem Rat, in der späteren Vorrede einen Versuch der zyklisch-periodischen Auslegung der Offenbarung vorgelegt, als Versuch und als Anregung für andere. Freilich befriedigt sein Versuch nicht ganz. Da Gott ihm vor allem die Aufgabe zugewiesen hatte, sich mit den rechten, eigentlichen Hauptschriften der Bibel zu befassen, die den Weg zur Seligkeit beschreiben, und deren vergessene Botschaft wieder ans Licht zu bringen (Offb. 14: 6–13), so ist wohl begreiflich, daß Luther betreffs der Offenbarung nur den rechten Weg zeigen konnte und andern die Erforschung dieses Weges überlassen mußte. Außerdem, Luther als Reformator, mitten im Verlauf, den Arbeiten, Nöten und Stürmen der Reformationszeit stehend, war noch garnicht in der Lage festzustellen, welche von den in der Offenbarung datierbaren Ereignissen oder Zeitläufte vor und welche nach der Reformation fallen, und darauf kommt doch unendlich viel an. Endlich wurde ihm die Auslegung dieses Buches auch dadurch erschwert, daß er in der irrigen Vorstellung gelebt hat und gestorben ist, daß nach dem Wiederaufleuchten des Evangeliums zu seiner Zeit „flugs“ der Jüngste Tag kommen müsse und werde. Wir Späteren haben heute wenigstens in dieser doppelten Beziehung einen freieren Blick als Luther gehabt hat und haben konnte, — wenn wir nur die Augen offen behalten.

Schreiber dieses hält mit Luther an der Möglichkeit fest, gewisse Ereignisse und Zeitläufte, die in der Offenbarung klar und bestimmt genug geschrieben sind, nachträglich aus der Geschichte als erfüllt belegen zu können. Er findet aber in der Offenbarung nur zwei Angaben, die eine Datierung während der Lebzeit des Apostels zulassen (Ap. 1: 9–11, und Ap. 13: 1. 2, vgl. m. 17: 10). Er hält dafür, daß sich nur wenige, aber für das Reich Gottes epoche-

*) Von den in unsern Kreisen gangbaren Auslegern befolgt ziemlich tritt die zyklische Methode: G. Göhwein, Schriftgemäße und erbauliche Erklärung der Offenbarung Johannis (St. Louis, Mo.), — mehr die zyklisch-periodische Methode: C. M. Zorn, Die Offenbarung St. Johannis (Zwickau), er bestimmt aber die Hauptdaten vielfach anders als wir, da er möglichst an Luthers Auslegung in der späteren Vorrede festhält, — die endgeschichtliche Deutung (ohne Chiliasmus): W. Peters, Der Richter ist vor der Thür! Auslegung der Offenbarung Johannis (Zwickau), nur die sieben Sendschreiben deutet er chronologisch auf die Kirchengeschichte. — Ähnlich wie Zorn ist die Auslegung im Popular Commentary.

machende Daten aus der Welt- und Kirchengeschichte ganz bestimmt nachweisen lassen, und lehnt in dieser Beziehung alle Willkürdeutungen ab. (Warum sollte man in der Offenbarung 3. B. einen Hinweis auf die Entdeckung Amerikas oder den Weltkrieg und dergleichen suchen? So viel diese Ereignisse auch für diese Welt bedeuten, so sind dieselben doch unmittelbar von keinem sonderlichen Belang für die Kirche Christi, wie es ohne Zweifel die Reformation gewesen ist.) Er findet in Offb. 20 nichts von einem Tausendjährigen Reich auf Erden gewiseigt; warum sollte er nach Entwicklungen und Daten suchen, die auf das Kommen eines solchen Reiches und die Zustände in demselben hinweisen? Vielmehr soll es der Zweck der nachfolgenden einzelnen Untersuchungen sein, aus der bis jetzt vorliegenden Erfüllung der Offenbarung Johannis einige Hauptereignisse und Hauptdaten kirchengeschichtlich zu belegen, soweit das mit hinreichender Sicherheit getan werden kann. Die Datierung wird keineswegs immer auf bestimmte Jahre und Tage lauten können. Es wird sich nicht vermeiden lassen, einige Hilfsdaten nebenher anzugeben.

Wesentlich zum klaren Verständnis unseres Bibelsbuchs ist die Einteilung in sieben Gruppen von Gesichten, die jede Gruppe für sich ein abgerundetes Ganzes bilden. Diese Teilung ist von sehr vielen Auslegern wahrgenommen worden, wenn dieselben auch nicht diese Gruppen im Einzelnen ganz gleich abteilen. Da liegt bei sonst richtiger Deutung nicht so viel daran, weil einzelne Nachtragsgesichte zu einzelnen Hauptgesichten ziemlich selbständige Bedeutung haben. Wir halten die folgende Siebenteilung für die beste: Nach der Einleitung 1) Ap. 1: 11–3: 22, Sieben Sendschreiben, 2) Ap. 4: 1–8: 1, Sieben Siegel, 3) Ap. 8: 2–11: 19, Sieben Rosamen, 4) Ap. 12: 1–14: 20, Der Schlangensame wider den Weibessamen, 5) Ap. 15: 1–19: 21, Sieben Schalen, 6) Ap. 20, Tausend Jahre Jenseits, 7) Ap. 21: 1–22: 5, Ein neuer Himmel und eine neue Erde. Darnach der Schluß des Buches.

Offb. 1: 9–11. Verfasser, Ort und Zeit.

Hier ist unter anderem Ort und Zeit angegeben, wo und wann und wie der Apostel Johannes die Offenbarung empfangen hat, deren Inhalt das Buch in unserm Neuen Testament uns berichtet. Es ist nicht gesagt, daß das Buch auch ebendort geschrieben ist, wo der Seher diese Gesichte gesehen hat, aber das ist durchaus wahrscheinlich, selbst wenn es etwas später von einem anderen Orte aus verfaßt sein

solle. Johannes war auf der kleinen Insel Patmos (jetzt Palmoja) unweit der damals bedeutenden kleinasiatischen Hafenstadt Milet als ein um des Evangeliums willen Verbannter. Hier empfing er vom Herrn selber an einem Sonntag wenigstens das erste Gesicht (Ap. 1: 11–3: 22) und wahrscheinlich alle die Gesichte, von denen er uns berichtet, im Zustande der Verückung und erhielt den Auftrag, dieselben aufzuschreiben und an sieben bestimmte Gemeinden zu senden. Die Niederschrift wird noch auf Patmos, die Aussendung mag auch von einem andern Orte aus geschehen sein, wahrscheinlich von Ephesus aus. Den ersten Lesern, den sieben Gemeinden in Kleinasien, wird der angegebene Zeitpunkt genau bekannt gewesen sein. Leider hat die Überlieferung uns dieses Datum nicht in Gestalt einer bestimmten Jahreszahl aufbewahrt. Aber dieselbe läßt sich ganz wohl noch feststellen, wahrscheinlich war es das Jahr 68 n. Chr., in welchem Kaiser Nero starb. Diejenigen Gelehrten, welche es in die Zeit Kaiser Domitians setzen, kommen auf das Jahr 95. Aber das läßt uns kaum genügend Zeit, um die lange Wirksamkeit des Apostels in Ephesus und alle seine späteren Schriften nach der Offenbarung befriedigend anzusetzen.

Für die Datierung im Todesjahr des Nero kommen vor allem die folgenden Angaben in Betracht. Das Todesjahr des Apostels Paulus wird neuerdings mit ziemlicher Sicherheit für das Jahr 67 angesetzt. Bis zu seinem Tode hielt Paulus die Verbindung mit den Gemeinden seines kleinasiatischen Missionssprengels aufrecht durch Briefe und persönliche Gesandte. Angesichts seines Todes rief er den Timotheus aus Ephesus zurück und sandte den Tychikus wieder als neuen Abgesandten dahin. Vor dem Tode Pauli kann der Apostel Johannes vom Herrn keinen Anlaß empfangen haben, das Missionsgebiet des Paulus mit zu übernehmen, aber nach dem Tode Neros, im Jahre 68, wurde er bald auf freien Fuß gesetzt und mag seinen Wohnsitz ganz wohl in Ephesus genommen haben. Die Verbannung auf Patmos kann nicht sehr lange gedauert haben; nach Ap. 1: 9 war Johannes in Patmos, als er die Offenbarung empfing, aber wo anders (vermutlich in Ephesus) als er die Niederschrift derselben aus sandte. Vor dem Tode Neros ist eine Entlassung des Verbannten nicht anzunehmen, nach einem Regierungswechsel aber waren solche Entlassungen nichts Ungewöhnliches. Dann kann also Johannes das bisherige Arbeitsfeld des Paulus ganz wohl mit übernommen haben. Jedenfalls hat der Apostel Johannes schon

vor seiner Verbannung nach Patmos, also zu Lebzeiten seines Mitapostels Paulus, auf einem eigenen Missionsfelde in Kleinasien neben dem Missionsfelde des Paulus gearbeitet. Für den Anfang dieser Wirksamkeit des Johannes in Kleinasien setzt man das Jahr 66 an, das Jahr der zweiten Gefangenschaft Pauli. In Ap. 1: 1, 2 und 4 führt sich Johannes bei seinen ersten Lesern als bekannten und hochgeehrten Apostel ein, und in Ap. 1: 9 setzt er voraus, daß sie genau wissen, warum er als Diener Christi bei ihnen verfolgt und verbannt worden ist. Das setzt voraus, daß er in Kleinasien in einem dem des Paulus benachbarten Missionsprengel vorher gearbeitet hat. Er war dann eben der eigene Apostel für fünf von den sieben Gemeinden, an die er schreiben sollte, und den beiden Paulusgemeinden darunter, Ephesus und Laodicea, war er als Nachbar-Apostel des Paulus ebenfalls sehr wohl bekannt. Wir halten den Auftrag des Herrn, an diese sieben Gemeinden zu schreiben und denselben die empfangenen Offenbarungen zuerst kund zu machen, für Christi Ruf und Bestallung an Johannes das verwaiste Arbeitsfeld des Paulus mitzuübernehmen. Welche bessere Beglaubigung hätte der Herr Christus dem Johannes dafür geben können als eben diesen ganz bestimmten Auftrag von den sieben Sendschreiben. Ephesus war der natürliche und für die Missionsarbeit in den vereinigten beiden Missionsfeldern geeignete Mittelpunkt. Und aus der Kirchengeschichte wissen wir für gewiß, daß der Apostel Johannes seine letzten Lebensjahre in Ephesus zugebracht hat. Das Todesjahr des Johannes, der alle andern Apostel überlebt hat, wird gewöhnlich als d. Z. 101 angesetzt. — Das Evangelium Johannis wird frühestens i. Z. 80 und spätestens i. Z. 90 angesetzt, die erste Zahl, 80, ist aber die wahrscheinlich richtige Datierung. Die drei Briefe des Johannes fallen dann in nicht sehr großen Zeitabständen entweder vor oder nach der Abfassung des Evangeliums, wahrscheinlich nach dem Evangelium.

Offb. 1: 11–3: 22. Sieben Sendschreiben.

Hier ist bekanntlich unter den Auslegern die Frage, was unter Gemeinde gemeint und zu verstehen sei: vorhandene Sache oder Abbild von etwas Zukünftigem? Daß Bilderreden in die abgebildete Sache zum Teil oder ganz übergehen, ist in der Schrift eine gewöhnliche Sache, gerade auch in der Offenbarung Johannis. Solcher Redewechsel dient vornehmlich zur Sicherung des Verständnisses bei

dem Leser oder Hörer. Wie etliche Ausleger festhalten, waren jene sieben Gemeinden wirklich in der angegebenen Beschaffenheit zur Zeit des Apostels vorhandene christliche Gemeinden, die als Musterbilder oder Typen gebraucht sind für die verschiedenen in der Folgezeit immer und überall wiederkehrenden ähnlichen Gemeindezustände. Dann ist damit geweissagt, daß bis zum Jüngsten Tag solche Gemeindetypen bestehen, nebeneinander hergehen und hie und da zum Besseren oder zum Übleren wechseln werden. Wie andere Ausleger es ausdeuten, stellen die beschriebenen sieben Gemeinden Weissagungen von sieben aufeinander folgenden Entwicklungsperioden der ganzen äußeren Kirche bis zum Jüngsten Tag dar. Wir halten nur die erste Annahme und Ausdeutung für richtig und lehnen die andere ab. Der Befehl Christi an sieben bestimmte Gemeinden zu schreiben ist sicher bildlose Rede; in den sieben Sendschreiben beschränken sich die Bilder auf jenseitige Dinge, während die Zustände in den Gemeinden, als Diesseitsdinge, in bilderloser Rede beschrieben werden; in dem Antipas (Ap. 2:13) und der Siebel (Ap. 2:20-23) haben wir einzelpersönliche Zeitgenossen des Apostels, die den Christen in den sieben Gemeinden als solche sehr genau bekannt sein mußten; endlich fehlt jede Zukunftsweissagung auf eine ferne Zukunft in diesen Sendschreiben. Der Herr läßt den Apostel an diese sieben Gemeinden ganz und gar als an seine Zeitgenossen schreiben, und die Gegenwartsaufforderung in Ap. 1:19. 20 kehrt mit geringer Veränderung in jedem Sendschreiben wieder, und zwar in einem Wortlaut, der jedesmal für Christen aller Orte und Zeiten paßt. Dabei haben kirchengeschichtliche Belege geringen oder keinen Wert; jede Gemeinde soll vielmehr ihren Typus unter diesen sieben wiedererkennen und sich das dafür bestimmte (und auch die andern) Sendschreiben wohl gesagt sein lassen. *)

Bei der andern Auslegungsweise hat man viele und nur durch Willkürdeutung zu überwindende Schwierigkeiten. Christus hat bestimmt, an welche Gemeinden zu schreiben ist. Es sind lauter solche Gemeinden, die für die zukünftige Entwicklung der äußeren Christenheit von gar keiner Bedeutung waren und sind. Jerusalem

*) Hierzu vergleiche vor allem: Stöckhardt, Die sieben Sendschreiben der Offenbarung St. Johannis. 11. Jowa-Districts Syn. Bericht (1894). — Piehler, Dispositionen über d. sieben Sendschreiben, Hom. Mag. Bd. 48 (1924), S. 72. 101.144. 186.

ist nicht dabei, das doch als Mutterort der Kirche für die Anfangszeit von großer Bedeutung gewesen ist; Rom ist nicht dabei, das doch für die Folgezeit von unheilvollster Bedeutung werden sollte; und Konstantinopel und Wittenberg sind nicht dabei, die doch beide Rom gegenüber von größter kirchengeschichtlicher Bedeutung geworden sind. Es ist ein siebenfarbiges Gegenwartsbild, das bis zum Jüngsten Tag in Geltung bleibt. Wenn man trotzdem die einzelnen Gemeindetypen mit einem gewissen Schein als Bilder des vorherherrschenden Zustandes ganzer kirchengeschichtlicher Perioden hingestellt hat, so kann man das nur mit willkürlicher Nichtbeachtung der auch in solchen Perioden mehr oder weniger zahlreich vorhanden gewesenen Ausnahmen fertig bringen und bekommt doch kein genaues Bild der kirchengeschichtlichen Entwicklung, wie sie wirklich gewesen ist.

Offb. 4: 1-8: 1. Sieben Siegel.

Dies ist ein Gesicht des Sehers, welches die Herrlichkeit Christi darstellt und dabei zum Ausdruck bringt, daß er sich auch in der ganzen Geschichte in seiner Kirche von ihrem ersten Anfang in der Welt an bis zu ihrer Vollendung im Himmel vor der gottlosen Welt verherrlicht. Das ganze Gesicht enthält keine feststellbaren Daten, denn soweit irdische Dinge und Ereignisse mit darin dargestellt sind, sind dieselben von so allgemeiner und sich wiederholender Art, daß es unmöglich ist, dieselben aus der Welt- und Kirchengeschichte im Einzelnen bestimmt zu belegen.

Kapitel 4 und 5 sind vorbereitend und tröstend und schildern Vorgänge im Himmel. Christus, der im Himmel thront, lenkt auch die Geschichte der Welt auf Erden zum endlichen Besten seiner Kirche. Dann folgt die Offenbarung von den sieben Siegeln. Die Siegel werden eins nach dem andern im Himmel geöffnet; was auf jedem einzelnen eröffneten Teil der Buchrolle geschrieben steht, wird sofort vor den Augen des verückten Sehers zu einem Vorgang im Diesseits oder Jenseits, der sich wie ein lebendes Bild vor seinen Augen abrollt.

Kapitel 6 enthält die Eröffnung der ersten sechs Siegel. Zu denselben hat man allerlei aus der Welt- und Kirchengeschichte belegend angeführt, wenigstens zu den ersten vier Siegeln. Aber diese Belege tun dem Texte nicht genug, soweit dieselben nicht ganz daneben treffen; es sind Willkürdeutungen ohne Wert.

Das erste Siegel, Ap. 6: 1. 2, zeigt uns den Herrn Christum als zum Sieg ausreitenden Kämpfer mit dem Bogen des Evangeliums, um die Welt zu überwinden. Der weithin und sicher treffende Bogen ist ein treffliches Bild für die überall hindringende und siegende Kraft des seligmachenden Evangeliums, durch welche dem Herrn die Menge zur Beute und selbst die Starken zum Raube werden. Hier ist Christus im Anfang seines Siegeszuges geschildert, und in Ap. 19: 11–16 sehen wir ihn in der Beendigung desselben wieder. Dieses doppelte Vorkommen desselben Bildes sichert das rechte Verständnis desselben schon hier, und es ist verfehlt, es hier auf einen noch so großen menschlichen Helden des römischen Reiches, oder auf die menschliche Obrigkeit als solche, zu deuten.

Die nächsten drei Siegel bilden eine eng zusammengehörende Gruppe, drei dem Herrn nachschreitende Diener, welchen der Herr die Bestrafung der Verächter und Ablehner seines Evangeliums zuweist. Das zweite Siegel, Ap. 6: 3. 4, zeigt uns, als Person dargestellt, Krieg und Aufruhr, das dritte Siegel, Ap. 6: 6, teure Zeit und gedrückte Wirtschaftslage, und endlich das dritte Siegel, Ap. 6: 7. 8, den Reiter Tod, welchem die Hölle nachschreitet, um einzuziehen, was für sie bei dem Verwüsten dieser drei Strafer des Herrn als Ernte abfällt. Wollen die Länder und Völker Christum selbst als den Gnade bringenden König des Heils nicht willig bei sich einreiten und bleiben lassen, dann müssen sie eben — sehr gegen ihren Willen — diese Nachreiter für die Verachtung und Ablehnung des Evangeliums bei sich einreiten und verwüsten lassen. Belege dafür bietet uns die Geschichte sehr reichlich, vor allem in Bibelzeiten bis z. Z. 70 (Zerstörung Jerusalems und des Tempels), auch wieder nach der Zeit, in welcher die Apostel das römische Weltreich mit dem Evangelium erfüllt hatten, v. Z. 100–476 (Untergang des Weströmischen Reiches), dann wieder nach der Reformation vom Tode Luthers (1546) an bis zum Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) und darnach, endlich gehört hierher auch der Weltkrieg (1914–18) mit seinen Vorboten und Nachfolgen. Auf große Kriege pfliegten immer mehr oder weniger gedrückte Wirtschaftslage, Teuerung und schlimme Seuchen zu folgen. Was die in B. 6 beschriebene Teuerung betrifft, so ist dabei eigentümlich, daß die allgemeinen Lebensbedürfnisse (Gerste, Weizen) teuer und für Arme kaum erschwinglich sein sollen, während Luxusbedürfnisse (Öl und Wein) einen für mehr Wohlhabende erschwinglichen Preis behalten werden. Das ist bei

manchen Feuerungen beobachtet worden, aber am merklichsten wohl nach dem Weltkrieg. Gerade darum eben, weil sich dies in der Weltgeschichte oft wiederholt hat und auch weiter wiederholen mag, darf nichts Einzelnes aus dieser Reihe als ganze und endliche Erfüllung dieser Weissagung hingestellt werden.

Das fünfte Siegel, Ap. 6: 9–11, ist ein Trostbild für alle Christen in der Welt bis zum Jüngsten Tag, die um ihren Glaubens willen Trübsale und Verfolgungen leiden müssen. Die triumphierende Kirche im Himmel seufzt mit der streitenden Kirche auf Erden nach der endlichen Erlösung von allem Übel. Die Blutzengen Christi auf Erden sind hier gedacht als Schlachtopfer auf dem Brandopferaltar im Tempel zu Jerusalem, deren Blut dort unter dem Altar abfloß (die Seele oder das Leben ist im Blut, 3. Mos. 17: 11). Sie sind um Christi willen getötet, ihm wertere Schlachtopfer von der Hand seiner Feinde, die sich selbst willig zu diesem Opfer ergeben haben. Altlutherische Ausleger haben, mit Hinweis auf Heb. 13: 10, den Altar hier auf Christum selbst gedeutet, als zu dem diese Christen nicht nur im Leben, sondern erst recht im Tode ihre Zuflucht nahmen. Und das weiße Kleid derselben ist das ihnen geschenkte Verdienst Christi, seine ihnen vor Gott zugerechnete Gerechtigkeit und Heiligkeit. Obgleich hier in diesem Bilde Diesseits und Jenseits sich berühren, so müssen wir doch mit unserer Deutung hauptsächlich im Diesseits bleiben, um der letzten Worte in V. 11 und um des Zusammenhangs willen. Und zwar so, daß wir die Erfüllung nicht allein in die Zeit der ersten, großen Christenverfolgungen des ersten und zweiten Jahrhunderts setzen, sondern dieselben bis zum Jüngsten Tag, wo immer und wann immer sie vorkommen mögen, fortgehen lassen. Zu Ap. 6: 11 vgl. Ap. 20: 4–6, wo der Seher alle hier noch Fehlenden hinzu versammelt sieht.

Das sechste Siegel, Ap. 6: 12–17, beschreibt ohne Zweifel den Jüngsten Tag, den aber kein Mensch vorausdatieren kann und darf (Mark. 13: 32).

Kapitel 7 ist eine nachträgliche Ergänzung zum fünften Siegel. Es handelt von der Versiegelung aller Kinder Gottes bis zum Jüngsten Tag; in V. 4–8 lesen wir, wie der Anfang derselben mit dem (geistlichen) Israel gemacht wird, und V. 9 beschreibt den Abschluß derselben mit den Kindern Gottes aus allen andern Völkern. Es ist wieder ein Trostbild des Inhalts, daß alle auserwählten Kinder Gottes dennoch um Christi willen sicher durch alle Gefahren,

Schrecken und Ängste dieser Zeit hindurch zur Seligkeit bewahrt bleiben.

Das siebte Siegel endlich, Ap. 8: 1, bedeutet die Seligkeit im Himmel, über deren Beschaffenheit das Gesicht sich ausschweigt. Was der Seher davon wahrgenommen hat, das kann und soll er uns nicht beschreiben. (Vgl. Paulus in 2. Kor. 12: 4.)

Offb. 8: 2–11: 19. Sieben Posaunen.

Dies ist ein anderes Gesicht des Sehers, das wesentlich denselben Inhalt hat wie das vorhergehende Gesicht, nur von einem andern Gesichtspunkte aus dargestellt. Während nämlich die sieben Siegel im vorigen Gesichte mehr auf die Welt im allgemeinen zu deuten sind, müssen die sieben Posaunen in diesem Gesichte mehr auf die äußere Christenheit oder die sogenannte sichtbare Kirche gedeutet werden und auf den Kampf in derselben um das Festhalten am Worte Gottes und die Bewahrung der reinen Lehre. Die Posaunen dienten im Alten Testament dazu, das Volk zusammenzurufen entweder zum Gottesdienst oder zum Krieg. Die sieben Posaunen hier rufen die rechten Christen in der Kirche des Herrn auf zum Kampf gegen eindringende Ketzereien und Mißbräuche zum Verderben und Untergang. Satan sucht bis zum Ende hin in dieser Weise die Kirche des Herrn zu verderben und gänzlich zu zerstören, aber der Herr warnt sein Volk heizen und ruft es auf zum Kampf, und durch seine Macht und seinen Schutz behält die Kirche endlich doch den Sieg, bleibt bestehen, breitet sich aus und schreitet fort zur endlichen Vollendung.

Es fällt ins Auge, daß die vier ersten und die drei letzten Posaunen in Ap. 8: 13 unterschieden werden in vier Kleinwehen und drei Großwehen. Die Kleinwehen kommen zeitlich vor den Großwehen; die Kleinwehen gehen z. T. noch über kleinere Kreise und richten jedenfalls die äußere Kirche noch nicht auf die Dauer ganz zu Grunde, aber die Großwehen werden mit Nachdruck Wehen genannt und sind in ihrer Auswirkung allgemeiner und schrecklicher. Die beiden ersten Großwehen richten die äußere Kirche an sich ein und gänzlich zu Grunde. Nach dem dritten Wehe wird kein weiteres Wehe mehr folgen, denn das dritte Wehe ist der Jüngste Tag selber. Mit dieser Unterscheidung zwischen Kleinwehen und Großwehen ist allerdings kein Zeitpunkt genau und bestimmt angegeben, es liegt aber doch nahe, nach diesem etwas unbestimmten Zeitpunkt in der Kirchengeschichte zu suchen. Da ohne Zweifel mit dem ersten

Großwehe das antichristliche Papsttum gemeint ist, so fallen die ersten vier Kleinwehen vor die Zeit der völligen Entwicklung des Papsttums, d. i. von 100–600 n. Chr. Allerdings sehen wir aus der Kirchengeschichte, daß die Kleinwehen auch in der Periode der ersten beiden Großwehen, d. h. bis zum Tüngsten Tag, noch nachwirken.

Kapitel 8. Die Einleitung zu diesem Gesicht, Ap. 8: 2–6, ist ein Trostbild. Der Seher sieht und hört nämlich einen himmlischen Gottesdienst, dessen Formen dem Tempeldienst zu Jerusalem entlehnt sind. In diesem Bilde wird gezeigt, daß unser himmlischer Mittler, Christus, seine Fürbitte mit den Angstgebeten der Kirche auf Erden vereinigt und dadurch das Beten der Kirche vor Gott angenehm und erhörlich macht, daß die Kirche in ihren Nöten und Ängsten getröstet und gestärkt, erhalten und ausgebreitet und endlich errettet wird. — Die Ankündigung durch die erste Posaune, Ap. 8: 7, sieht man erfüllt in den mancherlei irrigen und gefährlichen Geistesrichtungen, die in apostolischer und noch mehr nachapostolischer Zeit (Ap. G. 20: 28–30) zur Behinderung des Reiches Christi in der sichtbaren Kirche aufgekomen und herrschend geworden sind. Hier ist es noch nicht möglich, diese Geistesrichtung kurz durch den Namen eines hervorragenden Hauptes (des Urhebers oder Hauptvertreters) dieser Geistesrichtungen zu bezeichnen, wie das mehr oder weniger bei den andern Kleinwehen geschehen kann und zu geschehen pflegt. Ursache, es regten sich dann schon die ersten Anfänge a l l e r späteren grundstürzenden Ketzereien, die darnach, jede eine Zeit für sich, vorherrschend wurden. Diese Irrlehren wirkten aber schon in ihren Anfängen als ein Hagelschlag auf die Pflanzung der Kirche Christi; das eingemengte Feuer und Blut deutet hin auf fanatischen Eifer, der von Blutschulden nicht frei blieb. Aber der Herr setzte dieser Verheerung des Satans ein bestimmtes Ziel, über das hinaus er nicht wüten und verderben durfte. — Die Erfüllung der zweiten Posaune, Ap. 8: 8, 9, sieht man im Arianismus. Der Erzketzer Arius, zu Anfang des vierten Jahrhunderts, hielt Jesum Christum für einen bloßen großen Menschen und leugnete, daß er zugleich auch wahrer Gott sei. Fürsten und großangesehene Theologen schlugen sich auf seine Seite, und die siegreich ins römische Reich eindringenden deutschen Barbaren fielen dieser Ketzerei zu. Ein ganzes Jahrhundert lang hatte die Kirche zu kämpfen, um diesen das Christentum wieder in Heidentum verwandelnden Irrtum zu überwinden, der von vielen Gewaltigen der Erde und dem Anhang der Massen begünstigt wurde

wie keine andere Ketzerei vor dem Papsttum. Daher das Bild des brennenden großen Bergs, der ins Meer der Völker fiel und das dritte Teil des Meeres und der Schiffe darin verderbte. Aber auch der Arianismus ist kein allgemeines Gericht Gottes über die ganze Kirche gewesen. Andererseits, trotz seiner endlichen Überwindung in der Kirche (Konzil zu Nicäa 325 und zu Konstantinopel 381), ist er darum nicht alsbald erstorben, sondern ist seitdem immer wieder aufgelebt und wird bis zum Jüngsten Tag fortleben. — Die Erfüllung der dritten Posaune, Ap. 8: 10, 11, sieht man im Origenismus. Origenes war ein großer Gelehrter, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts starb, welcher Vernunft und Spekulation über die Schrift setzte und die Theologie zur Philosophie erniedrigte. Schon zu seinen Lebzeiten hatte er Schaden genug damit angerichtet, der aber nach seinem Tode, gegen Ende des arianischen Streites (im vierten Jahrhundert) und in seinen Nachwehen, den nestorianischen und eutychianischen und andern Streitigkeiten (im fünften Jahrhundert) noch größer wurde. Nestorius und Eutyches zerrissen beide die Einheit der gottmenschlichen Person Jesu Christi. Nestorius tat es so, daß er Jesum mehr als Menschen denn als Gott beschrieb; Jesu Gottheit wohnte nur in seiner Menschheit, ohne mit derselben wirklich vereinigt zu sein. Eutyches aber kehrte das Verhältnis um, er beschrieb Christum mehr als Gott denn als Menschen; Christi Menschheit war anders als unsere, sie war mehr oder weniger in die Gottheit verwandelt. Die Kirche (Konzil zu Ephesus 431 und zu Chalcedon 451) hat beide Irrtümer abgewiesen. Kein Wunder, daß der Origenismus oder die überkluge Philosophie hier als Wermut, Bitterkraut, abgebildet wird, welches das Trinkwasser tödlich vergiftet. Durch menschliche Philosophie wird der lautere Brunnen des Wortes Gottes vergiftet. Auch dieses Gericht war kein allgemeines und ist von der Kirche überwunden worden, jedoch auch nur so, daß das Übel immer wieder ausbricht und fort und fort bekämpft werden muß bis zum Jüngsten Tag. — Die Erfüllung der vierten Posaune, Ap. 8: 12, endlich sieht man in dem Pelagianismus oder der Lehre von der Verdienstlichkeit menschlicher Werke zur Gerechtigkeit und Seligkeit. Pelagius lehrte, daß die natürlichen Kräfte des Menschen zum Guten durch Adams Fall wohl erblich geschwächt aber nicht gänzlich zerstört seien, die allgemeine Sündhaftigkeit aller Menschen fließe nur aus nachahmender Gewohnheit des vorherrschenden Bösen von Jugend auf; der Mensch sei eben so fähig, Gutes als Böses zu

tun, und könne, wenn er wolle, sich auch gewöhnen von irgend einer Zeit an Gutes statt Böses zu tun. Die menschlichen Werke seien vor Gott mitverdienstlich zur Gerechtigkeit und Seligkeit neben dem Verdienst und der Gnade Jesu Christi. Diese seine Lehre brachte er um 410 aus Britannien nach Rom und erregte damit einen langen und bitteren Lehrstreit über Sünde und Gnade, in welchem Augustin zu Hippo Regius an der Küste Nordafrikas sein Hauptgegner war. Aber auch Augustin, dem Luther später so viel zu danken hatte, blieb nicht ganz bei den einfältigen Worten der Heiligen Schrift, indem er dieselben philosophisch zu begründen suchte; doch vertrat er im Wesentlichen den Pelagianern gegenüber die Wahrheit. Bald nach Augustins Tode wurde der grobe Pelagianismus von der Kirche verworfen (auf dem 3. allg. Konzil zu Ephesus 431). Er lebte aber sofort als sog. Semi- oder Halbpelagianismus in weiten Kreisen wieder auf. Die Semipelagianer wollten zugestehen, daß der natürliche Mensch ohne göttlichen Gnadenbeistand nichts Gutes vollbringen könnte, hielten aber daneben fest, daß auch dann noch die menschlichen guten Werke vor Gott verdienstlich seien. Dieser Halbpelagianismus wurde von der Kirche etwa hundert Jahre später auch verworfen (auf der Synode zu Arausio 529). Trotzdem aber ist er in der katholischen Kirche vor und nach der Reformation völlig wieder zur Herrschaft gekommen. Sehr treffend weißagt der Seher, daß infolge dieses als Strafe zugelassenen Irrtums Sonne, Mond und Sterne ein Drittel ihrer Leuchtkraft und ihres hellen Scheins verlieren werden. Auf allen hohen und niederen Lehrstühlen der sichtbaren Kirche setzte geistliche Finsternis ein, die sich in den Gemeinden schrecklich auswirkte. Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, war zwar im Evangelium noch da, das Evangelium verlor nichts von seiner seligmachenden Kraft und Wirkung, wurde aber in seiner Wirksamkeit beschränkt dadurch, daß es nicht mehr erschallte und von dem andern Evangelium, das garkein Evangelium ist, von der Werklehre verdrängt wurde in der sichtbaren Kirche. Gerecht und selig wurden nur die, die trotz der öffentlichen Irrlehre der Kirche im Verborgenen den Zugang zum Evangelium und damit zu Christo fanden, bis durch Luther das Evangelium wieder hell auf den Leuchter gestellt und allen in der übersehten Bibel selber zugänglich gemacht wurde. Wir wollen hier nicht vergessen anzumerken, daß heute wieder das falsche Evangelium von der Werk- und Verdienstlehre in den abge-

fallenen Kirchen und Sekten das rechte Evangelium Christi stark in den Hintergrund gedrängt hat; auch da, wo man meint das Evangelium noch festzuhalten. Das wird vor dem Jüngsten Tag nicht anders und besser werden (Luk. 18: 8). Bei den abgefallenen Lutheranern nennen wir den Pelagianismus oder Semipelagianismus den groben oder feinen Synergismus, bei den reformierten Sekten den Arminianismus.

Kapitel 8: 13 leitet über zum nächsten Kapitel, das die drei letzten Posaunen oder Großwehen ankündigt. Es waren Gerichte Gottes über die Lauheit und den Mangel an Kampfesfreudigkeit der rechten Kinder Gottes in der sichtbaren Kirche, daß diese grundstürzenden Irrtümer in solchem Maße Eingang in die Kirche gefunden hatten. Daß es auch Gnadenhilfe vom Herrn gewesen ist, daß dieselben überwunden und niedergehalten worden sind, kommt in dem Gesicht von den sieben Posaunen noch nicht zur Darstellung, sondern erst in den Nachtragsgesichten dazu. Die rechten Kinder Gottes in der Kirche hätten den ersten Anläufen des Satans mit diesen grundstürzenden Irrlehren früher, durchgreifender und viel erfolgreicher und andauernder widerstehen können und sollen, indem sie mehr am Worte Gottes festgehalten hätten. Dann wären wahrscheinlich die folgenden drei Wehen, selbst wenn sie nach Gottes Rat zur Sichtung des Weizens vom Unkraut kommen mußten, nicht in dem Maß zu Großwehen geworden, als welche sie angekündigt werden. Aber der gnädige und treue Herr gibt denen, die in den Kleinwehen bestanden haben, eine Vorwarnung, damit dieselben in den Stand gesetzt werden auch in den kommenden Großwehen, den großen Trübsalsfeuern des Gerichts über die abgefallene äußere Kirche, zu bestehen. Es sind nicht dieselben einzelnen Christen, die in den Kleinwehen beim Evangelium erhalten und im Glauben bewahrt worden sind, aber es ist daselbe Geschlecht der rechten Kinder Gottes, das Gott sich auf Erden bis ans Ende bewahrt, das hier im voraus gewarnt wird vor den kommenden Großwehen. Der Seher sieht hier vermutlich im Gesicht dieselbe Engelgestalt, die er bei der Ankündigung der Reformation in Kp. 14 wieder gesehen hat. Bei der Ausdeutung aber müssen wir die warnende Stimme, die zugleich mit weiteren Gerichten droht, wohl auf die Vorreformatoren vor Luther beziehen.

Das 9. Kapitel enthält die Ankündigung der letzten drei Großwehen. Die Ankündigung der 5. Posaune oder des ersten Groß-

wehes, Ap. 9: 1–12, ist eine sehr bilderreiche Beschreibung des Antichristen und seines weltlich-geistlichen Reiches auf Erden. Viele alte und auch manche neuere Ausleger haben dieselbe richtig auf den Papst und die Papstkirche gedeutet. Andere dagegen bestreiten diese Deutung sehr nachdrücklich, sogar verblendete, sonst beachtenswerte protestantische Ausleger. Darum wollen wir kurz aus dem Text die wichtigsten Merkmale zusammen stellen, die dazu nötigen, hier den Papst und die Papstkirche zu verstehen.

Den Schlüssel zum rechten Verständnis dieser bunten Bilderrede geben uns vor allem die Bezeichnungen für die Hauptperson, für den Antichrist, in derselben. Derselbe heißt zuerst, nicht ein vom Himmel fallender, sondern vielmehr schon gefallener Stern. Stern war in den sieben Sendschreiben der Ehrentitel der Diener Christi an seinem Wort in der Gemeinde; als ein gleich dem Teufel vom Himmel gefallener Stern ist der Antichrist aber ein Diener Satans wider das Wort des Herrn. Dann weiter wird er auch in B. 11, nach seinem Höllenfürsten, der Engel des Abgrundes und nach seiner Betätigung (hebräisch und griechisch) der Verderber genannt (vgl. 2. Thess. 2). Weiter hören wir, daß ihm vom Herrn, dessen Strafwerkzeug er auch als Diener des Satans ist und bleibt, nicht der Besitz, aber ein weitgehender Gebrauch des Höllenschlüssels gegeben oder eingeräumt wird. Der Papst beansprucht als angeblicher Stellvertreter Christi auf Erden für sich beide den Himmels- und den Höllenschlüssel, aber als Hauptdiener des Satans gesteht der Herr ihm zulassungsweise nur den Höllenschlüssel zu. Danach ist alles andere zu deuten. Unter dem Rauch, den der Papstantichrist aus der Hölle über die Erde sich ausbreiten läßt, sind die Menschenlehren, Menschengebote und der falsche äußerliche Heiligenschein des Papsttums usw. zu verstehen. Unter dem Heuschrecken- Skorpionen- Kriegsheer die mancherlei sogenannten geistlichen Stände und Orden des Papsttums; ein Heuschreckenschwarm ist das Hauptbild für dieselben, weil dies alleine aber nicht zureicht, werden aus dem Bilde eines Skorpionenschwarms und eines kriegstüchtigen Reiterheeres noch Züge in das Bild von den Heuschrecken eingereicht. Damit ist die Habsucht, listige Bosheit, der Machtwahn, die Gewalttätigkeit und Verfolgungssucht usw. des Papsttums und seiner Trabanten klärlieh abgebildet. Sie töteten nicht, aber quälten die Menschen zum Verzweifeln. Die Qualen, von denen die Rede ist, sind Gewissensbisse und der Lebensüberdruß bildet die Massenflucht aus der

Welt hinter die Klostermauern ab. Die zweimal genannten fünf Monate sind sicherlich keine berechenbare chronologische Angabe. Im Bild sind es eben die fünf heißen Sommermonate, die Zeit, in der Heuschreckenschwärme ihre Verwüstungsflüge unternehmen. Ohne Bild wird damit gesagt sein, daß dem Papsttum vom Herrn eine gewisse Zeit bestimmt ist, während welcher der Papst auf dem Gipfel seiner Macht stehen soll, um dann darin beschränkt zu werden. Von jeder andern möglichen Deutung dieser fünf Monate ist nicht viel zu halten.

Nicht die Angabe betreffs der fünf Monate, aber die bestimmte Weissagung von dem Auftreten und der großen Machtentfaltung des Papstantichrists gibt Anlaß, wenn es die Erfüllung zuläßt, aus der Kirchengeschichte die Zeit seines Aufkommens und seiner ungehinder-ten Herrschaft, seine Hauptzeit oder Blütezeit, festzustellen und nachzuweisen. Der Text der Offenbarung gibt uns dafür drei Hinweise, die genau zu beachten sind. Seine Hauptzeit fällt nach der Zeit der vier Kleinwehen und im Wesentlichen vor die Zeit des zweiten Großwehes, des Islam, und sie wird beendet durch das (in Ap. 14) geweissagte Gericht der Reformation über den Papst. Die ersten Anfänge des Papsttums liegen weit zurück, schon zu Lebzeiten der Apostel regte sich dies Geheimnis der Bosheit Satans heimlich, und sein letztes Ende kommt erst mit dem Jüngsten Tag (2. Theff. 2: 7. 8). Für uns handelt es sich hier einmal um den Zeitpunkt, in welchem die Entwicklung des Papsttums ihr Ziel erreicht hat und der Papst als anerkanntes Oberhaupt in geistlichen und auch weltlichen Angelegenheiten in die Geschichte eingetreten ist, zum andern um die Dauer der Hauptzeit oder Blütezeit während welcher der Papst als solches Oberhaupt gegolten und ohne beachtenswerten Widerspruch geherrscht hat.

Den Kirchengeschichtlern steht es fest, daß die Machtansprüche, die das Papsttum erhebt, bis etwa z. J. 400 voll zur Entwicklung gekommen sind. Seit der Zeit sind dieselben unverändert bis heute aufrecht erhalten worden. Es hat aber immerhin noch etliche Jahrhunderte gedauert, bis Fürsten und Völker, Bischöfe und Kirchenprovinzen diese Ansprüche anerkannten und sich denselben auch fügten. Darum stimmen die Kirchengeschichtler nicht überein, welcher Papst zuerst als richtiger Papst anzusehen ist. Etliche nennen als solcher Pp. Bonifaz I., 418–422 (Dr. A. V. Graebner, *l. W.*, Bd. 40, S. 272), andere nennen Pp. Leo I. d. Gr., 440–461, manche

Gregor I. d. Gr., 590–604, und Luther (XVII, S. 1043–1051) bezeichnet Bonifaz III, i. J. 607, als den wirklichen ersten Papst. Luthers Festsetzung ist insofern die zutreffendste, als sie mit Offb. 8: 13 übereinstimmt, wonach um etwa 600, nach der Zeit der Kleinen, das Papsttum in die Erscheinung treten soll. Tatsächlich haben auch von Bonifaz III. an alle seine Nachfolger unwidersprochen den Titel „Allgemeiner Bischof“, d. h. Papst, geführt. Aber auch dann hat es noch weitere 200 Jahre gedauert, bis etwa 800, ehe der Papst anfangen konnte, mit einer seinen Ansprüchen entsprechenden Machtentfaltung unter den Großen der Erde aufzutreten. (Vgl. zu Ap. 13 die näheren Angaben über die Päpste: Gregor I. d. Gr., Bonifaz III., Zacharias, Stephan III., Nikolaus I., und Gregor VII.)

Die Hauptzeit oder Blütezeit des Papsttums hat angehoben unter Pp. Zacharias (741–752), zur Zeit der Karolinger im Frankenreich, und hat gedauert bis auf Leo X. (1513–1521), Luthers Zeitgenossen. Pipin d. Kl., zuerst nur Reichsverwalter, wurde 752 König im Frankenreich durch einen zwar ungerechten, aber für ihn günstigen Entscheid des Pp. Zacharias. Dafür schenkte er dem päpstlichen Stuhl ein großes Gebiet in Italien, aus dem der päpstliche Kirchenstaat erwachsen ist. Sein Sohn Karl d. Gr. ließ sich i. J. 800 von Pp. Leo. III. zum römischen Kaiser krönen und übernahm überdies die Würde eines Schirmvogts über den päpstlichen Staat in Italien. Beide zwangen ihre fränkischen und deutschen Bischöfe, sich dem Papst eidlich zum Gehorsam zu verpflichten. Damit begann der Aufstieg der Päpste zum Gipfel ihrer Macht. Dieser Aufstieg wurde dann weiter, seit etwa d. J. 1000, durch die sich mehrenden Mönchs- und Nonnenorden gefördert. Die Mönche waren es vor allem, die den Menschen den Wahn in die Herzen und Gewissen trieben, daß der Papst der Stellvertreter Christi auf Erden, der Inhaber der geistlichen und weltlichen Schwertgewalt zugleich sei. Daher kam es denn, daß in den Rang- und Machtstreitigkeiten zwischen dem Papst und den deutschen Kaisern (von Kf. Heinrich IV., 1076, bis Kf. Friedrich II., 1245) der jeweilige Papst zuletzt den Sieg behielt. Ebenso erging es im Streite des Papstes mit dem Könige von England (Kg. Heinrich II., 1174 und Kg. Johann ohne Land, 1213). Auch die Kreuzzüge (1096–1291) haben ihr Teil mit dazu beigetragen, den Wahn von der Oberherrlichkeit des Papstes bei Fürsten und Völkern zu befestigen. Daran änderte die vorübergehend er-

folgreiche Auflehnung Kg. Philipps d. Schönen von Frankreich gegen den Papst nichts. Pp. Bonifaz VIII. veröffentlichte 1302, trotz seiner Niederlage in Frankreich, die berühmte Bulle "Unam sanctam", in welcher er, auf die Spitze getrieben, alle päpstlichen Ansprüche aufrecht erhielt, und die setzten sich bei den Völkern doch durch. Wohl viel Schande, aber keinen merklichen Abbruch und Schaden, brachten dem Papsttum die „Pragmatischen Sanktionen“ der Franzosen (1269 und 1483), das siebenzigjährige Papstexil in Avignon (1309–1377), das vierzigjährige Papstschisma (1378–1429), während dessen ein Gegenpapst den andern bannte und verfluchte, und die sog. Reformkonzilien zu Pisa (1409), zu Konstanz (1414–1418) und zu Basel (1431–1449). Möchte der jeweilige Papst, den man anerkannte, auch noch so gottlos und sittlich verkommen sein, man hielt ihn aus irrendem Gewissen doch für Christi Statthalter auf Erden mit der doppelten Gewalt des geistlichen und weltlichen Schwerts und unterwarf sich ihm mit Seufzen. Das wurde erst anders, als Luther diesen religiösen Irrwahn mit Gottes Wort zerstörte und allen denen aus dem Herzen riß, die wieder Jesum Christum allein aus dem Evangelium als den einzigen Hirten und Bischof ihrer Seelen erkannten. Somit setzen wir, nach dieser Weissagung, die Hauptzeit oder Blütezeit des antichristlichen Papsttums von etwa 800 bis 1517, den Anfang der Reformation. Von dem geschwächten Fortbestand des Papsttums nach der Reformation bis zum jüngsten Tag werden wir bei nachfolgenden Texten zu handeln haben.

Kp. 9: 12 unterstreicht, als Rückverweisung auf Kp. 8: 13, den bei Gott vorher für die bestimmte Zeit festgesetzten Sturz des Antichristen als das Hauptmerkmal zur Erkenntnis desselben, obwohl derselbe Sturz erst in Kp. 14: 6–13 näher geweissagt wird. Hier handelt es sich zunächst um das Merkzeichen der Aufeinanderfolge der Großwehen. Darin liegt ein Wink für alle Kinder Gottes, vor der Erfüllung auf das Eintreten dieser Hauptkennzeichen recht zu warten, und wenn die Erfüllung eingetreten ist, recht darauf zu merken. Gott will nicht nur, daß die, die der Verführung und Macht des Papstantichristen bereits mehr oder weniger entrückt worden sind, vor demselben sicher bleiben sollen, sondern will vor allem auch, daß die, die jetzt noch zu unsern Zeiten dieser Verführung und Macht desselben ausgefetzt sind, daraus errettet werden sollen, wenn dieselben zu seinen auserwählten Kindern gehören.

Die Ankündigung der sechsten Posaune oder des zweiten Großwehes, Ap. 9: 13–21 (10: 7 und 11: 14), ist so bilderreich wie die des ersten Großwehes. Neben vielem Gleichartigem enthält diese zweite Bilderrede aber doch sehr charakteristische Ungleichheiten, und gerade auf diese kommt es für die rechte Deutung auf den Islam am meisten an. Das Gleichartige in beiden Bilderreden beruht darauf, daß beide, antichristliches Papsttum und christenverfolgender Islam oder Mohammedanismus, in gleicher Weise Gottes Strafruten über den Abfall der äußeren Christenheit vom Evangelium und die daraus fließenden andern Sünden sind. Dabei treten die wenigen wahren Kinder Gottes unter Papst und Islam und deren göttliche Bewahrung unter diesen Strafruten Gottes hier in den Hauptbildern etwas zurück, in den ergänzenden Nachtragsbildern zum ersten Großwehe ist aber viel davon die Rede.

Die charakteristischen Unterschiede in der Bilderrede des zweiten Großwehes von dem des ersten Großwehes sind diese: Das zweite Großwehe steht nicht so unmittelbar unter der Betätigung und Herrschaft des Satans als das erste Großwehe. Es ist mehr eine menschliche Großmacht des Verderbens, durch die freilich auch der Satan den gänzlichen Ruin der Christenheit auf Erden sucht. Dies Unwetter kommt von den Euphratgegenden heraufgezogen; es war z. T. schon vorhanden zur Zeit des ersten Großwehes, aber gewissermaßen noch gebunden oder zurückgehalten durch Gottes Willen, und sollte seiner vollen Auswirkung nach erst auf das Papsttum folgen und gleich demselben unermesslichen Schaden in der sichtbaren Kirche anrichten. Es soll aber zu seiner Zeit mit plötzlicher Gewalt ausbrechen und sich stoßweise ausbreiten, nicht wie das Papsttum in langer Zeit allmählich seinen Platz einnehmen. Seine Ausbreitung geschieht mit mörderischer Gewalt durch unzählige berittene Kriegsheere. Es handelt sich bei demselben weniger um Seelenmord als leibliches Morden zur Erzwingung des Abfalls vom Christentum. (Ap. 9: 5. 6. Ihre Gewalt liegt im Munde, aber sie töten auch leiblich mit dem Schwert, um der Rede des Mundes Nachdruck zu geben.) Als besonderes Merkmal wird hervorgehoben, daß dieses Strafwehe bei den darin verschonten Christen keine Buße und keinen Nachlaß hinsichtlich des Bilder-Götzendienstes bewirken wird. Gerade deswegen endlich, das stellen wir durch weitere Vergleichung mit dem ersten Großwehe fest, wird dem Islam nicht wie dem Papsttum zu einer bestimmten Zeit ein Zusammenbruch durch ein gött-

liches Rettungswerk innerhalb der bedrückten Kirche geweis sagt. Es ist bei demselben daher ein langandauernder Fortbestand ohne vorher fixierten Endpunkt anzunehmen. In Ap. 10: 7 dauert das erste Wehe fort nach seinem Fall, durch die Reformation (Kap. 9: 12), neben dem zweiten Wehe; und in Ap. 11: 14 wird gesagt, daß nach dem unmerklich und langsam gekommenen Ende des zweiten Wehes der Jüngste Tag sehr bald eintreten wird. Mit dem mehr oder weniger völligen Erlöschen der Bedrohungsmacht des Islams wird die Kleine Zeit (Ap. 20: 3. 7-9) angehoben haben. — (Vom Islam ist nur einmal, in diesem Hauptgesicht, ausführlich und bestimmt die Rede in der Offenbarung Johannis.)

Diese Merkmale alle mit einander und jedes für sich geben uns den Schlüssel zum rechten Verständnis und nötigen zur Deutung dieser Weissagung auf den Islam. Die aufgezählten Merkmale treten am Islam so klar und deutlich heraus, daß es kaum nötig ist sie alle der Reihe nach näher zu besprechen. Während das Papst-Antichristentum eine besondere Erfindung und ein Meisterstück des Satans ist, um Christo und seinem unsichtbaren Himmelreich auf Erden unter christlichem Schein einen menschlichen Antichrist und ein weltliches Reich über alle Völker an die Seite zu stellen, ist der Islam ein elendes Menschenmerk zum Verderben des Christentums. Mohammed hat aus eigenem Kopfe aus seinem väterlichen Heidentum, dem nachbiblischen falschen Judentum und einem entarteten Christentum eine dem sündlichen Fleische angenehme Weltreligion zusammengeflickt. Plötzlich trat Mohammed auf als religionsstiftender Prophet, und plötzlich unternahm er seine Kriegszüge und machte seine Eroberungen. Diese Plötzlichkeit war und blieb ein Charakteristikum der Ausbreitung des Islam und beruhte darauf, daß ihre Kriegsmacht hauptsächlich aus zahlenmäßig immer mehr anschwellenden Reiterheeren bestand. Die Ausbreitung geschah plötzlich und stoßweise in von Gott gesetzten Strafzeiten (Ap. 9: 15). Mohammed hatte befohlen, seine Lehre mit Feuer und Schwert den andern Völkern aufzuzwingen, aber seine Nachfolger waren bald damit zufrieden, die große Masse auf diese Weise zum Islam zu bekehren, und ließen solche Juden und Christen, die zu völliger Unterwerfung ohne Religionswechsel sich bereit erklärten, gegen eine jährliche Kopfsteuer und unter schimpflichen Beschränkungen bei ihrer bisherigen Religion. — Nur zwei unter den aufgezählten Merkmalen bedürfen einer näheren Erörterung. In Ap. 9: 14 ist vom

Euphrat als dem Ausgangsort des Islams die Rede, und das befreundet auf den ersten Blick. Soll man das buchstäblich oder bildlich verstehen? Da im Alten Testament der Euphrat der Ausgangspunkt der Assyrer und Babylonier gegen das Volk Gottes gewesen war, so deuten manche die Rede bildlich: Ausgang der Feinde von außerhalb der sichtbaren Kirche. Aber die Rede muß hier ohne Zweifel buchstäblich verstanden werden, weil im Gesicht der geographische Ausgang des Wehes ein Merkzeichen für die Kinder Gottes unter den davon Betroffenen sein sollte. Dazu kommt, daß in demselben Verse mit der geographischen Angabe auch die Bezeichnung eines historischen Zeitpunktes verbunden ist, denn der Ausgang des Wehes soll erst geschehen, wenn die im Gesicht noch geschaute Bindung der Strafwerkzeuge Gottes aufhören wird. Der nächste Vers sagt dann, daß dieser Zeitpunkt bereits von Gott genau vorherbestimmt ist und sicher eintreten wird. (Johannes sah im Gesichte vier wirkliche gute Engel, die aber als himmlische Wandler der menschlichen Verderber gedacht sind, damit diese in den von Gott gezogenen Grenzen, örtlich und zeitlich, bleiben.) Bei dieser Fassung ist aber die andere Deutung nicht aus-, sondern mit einzuschließen, daß die menschlichen Verderber im Islam von außerhalb der Kirche aufstehen werden. Wie nämlich die Erfüllung zeigt, sind die Euphratgegenden niemals ein eigentlicher Sitz der rechtgläubigen Kirche Christi gewesen. Schon im Alten Testament kamen die Bewohner dieser Gegenden durch Israel in nahe Berührung mit dem Evangelium der Verheißung, aber sie haben es verachtet. Und im Neuen Testament sind sie auch in nahe Berührung mit dem Evangelium der Erfüllung gekommen, schon vom ersten Pfingsttage an, aber wir hören in und außer dem Neuen Testament nie von einem sonderlichen Erfolg der christlichen Mission dort. Vielmehr hören wir in der Kirchengeschichte, daß allerlei Schwärmer und Irrlehrer, Kotten und Sekten, die von der Kirche abgelehnt und ausgeschieden wurden, in den Euphratgegenden und darüber hinaus in Persien eine sichere Zufluchtsstätte suchten und fanden. Daher erklärt es sich auch, daß später die vielen Namenchristen in diesen Gegenden sofort und so leicht zum Übertritt in den Islam sich bereit fanden. Wie gesagt, im Text ist mit dem Ausgangsort auch die gemeinte Ausgangszeit bezeichnet; nicht die Zeit der ersten Ausbreitung des Islams, die von Arabien ausgegangen ist, sondern die Zeit der zweiten Ausbreitung, die von den Euphratgegenden ausgegangen ist. Das alles sind für den geschichtlichen

Beleg sehr beachtenswerte Hinweise im Text. — Das andere Merkmal, das einer Erörterung bedarf, finden wir in Kap. 9: 20, wo geweisst ist, daß die Leute, die von diesem Wehe vor andern betroffen waren, um des Bilder-Gözendienstes willen also gestraft werden sollten und trotz dieses Strafgerichtes für diese ihre Hauptfünde keine Buße tun würden. Hier ist der Hinweis auf die morgenländischen Kirchen mit ihrem aufs äußerste getriebenen Heiligenbilderdienst ganz unverkennbar. Die abendländischen Kirchen hatten sich dieser Sünde freilich auch mitschuldig gemacht und sind dafür z. T. auch demselben Strafgerichte mit verfallen; aber der Hauptsitz dieses Greuels war in Konstantinopel und den davon abhängigen morgenländischen Kirchen, die sollen im vollsten Maße von diesem Strafgericht betroffen werden. Der Bilderstreit tobte im 8. und 9. Jahrhundert namentlich im oströmischen Reiche. So weit die abendländische Kirche mit in denselben hineingezogen ward, führte er erst einmal zur Verwerfung des Bilderdienstes, besonders durch die fränkischen und deutschen Bischöfe, die unter dem Einfluß Karls d. Gr. standen. Dagegen im Morgenlande waren es nur einige „bilderstürmerische“ Kaiser, die dem Bilderdienst zu steuern suchten; aber Fürsten und vor allem Fürstinnen und die Masse des Volks waren fanatisch für den Bilderdienst und blieben Sieger. Die ließen sich auch nicht warnen von der Verwüstung der bilderdienersichen Kirchen, die bis zu ihrer Zeit unter die Macht des Islam gefallen waren. Weil Gott den Islam als Zuchttrute für die abgefallenen Christen gebrauchen wollte, hatte er den Islamiten von Anfang an einen fanatischen Haß gegen Bilder und Bilderverehrung eingepflanzt. Daß der Bilderdienst bis heute das hervorstechende Merkmal der sog. griechischen und verwandten Kirchen geblieben ist, darf nicht übersehen werden als Beleg für die hier geweisstete Unbußfertigkeit in dieser Hinsicht.

Der geschichtliche Beleg für die bereits eingetretene Erfüllung dieser Weissagung ist nicht schwer zu führen. Aber weil die gangbaren Geschichtswerke diesen Teil der Geschichte meist nur lückenhaft und unübersichtlich darbieten, so wird es nötig sein, etliche Angaben mehr zu machen, als bei einem bekannteren Abschnitt der Geschichte für unsern Zweck nötig wäre. Es handelt sich für uns weniger um die Entstehung des Islam als um die Zeit seiner zweiten und größten Blüte. Während die Entstehung des Islam zeitlich nahe mit der völligen Herausbildung des Papsttums zusammenfällt, folgt die

Zeit seiner größten Blüte erst nach der Blütezeit des Papsttums. Darum ist in dieser Weissagung der Islam das zweite Großwehe nach dem ersten Großwehe des Papsttums.

Bald nachdem das Papsttum sich völlig entwickelt hatte (Bonifaz III., 607), ist auch der Islam entstanden (622, Medschra). Der Islam hatte eine erste, rasche Ausbreitung, dann einen längeren Stillstand in seinen erworbenen Sitzen und darauf eine zweite Ausbreitung und mit derselben seine Hauptblütezeit. Um 630 bezwang Mohammed wieder seine Vaterstadt Mekka und machte die Kaaba in derselben für immer zum Hauptheiligtum für alle Islamiten, bei seinem Tode (632) huldigte bereits ganz Arabien seiner Herrschaft und seiner Lehre. In rascher Folge eroberte der Islam nun weitere Länder: bis 651 Syrien, Palästina, Ägypten und Persien, bis 707 Nordafrika und bis 711 Spanien. Seit etwa 800 drang er auch von Persien aus zu den Türken in Turkestan, die anfangen sich nach Persien zu wenden und darüber hinaus. Aber im Westen konnte er sich nicht weiter ausbreiten, nachdem er 732 von Karl Martell in Frankreich vernichtend geschlagen und auf Spanien zurück gedrängt worden war. Im Osten wurde während dieser Zeit das Kalifat 660 nach Damaskus und 750 nach Bagdad (und später, nach dem Mongoleneinfall, 1258, nach Kairo) verlegt. Nach dem Tode des Kalifen Harun al Raschid (809) in Bagdad setzte der Niedergang nach dem ersten Aufstieg des Islam ein. Seit seiner Zeit waren eingewanderte Türken, die als hohe Beamte, Heerführer und Krieger dienten, die eigentlichen Herren in Damaskus und Bagdad, während der Kalif nur noch als religiöses Oberhaupt galt. Vor und nach d. J. 1000 drangen Seldschuken-Türken von Persien her erobernd in the Euphratgegenden ein, sie gründeten v. 1000 bis 1100 dort vier mehr oder weniger selbständige Reiche oder Sultanate: Bagdad, Damaskus, Aleppo und Konium. (Ein fünftes Reich, Kerman, blieb unbedeutend.) Diese vier Reiche sind im Gesicht des Sehers wahrscheinlich mit den vier bereiten Engeln am Euphrat gemeint; die meisten Geschichtswerke pflegen diese vier Sultanate einzeln garnicht oder nur beiläufig zu erwähnen. Um 1174 wurde der Seldschuke Saladin Sultan von Ägypten und bald auch von Syrien. Der machte sich den christlichen Kreuzfahrern schrecklich, schlug sie unter anderm vernichtend bei Tiberias (1187) und nahm ihnen Akko, Askalon und Jerusalem wieder ab. (Seitdem nannten die Christen die syrischen Islamiten Sarazenen und die ägyptischen

Islamiten Mamelucken; später zu Luthers Zeiten herrschte der Name Türken vor.) Innere Wirren, die Einfälle der Kreuzfahrer vom Westen und zu andern Zeiten der Tartaren oder Mongolen vom Osten, waren die Ursache, daß der Islam von 1100–1300 mit dem Oströmischen Reiche nicht aufräumen konnte. Diese Zeit ist daher die Zeit des Gebundenseins am Euphrat, von der der Seher in seinem Gesicht redet, und die Zeit der Loslassung beginnt dann damit, daß die Osmanen-Türken um 1300 die Herrschaft dort an sich rissen. Der kleine Stamm der Osmanen-Türken war nämlich um 1224 mehr oder weniger friedlich eingewandert und erlangte dann bald die Führung bei den verwandten Selbshucken-Türken, zuerst in Koonium. Einer der Osmanen-Häuptlinge, Osman oder Othman I., riß bald die Herrschaft an sich (1268–1326) und wendete sich auch siegreich gegen die Christen im Nordwesten Kleinasiens, die unter der Herrschaft des Kaisers zu Konstantinopel standen. Seitdem bedrängten die Türken beständig das Oströmische Kaiserreich, selbst in Europa, bis endlich Sultan Mohamed II. (1451–1481) demselben 1453 durch die Eroberung Konstantinopels ein Ende machte. Luthers Zeitgenosse, Soliman II. (1522–1566), erhob die Macht der Türken auf den Höhepunkt. (Erste und vergebliche aber harte Belagerung Wiens 1529; Türkengefahr während der ganzen Reformationszeit, zum Besten der auch vom deutschen Kaiser bedrohten Lutheraner.) Die Türken blieben lange im Besitz ihrer großen und für die Christen stets bedrohlichen Macht. Im J. 1683 wurde Wien zum zweitenmal von den Türken hart belagert, aber durch ein deutsches Heer unter dem Polenkönig Sobieski entsetzt. Bald darauf setzte der langsame und andauernde Niedergang der Türkenmacht von 1700 bis 1800 ein. Seit 1800 wurde der Türke von den europäischen Großmächten nur noch als der „Kranke Mann“ geduldet, weil sie keinem sein Erbteil in Europa gönnten, bis er durch den Weltkrieg 1914–18 zuletzt aus Europa so gut wie vertrieben worden ist.

Nach der Weissagung der sechsten Pojsaune setzen wir also, um es kurz zusammenzufassen, das Bereitstehen aber vorübergehend noch Gebundensein des Türken als Gottes Zuchtrute in die Zeit von 1100–1300, die Zeit der Loslassung als solche etwa um 1300 und seine Hauptzeit oder Blütezeit von 1453–1683 (1450–1700). Der Türke bleibt freilich seiner Religion wegen, was er gewesen ist, auch trotz der jetzt wohl durchgeföhrt werdenden Modernisation. Und niemand kann sagen, welche Rolle er inskünftig noch spielen mag.

Aber wir glauben, daß seine Rolle als eine besondere Zuchtrute Gottes jetzt ausgespielt ist. Jedenfalls aber, wenn im Gog und Magog sich alle christusfeindlichen Mächte der Erde zum letzten Kampf wider Christum, sein Evangelium und sein Reich vereinigen, wird der Türke auch dabei sein. Darum halten wir die Modernisierung der Türkei für ein Anzeichen, daß wir in die „Kleine Zeit“ vor dem Jüngsten Tag bereits eingetreten sind. — Erst in Ap. 11: 4 wird (als eine zweite Rückweisung auf Ap. 8: 3) die himmlische Ankündigung nachgetragen, daß das zweite Großwehe oder der Islam zu Ende kommen wird, und zwar ohne eine merkliche Katastrophe und ohne Nennung einer kurzen Zeit vor dem Einbruch des Jüngsten Tages. (Vgl. zu Ap. 9: 12 auch Ap. 20: 8. 9.) Manche lutherische Ausleger haben gemeint, daß mit dem Gog und Magog in Offb. 20: 8 auf den Türken hingewiesen sei. Jedoch dafür liegen dort im Text keine zwingenden Hinweise vor. Wenn die Weissagung auch im voraus den Ausgangsort, die Ausgangszeit sowie die Hauptzeit des Islams als Merkzeichen und Kennzeichen für die Kinder Gottes beschrieben hat, so ist die Weissagung doch keine vorlaufende genaue Geschichtsschreibung.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Bis zu diesem Punkte hatten sie ihn gespannt zugehört. Vielen unter ihnen waren die Tatsachen, die er erwähnte, nicht gänzlich unbekannt. Sein großer Ernst, die Meisterschaft, mit er die Sprache, die sie so über alles liebten, handhabte, sowie die fesselnde Art seiner Darstellungsweise nahm sie für ihn ein und stellte einen gemeinsamen Boden her, von dem aber die Heidenhunde, die davon nichts verstanden, die verhassten Römer, ausgeschlossen waren. Diese Stimmung schlug indessen mit einemmal in das Gegenteil um, und der Aufruhr brach von neuem aus, als der Apostel erwähnte, der auferstandene Jesus habe ihm geboten, Jerusalem und die Juden zu lassen, zu den Heiden zu gehen und diesen Unbeschnittenen die Tore zu den heiligen Vorrechten Israels zu öffnen. Sie glaubten daraus gleichsam ein Eingeständnis seiner Schuld zu vernehmen und darin eine Bestätigung der Anklage jener Epheser zu erblicken. Kaum hatte ihr Ohr das Wort Heiden vernommen, als der vieltausendstimmige Schrei: „Hinweg, hinweg mit solchen von der Erde! Denn es ist nicht billig, daß er leben soll“, die Luft erzittern machte. Vor Entrüstung, daß er hier, vor dem heiligen Tempel, solchen Frevel sogar auf göttliche Offenbarung zurückzu-

führen die Stirne hatte, zerrissen sie ihre Kleider und warfen wie Wahnsinnige Hände voll Staub in die Luft. Der Oberhauptmann, der von der Rede wohl kaum ein Wort verstanden, wußte nicht, was er von dem so plötzlich neuauflammenden Aufruhr denken sollte. Und da derselbe sich immer gefahrdrohender gestaltete, hielt er es für das Geratenste, ihn hinter die schützenden Mauern des Lagers schaffen zu lassen. Soviel war ihm klar, daß der erneute Ausbruch des Tumultes mit des Gefangenen hebräischer Rede in Verbindung gebracht werden müsse, und so hielt er diesen nun für einen der falschen Messiasse, die in letzter Zeit so häufig aufgetreten, einen Anhang um sich geschart, allerlei blutige Zusammenstöße verursacht und das Land in ständige Aufregung gesetzt hatten. Mit solchen machte man aber zur Warnung für andere kurzen Prozeß. So übergab er denn Paulus den Kriegsknechten zur Geißelung, um ihm damit den Mund zum Eingeständnis seiner Schuld zu öffnen. Derbe Soldatenhände griffen zu, fesselten seine Arme und entblößten seinen Rücken. Schon dreimal vorher hatte er die furchtbare römische Geißel zu spüren bekommen, und fünfmal von den Juden je vierzig Streiche weniger eins mit dem Stocke empfangen (2. Kor. 11, 24), so daß sein ganzer Rücken eine einzige große vernarbte Wunde darstellte. Als er jetzt diese Marter aufs neue zu kosten bekommen sollte und die Victoren ihn zu dem Behufe mit Riemen an einen Pfahl banden, richtete er an den wachthabenden Unterhauptmann die Frage: „Ist es auch gesetzlich bei euch, einen römischen Bürger ohne Urteil und Recht zu geißeln?“ Diese in ruhigem Tone gestellte Frage erschreckte den Zenturio nicht wenig, denn er merkte es diesem Fremdlinge an, daß er nicht der Mann sei, der diese Behauptung lediglich zu dem Zwecke erfunden, der drohenden Geißelung zu entgehen. Nur wenige wagten durch Vorschützung des römischen Bürgertums sich der augenblicklichen Gefahr zu entziehen zu suchen, wurde doch ein solches Vergehen mit sofortigem Tode bestraft. Der Zenturio ließ die Vorbereitungen zur Geißelung sofort einstellen, begab sich eilig zu Lyjias und rief ihm in großer Erregung zu: „Was willst du machen, dieser Mensch ist römisch!“ (Act. 22, 26 f.) Diese Nachricht war in der That von schwerwiegender Bedeutung für den Tribun. War es wahr, was der Gefangene behauptete, dann hatte er, der Befehlshaber der Garnison, das römische Gesetz, das zu schützen seine höchste Pflicht war, bereits zweimal an demselben verletzt. Er hatte ihn, entgegen dem ausdrücklichen Erlaß des Kaisers Augustus, gebunden und den Befehl erteilt, ihn unter Anwendung der Geißel zu verhören, wozu die ersten Schritte bereits zur Ausführung gekommen waren.

Er begibt sich nun selbst zu dem Gefangenen und fragt ihn: „Ist es wahr, bist du wirklich ein Römer?“ Und der noch immer Gefesselte bejahte es. Doch Lyjias, der diesmal mehr auf das Äußere des Mannes achtet und die Dürftigkeit seines zerfetzten Gewandes und seine arbeitschwierlichsten Hände bemerkt, konnte nicht umhin, diese Behauptung anzuzweifeln. Er selber war, wie schon bemerkt, ein Grieche oder Syrer und hatte das Bürgertum Roms nur durch Zahlung einer sehr großen Summe zu erkaufen vermocht. Ob nun dieser Paulus römischer Bürger war oder nicht, eines stand jedenfalls fest, von Geburt war er ein Jude, und ein

unbemittelter dazu; wie konnte er nun zu dem römischen Bürgerbriefe gekommen sein? „Ich weiß, wie viel es mich gekostet, das Bürgerrecht zu erwerben“, fuhr er daher in zweifelndem Tone fort, Paulum dabei spöttisch anblickend. Dieser verstand, was er meinte, und erwiderte ohne zu zögern: Ich habe es mir nicht erst zu erkaufen brauchen, denn ich bin als römischer Bürger geboren. Da der Tribun keinen Beweis hatte, diese Aussage entkräften zu können, mußte er sie einstweilen gelten lassen. Es war ihm nun nur darum zu tun, so viel wie möglich von dem, was er an dem Gefangenen gefehlt, wieder gut zu machen. Er ließ seine Bande lösen und den Hohenpriester Ananias ersuchen, für den nächsten Tag eine Versammlung des Hohen Rates einzuberufen, um auf diese Weise dahinterzukommen, wessen man ihn beschuldige. Daß es sich dabei um eine Angelegenheit religiöser Natur handle, zweifelte er nicht mehr. Das Synedrium kam zusammen, augenscheinlich nicht in dem gewöhnlichen, mit dem Tempel in Verbindung stehenden SitzungsSaale, denn den hätte kein Heidenfuß, mithin auch nicht Hyffias und die den gefangenen Paulus bewachenden Kriegsknechte nicht, betreten dürfen, sondern in einem anderen Lokale, wahrscheinlich im Palaste des Hohenpriesters. Dorthin stieg der Oberhauptmann den Apostel bringen. Manah bekanntes Gesicht aus der Zeit, als er selber dem Hohen Rate angehörte, erkannte er unter den bejahrteren Mitgliedern, und unter den jüngeren waren gewiß manche vertreten, die einst mit ihm den Lehren Gamaliels gelauscht. Er galt damals als der begabteste und vielversprechendste unter den Rabbinerschülern, in dem man eine zukünftige Leuchte Israels erblickte. Und nun, nun steht er als Angeklagter, als Abtrünniger, als Tempelschänder, als Volksverführer vor ihnen, nun sind sie seine Richter. Es waren finstere Gesichter, in die der Apostel blickte, von denen er weder Gerechtigkeit noch Gnade erwarten durfte.

Gefäßt tritt ihnen Paulus entgegen; begegnet ruhig und unerschrocken ihren feindlichen Blicken und beginnt seine Verteidigungsrede: „Ihr Männer, liebe Brüder! Ich habe mit allem guten Gewissen gewandelt vor Gott bis auf diesen Tag.“ Da wurde er von einer schrillen, wütenden Stimme unterbrochen: „Schlagt ihm aufs Maul!“ Der Hohenpriester, das Oberhaupt der jüdischen Kirche, der Präsident des Hohen Rates, der höchsten geistlichen Gerichtsbarkeit, ist es, der diese Worte sprach, diesen rohen Befehl erteilte. Was ist es, das diesen Sadduzäer an dem Worte des Apostels so sehr empörte? Reizte es ihn, daß Paulus sein römisches Bürgerrecht geltend machte, daß er mit Berufung auf seine Unschuld, und nicht schmeichelnd, den Hohen Rat angeredet hatte? Oder hatte er die Rede gehört, die der Apostel am Tage vorher von der Freitreppe der Burg Antonia gehalten? Kochte in dem Sadduzäer der Grimm über das Vernommene, das das Eingreifen göttlicher Macht in das Leben der Menschen so deutlich bewies? Wollte er sich dem römischen Obersten verbindlich zeigen, als er Paulum schlagen ließ? War letzteres der Fall, so täuschte er sich: Claudius Hyffias würde seinen Gefangenen nicht beschimpfen lassen. Paulus wandte den Schimpf von sich ab und damit vielleicht großes Unheil von dem Hohen Rate, denn derselbe würde sich im Widerspruch gegen das römische Recht gesetzt und einen Konflikt mit der römischen Obrigkeit her-

vorgerufen haben, wenn ein römischer Bürger, unter der Obhut eines römischen Offiziers, von dem Synedrium beschimpft worden wäre. Stand doch, nach römischem Begriffe, der römisch geborene Paulus dem Range nach über den jüdischen Mitgliedern des Synedriums.

Das Verhalten des Ananias ist ganz seinem Charakter als Sadduzäer entsprechend. Selbst in der rabbinischen Tradition ist er wegen seines ehrgeizigen, habfüchtigen, grausamen Wesens berüchtigt. So hat er beispielsweise unter dem Landpfleger Albinus, als er nicht mehr Hohepriester war, durch seine Knechte den Priestern den ihnen vom Gesetze zuerkannten Zehnten von den Tennen gewaltsam rauben lassen. Es ist darum keinesfalls, wie viele Ausleger unverantwortlichertweise meinen, Leidenschaftliche Erregung wegen der persönlichen Beleidigung, wenn der Apostel dem Ananias das Wort zurnt: „Gott wird dich schlagen, du getünchte Wand!“ (Act. 23, 3), sondern es ist der Herr, der ihn durch den Heiligen Geist also zu reden treibt. Das Wort der Strafe: „Du getünchte Wand!“ erinnert ja auch stark genug an des Heilandes eigenes Strafwort in Matth. 23, 27, und das Wort der Drohung: „Gott wird dich schlagen“, ist ein eigentliches Prophetenwort, das sich einige Jahre später erfüllt hat. Am 17. August des Jahres 66 nämlich, als in Jerusalem der Sohn jenes Act. 5, 37 erwähnten Judas aus Galiläa sein Wesen trieb, wurde Ananias aus seinem Versteck in der Wasserleitung seines Palastes hervorgezogen und von den Schariakern aufs grausamste ermordet. Da erfüllten sich in handgreiflicher Weise an ihm die Drohungen des göttlichen Wortes in Psalm 82 wider dergleichen tyrannische Richter in der Gemeinde Gottes, wie er ja deren einer in ganz besonderem Maße war. Um dieses Drohwort persönlich auf ihn anzuwenden und den allgemeinen Fluch zu einem individuellen für ihn zu machen, dazu empfängt St. Paulus hier acht Jahre vorher den Prophetenberuf. Daher er seinen Ausspruch auch nicht in Wunschform kleidet, sondern als bestimmte weisagende Ankündigung (*μελλει*) vorträgt.

Wenn der Apostel auch gewußt, daß damals ein gewisser Ananias das Hohepriesteramt innehatte, so hat er doch denselben nicht von Person gekannt. Seit zweiundzwanzig Jahren sind ja seine persönlichen Beziehungen zu den Gliedern des hohepriesterlichen Geschlechtes und des Hohen Rates abgebrochen und ob er gleich im Laufe dieser Zeit viermal in Jerusalem gewesen (Act. 9, 26 ff.; 12, 25; 15, 2 ff.; 18, 22), so kommen doch hiervon die beiden ersten Male in Abzug, weil da Ananias noch nicht Hohepriester war; und beim dritten und vierten Male hat er keinesfalls den Hohenpriester bei seinen Amtsfunktionen kennen gelernt, da diese nur im Priestervorhof und hauptsächlich am großen Veröhnungstage stattfanden. Woraus sollte er nun bei der gegenwärtigen Verhandlung entnehmen, daß er in dem, der einen solch gesetzwidrigen Befehl erteilte, den Hohenpriester vor sich habe? Weder kennzeichnete ihn die hohepriesterliche Kleidung, denn diese wurde nur für die Festzeiten aus ihrem Verwahrsam hervorgeholt, keineswegs aber auch bei den Ratsitzungen getragen, noch gab ihn sein Sitzplatz in der Ratsversammlung als den Träger des hohepriesterlichen Amtes zu erkennen, denn den Präsidentenstuhl nahm dies-

mal, weil es eine informelle Sitzung war, entweder keiner, oder aber der Vizepräsident ein. Gleichsam mit verbundenen Augen tat der Apostel seinen Gerichtsspruch. Er nimmt denselben auch nicht zurück, als die Umstehenden ihm die Binde von den Augen nehmen, indem sie ihn darauf aufmerksam machen, daß er in dem Manne, den er gescholten, den Hohenpriester vor sich habe. Auch beschuldigt er sich nicht einer übereilung, wenn er auf sein Nichtwissen sich beruft. Der Spruch bleibt stehen, und nur das wird erklärt, daß es dem Apostel bei seiner gewissenhaften Unterwerfung unter das göttliche Gebot nicht würde möglich gewesen sein, ohne die Binde vor den Augen in Beziehung auf die amtliche Würde dessen, wider den er geredet, seinen Spruch zu fällen. Dadurch wird letzterer desto mehr zu einem Spruch des Herrn.

Hat man dem Apostel schon seine Antwort, die er dem Ananias erteilt, äußerst übel genommen, als habe er damit den Geist Jesu Christi verleugnet, so geht man vollends mit ihm ins Gericht und verurteilt ihn schonungslos seines ferneren Verhaltens wegen. Die meisten Schriftausleger, auch die sogenannten positiven, entdecken hier an ihm allerlei menschliche Schwachheiten und bedauerenswerte Blößen und suchen dieselben mit viel Kunst und großer Beredsamkeit zu erklären, zu entschuldigen und zuzudecken, ohne zu ahnen, daß sie ihn gerade damit all seiner apostolischen Weisheit, Würde und Unsträflichkeit entkleiden, als gelte ihm nicht das Wort des Herrn, seinen Zeugen gegeben: „Wenn sie euch nun überantworten werden, so forget nicht, wie oder was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“ (Matth. 10, 19. 20; Luk. 21, 14 f.)

Paulus — so sagen sie — in seiner Rede durch Ananias unterbrochen, hat eingesehen, daß er durch eine einfache gerade Verantwortung bei dieser gegen ihn voreingenommenen Versammlung nicht auf ein gerechtes Urteil hoffen dürfe, sondern vielmehr, wenn nicht den Tod, so doch jahrelange Gefängnisstrafe zu gewärtigen hätte. Er sann daher auf ein Mittel, sich den Händen dieses Gerichtshofes zu entziehen und fand ein solches darin, daß er die Ratsglieder, die jetzt durch den gemeinsamen Haß gegen ihn einig waren, untereinander uneins zu machen suchte, ein Mittel, das jener große Gefangene, der einst vor Kaiphas und Pilatus stand, kaum gewählt haben würde, worin aber auch nichts Unrechtes lag und worin er jetzt den einzigen Ausweg erblickte. Er kannte ja die beiden feindlichen Parteien, die das Synedrium ausmachten, genau. Indem er nun den Hauptpunkt des christlichen Glaubens an die Auferstehung Christi und der Toten überhaupt als den Gegenstand der Anklage gegen ihn herausstellte, während es doch in Wahrheit die Lehre von der Unverbündlichkeit des Gesetzes für die Heiden und deren Gleichberechtigung an den Vorrechten der Kinder Abrahams war, sucht er die Feindschaft der Parteien gegeneinander anzufachen und dabei die größte, die der Pharisäer, für sich zu gewinnen. Daß er dabei mit mehr Schlaueit operiert, mit mehr Schlangengflugheit als Taubeneinfall zu Werke geht, erfordere diese Kriegsklist. Und es ist ein leidiger Trost, den sie uns damit bieten, wenn sie sagen, es

handele sich hierbei ja nicht um Glaubenslehren, sondern nur um das sittliche Selbstverhalten des Apostels.

St. Paulus die unlautere Absicht unterschieben zu wollen, durch Aneinanderhezen der beiden Parteien eine Freilassung zu erlangen, ist nicht nur eine ungeheure Schändlichkeit, sondern auch eine schwere Versündigung gegen das vom Heiligen Geiste eingegebene klare Wort in Act. 23, 11. Würde wohl Christus dem Apostel in der drauffolgenden Nacht erschienen sein und zu ihm gesagt haben: „Sei getroßt, Paulus! Denn wie du von mir zu Jerusalem gezeugt hast, also mußt du auch zu Rom zeugen“, wenn sein Verhalten so zu beurteilen wäre, wie es so viele überfluge Ausleger tun?

In wohlthuendem Gegensatz zu letzterem steht Dr. Besser. Er sagt: „Nein, nicht um in der Spaltung der Pharisäer und Sadduzäer für seine Person zu gewinnen, sondern um das widerwärtige Bündnis zwischen den doch immerhin noch an einen lebendigen Gott glaubenden Pharisäern und den in heidnischem Unglauben versunkenen Sadduzäern zu zerreißen und seine Lehre den Bekennern der Hoffnung Israels nahe zu bringen, rief Paulus sein Wort in die Ratsversammlung: ‚Ihr Männer, lieben Brüder, ich bin ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn; ich werde angeklagt um der Hoffnung [Israels 28, 20] und der Auferstehung willen der Toten‘ (Act. 23, 6). Als jüdischer Mann war er auch jetzt noch ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn, zwar nicht mehr der Jäger nach der Gerechtigkeit aus des Gesetzes Werken, wohl aber ein Diener des Gottes seiner Väter im Glauben an das Wort, das Israel vertraut ist, und in der Hoffnung, welcher die Pharisäer warteten. Machten diese nun Ernst mit ihrem Bekenntnis, so mußten sie überzeugt werden, daß sie mit dem Prediger des auferstandenen Christus zusammengehörten, nicht mit den Leugnern ihrer Hoffnung. Leider aber zeigt der Fortgang der Geschichte, daß es nur eine flüchtige Aufwallung der Parteileidenenschaft war, was die pharisäischen Obersten bewegte, ein Wort zugunsten des Apostels zu reden. Sie waren mehr darauf bedacht, an den Sadduzäern ihren Haß zu befriedigen als in sich zu schlagen und ihren Abfall von Gott zu erkennen, wie er sich in ihrer Gemeinschaft mit frechen Kezern kundtat, die weder Auferstehung, noch Engel oder Geist, überhaupt nichts glaubten, denn ihr Gott war der Bauch und ihre Kirche die vergängliche Welt. Die Stücke von Wahrheit, die sie bekannten, galten ihnen darum etwas, weil sie, die gepriesenen Pharisäer, es waren, die diese Artikel in ihrer Lehre führten. Liebe zur Wahrheit war ihnen fremd.“

Zeugen sollte Paulus von Christo, dem von den Juden getöteten, aber durch Gottes Macht wiederauferstandenen Messias, von dem die Juden wider besseres Wissen behaupteten, er sei tot, und denen daher nichts so ärgerlich war als das Zeugnis der Jünger von seiner Auferstehung. Mit dieser Wahrheit steht und fällt das ganze Christentum. Der Apostel geht daher auch ohne weiteres auf die Lehre von der Auferstehung der Toten ein, wohl wissend, daß er darin die Pharisäer auf seiner Seite hatte, um daran dann das Zeugnis von dem auferstandenen Christus zu knüpfen. Aber kaum hatte er das Wort Auferstehung ausgesprochen, als auch die Sadduzäer

heftig zu wüten anfangen. Die Pharisäer dagegen ergriffen Partei für Paulus und erklärten ihn im Recht. Habe er eine überirdische Erscheinung gehabt, damit auf seine Rede vom vorigen Tage zurückgreifend, was gar nicht so unmöglich sei, so hieße es mit Gott streiten, wollte man ihm dafür den Prozeß machen. Das schürte die Wut der Sadduzäer um so mehr, und sie wandten sich nun auch gegen diese. Alles war von den Eizen aufgesprungen, und es hatte sich ein ungeheurer Lärm erhoben. Ein zutreffendes Abbild von dem durch Selbstzerfleischung seinem Untergange entgegeneilenden Jerusalem! Es scheint, daß diese blinden Blindenleiter gegeneinander handgreiflich wurden und sich um den Gefangenen gerissen haben. Die einen, die Sadduzäer, um ihn niederzuschlagen und zu töten, die anderen, die Pharisäer, um ihn davor zu bewahren.

Welche Meinung muß der heidnische Oberst von diesen geistlosen geistlichen Würdenträgern bekommen haben! Er hatte geglaubt, den Gefangenen dem fanatischen Pöbel entrißen zu haben, um nun in sachgemäßem Gerichtsverfahren die Angelegenheit aufzuklären, und nun sieht er die Glieder des höchsten Gerichtes dieses tollen Volkes in ebenso wildem Aufbruch wie gestern den Pöbel, so daß er ernstlich befürchten mußte, sie würden Paulus vor seinen Augen zerreißen. Daher hieß er schnell durch eine verstärkte Abtheilung den Saal besetzen und den Gefangenen in das besetzte Lager zurückführen, woselbst er allein in Jerusalem vor seinen Brüdern nach dem Fleische sicher war.

St. Paulus mag nach seiner Rückkehr in die Burg Antonia nach solch aufregenden Tagen und erschütternden Erfahrungen nicht nur körperlich ganz erschöpft, sondern auch seelisch sehr niedergeschlagen gewesen sein; war er doch auch nur ein Mensch von Fleisch und Blut, und selbst ein Mut und Unerfrodenheit wie der seine konnte angesichts dieser ständigen Todesgefahr nicht unererschüttert bleiben. Der nächste Tag sollte ihm neue Gefahr bringen. Aber bevor sie eintritt, erscheint ihm der Herr in der Nacht und flößt ihm neuen Mut und Zuversicht ein. Zwiefachen Trost schenkt ihm der Herr: was er getan und geredet in Jerusalem von seinem Pfingstgange in den Tempel mit den vier Naziräern bis zu dem Worte von der Auferstehung der Toten vor dem Hohen Räte, ein Zeugnis von Jesu ist es gewesen, und der Herr bekennt sich dazu; der Friede aber, womit er die Juden begrüßt, muß zu ihm zurückkehren und ihn des gewiß machen, daß er in Jerusalem sein Amt vollendet hat Gott zu einem süßen Geruch, und für morgen wird der Herr weiter sorgen. Was Paulus vor einem Jahr zu Ephesus im Geiste sich vorgesetzt, soll trotz allem zu Stand und Wesen kommen, niemand soll es hindern. Ja, diese Gefangenschaft im römischen Lager ist schon der Anfang des verheißenen Endes: „Du mußt auch in Rom zeugen.“

Der Weg, auf welchem er zu diesem Ziel gelangen sollte, war freilich ein ganz anderer, als er wohl gedacht. Er gehörte zu denen, von welchen der Prophet sagt: „Seine Wege sind nicht unsere Wege“, und er selber im Römerbrief bekennt: „Wie unerforschlich sind seine Wege!“ Daß die Pharisäer sich auf seine Seite gestellt hatten, sicherte ihm keineswegs irgendwelchen Schutz zu. Wahrscheinlich haben sie ihre Parteinahme schnell wieder bereut und ihre Hand von ihm abgezogen. Mit Spannung hatte

das Volk auf den Ausgang der Verhandlung vor dem Hohen Räte gewartet, war, als es erfuhr, daß Phisias den Gefangenen, weil das Resultat ein vergebliches gewesen, erneut in Gewahrsam genommen, in große Wut geraten und beschloß, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Mehr als vierzig Männer, vielleicht unter Anführung jener Juden aus Asien, schworen sich gegenseitig zu, keine Speise und keinen Trank anzurühren, bis sie Paulus abgetan hätten. Sie erbaten sich hierzu die Unterstützung des Hohenpriesters und der Ältesten. Diese Mordbuben zweifelten keinen Augenblick, daß sie bei jenen bereitwillige Zusage erhalten würden. So tief war der Hohe Rat gesunken! Ihr Plan war der: für den nächsten Tag sollte der Hohepriester eine zweite Sitzung anberaumen, vorgeblich, um den Gefangenen besser zu verhören. Dieses Verlangen konnte Phisias kaum ablehnen. Dann aber mußte der Gefangene von dem Militärlager nach dem Sitzungsssaale geführt werden. Eine kurze Strecke nur, doch von den Verschwörern lang genug erachtet, Paulo den Todesstoß versehen zu können.

Als Petrus ins Gefängnis geworfen war und in Gefahr stand, gleich Jakobus, dem Bruder des Johannes, von Herodes hingerichtet zu werden, da war die ganze Gemeinde zu Jerusalem in der größten Aufregung und beteten Tag und Nacht ohne Aufhören zu Gott um Errettung desselben (Act. 12, 12 ff.). Aber nicht ein Wort vernahmen wir, daß die Ältesten und die „vieltausend“ Christen sich um Pauli Befreiung bemüht, oder doch gemeinsame Fürbitte für ihn eingelegt hätten. Nichtsdestoweniger schickt Gott seinem treuen Diener einen „Engel“ ins Gefängnis, ihn vor sicherem Mord zu bewahren. Auf irgendeine Weise erfuhr der Nefte des Apostels von dem Anschlag auf das Leben seines Onkels, eilte auf die Burg Antonia, erbat sich Zutritt zu dessen Zelle und eröffnete ihm, was er in Erfahrung gebracht. St. Paulus ist kein Schwärmer, der da dachte: Wer weiß, was an diesem Gerede ist, das der Jüngling vernommen; Gott der Herr wird mich schon beschützen und Mittel und Wege wissen, um mich nach seiner Zusage nach Rom zu führen; sondern er sucht mit ruhiger Umsicht den Schutz des Oberhauptmanns, der ihn in Militärhaft hielt. Er bittet ihn nicht darum, sondern traut ihm zu, daß er tun werde, was seine Pflicht erheischt, und will d a r i n die Führung des Herrn erkennen. So schickt er denn den Jüngling mit einem Offizier zu dem Tribun. Dieser nimmt denselben beiseite und läßt sich von ihm unter vier Augen Bericht erstatten, gebietet ihm dann Stillschweigen und trifft unverweilt seine Gegenmaßregeln.

Zwei Unterhauptleute, die er zu sich beschied, erhalten den Auftrag, für die dritte Nachtsunde (9 Uhr abends) vierhundert Infanteristen verschiedener Waffengattungen, siebenzig Reiter und zwei Extraperde marschbereit zu halten, um den Gefangenen nach Cäsarien in Sicherheit zu bringen. Phisias war froh, daß sich ihm solch ein triftiger Grund bot, Paulus, welcher den Juden ein Gegenstand tiefer Erbitterung war, die jeden Augenblick in offene Empörung ausarten konnte, auf diese Art los und der Verantwortung enthoben zu werden. Als die tiefen Schatten des Abends sich über Jerusalem herabgesenkt, die Straßen der Stadt in Dunkel gefüllt und einsam gemacht, stand die Eskorte marschfertig vor dem Lagertor. Daß Phisias eine solch zahlreiche Schutztruppe aufbietet, zeigt, wie unsicher, ja gefährlich

die herrschenden Zustände im Lande waren, und wie ernst er den geplanten Mordanschlag nahm. Bevor aber das Stampfen der Pferdehufe und das Dröhnen des Militärschrittes die Stille der Nacht unterbrach, übergab Lyfias dem Kommandanten der Eskorte ein Schreiben an den Landpfleger Felix, in welchem er den Grund der Gefangennahme Pauli und seiner Überführung nach Cäsarien dartut.

Die Soldaten setzten Paulus auf eines der Extraperde, während das andere ein Kriegsknecht bestieg, an dessen Arm nach römischer Sitte die rechte Hand des Gefangenen angekettert wurde. Ein Kommando ertönt, der Zug setzt sich in Bewegung und zieht aus Jerusalem in das durch Unterdrückung und Empörung beunruhigte Land hinaus. Der Vollmond ergoß sein silbernes Licht über Berg und Thal, auch über Gethsemane und Golgatha und die goldblühenden Zinnen des Tempels. Der Apostel hat sicherlich nicht verfehlt, seinen Blick, von dem er wußte, daß es der letzte sein werde, über alle diese ihm so denkwürdigen und bedeutungsvollen Stätten schweifen zu lassen. Welche Empfindungen mögen da sein Herz erfüllt, welche Erinnerungen in seiner Seele Leben bekommen haben! Paulus nimmt Abschied von Jerusalem für immer, und mit ihm die Heilige Schrift, die mehr als ein Jahrtausend diese hochgebaute Stadt zum Mittelpunkt der heiligen Geschichte auf Erden gemacht hatte. Sie führt uns hinfort nicht mehr nach Jerusalem. Erfüllt ist nun die Zeit, von der der Herr zu der Samariterin am Jakobsbrunnen gesprochen, daß man hinfort den Vater weder auf dem Berg Garizim noch in Jerusalem, sondern überall da anbeten werde, wo immer auf Erden sich zwei oder drei im Namen Jesu versammeln.

Solange der Zug sich noch in der Nähe Jerusalems befand, hielten die Soldaten besonders scharfe Ausschau nach einem etwa gelegten Hinterhalt. Doch da die Eskorte so zahlreich und so gut bewaffnet war, hatten sie vor Mordanschlägen und Wegelagerern nichts zu befürchten und legten die gefährlichste Strecke, den 25 Meilen weiten Weg nach Antipatris, unbehindert zurück. Hier machten sie Rast, und an anderen Tage kehrten die Fußsoldaten in ihre Garnison Jerusalem zurück, die Reiterkavallerie mit dem Gefangenen aber eilte dem nordwärts gelegenen Cäsarea entgegen. Vor zwölf Tagen etwa war der Apostel als freier Mann zu Fuß aus Cäsarea gezogen, als Gefangener hoch zu Roß kehrt er dahin wieder zurück. Solche große Abtheilung Reiterei mußte notwendig die Augen aller Einwohner der Stadt auf sich lenken. Wie mögen Philippus und die dortigen Christen erstaunt und bestürzt gewesen sein zu sehen, wie ungeahnt schnell sich die Weissagung des Propheten Agabus erfüllt, als sie Paulum zu Pferde, an einen römischen Soldaten gebunden und von einem Trupp Kriegsknechte umgeben, einen Gefangenen der Römer, durch die Straße nach der Residenz des Landpflegers ziehend, erblickten.

Als der Unterhauptmann Paulus zu Felix geführt und das Schreiben des Oberhauptmannes Lyfias ausgehändigt und der Landpfleger von dessen Inhalt Kenntnis genommen und den Gefangenen nach der Provinz gefragt, der er entstamme, sprach er zu ihm: „Ich will dich verhören, wenn deine Ankläger eingetroffen sind.“ Damit übergab er ihn der Wache und hieß ihn im Richtthaus des Herodes verwahren.

Der Befehlshaber der römischen Legion in Jerusalem, Claudius Lysias, hatte es nicht unterlassen, pflichtschuldigst dem Hohen Räte Anzeige davon zu machen, daß er den gefangenen Paulus an den Landpfleger Felix ausgeliefert habe und daß sie nunmehr ihre Anklage vor dem Tribunal desselben zu erheben hätten. Seltner Zorn ergriff die Juden bei dieser Mitteilung. Die augenblickliche Feindschaft, die über der Person Pauli zwischen den Pharisäern und Sadduzäern im Hohen Räte aufgeflammt war, hatte sich gelegt und war erneut in gemeinsamen Haß gegen denselben umgeschlagen. Es war diesen vornehmen Herrn ein Greuel, sich vor die Notwendigkeit veretzt zu sehen, die ermüdende Reise antreten zu sollen, um einen verruchten Heiden zu veranlassen, den Abtrünnigen ihrer Jurisdiktion zurückzugeben. Allein die erlittene Niederlage schmerzte doch zu sehr, als daß sie nicht alles, was in ihrer Macht stand, tun sollten, sich an dem Apostaten zu rächen.

Um die Auslieferung ja zu erreichen, sicherten sie sich — selber mit dem Gange der römischen Gerichtsbarkeit unbekannt, und unfähig, ihre Sache in der lateinischen oder in der griechischen Sprache eindrucksvoll zu führen — die Dienste eines der gewandtesten römischen Advokaten des Landes, namens Tertullus, der, wie Dr. Besser bemerkt, „bei den gottlosen Juden die Stelle des fehlenden Heiligen Geistes, dieses himmlischen Parakleten und göttlichen Advokaten, vertreten sollte.“ Der Hohepriester selber schloß sich dem stattlichen Zuge der angesehensten Ratsherren an, um desto mehr Eindruck in Cäsarea zu machen.

Felix, der Statthalter, setzte den Termin fest, und das Verhör begann. Zuerst hatte der Kläger das Wort. Tertullus hob seine Rede mit einer Schmeichelei an, nannte den ehemaligen Sklaven Felix hochedel, rühmte seine vortreffliche Verwaltung, seine Weisheit, hob die allgemeine Verehrung, die man ihm zolle, hervor und ging dann zur Anklage über. Sie lautet auf Anruhestiftung und Häresie. Da der Wunsch der Juden dahinging, den Gefangenen wieder unter ihre Gerichtsbarkeit zu bekommen, sind alle Beschuldigungen religiöser Natur. Zuletzt beschwert er sich über die Gewalttat des Lysias, der diesen gemeingefährlichen Menschen (λομός = Pest, Seuche) dem zuständigen Gerichtshofe, dem Synhedrium, entrissen habe.

Ungeduldig, in der Überzeugung, daß es sich hier in der That, wie Lysias berichtet, um nichts anderes als religiöse Streitfragen der Juden handle, gab der Landpfleger dem Gefangenen ein Zeichen, daß er nun sprechen könne. Des Apostels Rede unterscheidet sich vorteilhaft von der mit Schimpfsworten gewürzten des römischen Advokaten durch Ruhe und Sachlichkeit. Auch er geht zu Anfang darauf aus, den Landpfleger günstig für sich zu stimmen. Aber der Unterschied ist der, daß, während Tertullus sich nicht scheut, um die Gunst des Richters durch lügenhafte Schmeicheleien zu buhlen, Paulus bei der einfachen Wahrheit stehen bleibt. Er sagt, daß er sich glücklich schätze, vor einem Richter zu stehen, der schon viele Jahre dem Volke der Juden vorgestanden habe, denn deswegen könne er mit Recht annehmen, daß der Landpfleger mit dem Charakter der Juden und ihrer Oberen hinlänglich vertraut wäre, um zu erkennen, die vorgebrachten An-

klagen seien aus Meid und Parteifanatizmus herausgeflossen. Er lege demzufolge auch seine Angelegenheit getrost in seine, des Landpflegers, Hände.

Und nun stellt er fest, wie kaum zwölf Tage verflossen, seit er von Cäsarea nach Jerusalem hinaufgezogen, um im Tempel anzubeten. Damit weist er gleich zu Anfang einmal darauf hin, in welcher Gesinnung und mit welcher Absicht er diese Reise unternommen, zum andern aber auch, wie leicht es zu untersuchen sei, was für Verbrechen er in dieser kurzen Zeit begangen haben sollte. Nicht, wie man ihn beschuldige, um den gesetzlichen Gottesdienst zu stören und zu hindern, sondern um ihn für seine Person auszuüben, habe er die Reise gemacht. Man habe ihn im Tempel nicht einmal ein Wort mit jemandem wechseln noch in der Stadt noch in den Synagogen irgendwelche Unruhe anstiften sehen. Die vorgebrachten Anschuldigungen entbehren jeder tatsächlichen Grundlage. Dagegen bekenne er freimütig, dem Glauben, den sie eine Sekte genannt, zugegehört. Aber gerade darin diene er dem Gotte seiner Väter; denn wie könne das ein Verbrechen sein zu glauben, was im Gesetz und den Propheten geschrieben steht, und festzuhalten an der Hoffnung der Auferstehung der Toten, beide der Gerechten wie der Ungerechten, daran zudem ja auch seine Ankläger selber glaubten? Gerade dieser Glaube und die daraus fließende Hoffnung sei es, die ihm Kraft verleihe und ihn ansporne, vor Gott und Menschen ein unverlezt Gewissen zu bewahren.

Nun soll ich in Jerusalem Unruhen gestiftet haben. Aber dazu fehlte mir ja jede Gelegenheit. Nach mehrjähriger Abwesenheit bin ich zurückgekehrt, um meinem Volke in seiner Armut ein Almosen zu übergeben. Im Tempel übernahm ich sofort ein Naziräeropfer und hielt mich also dort in völliger Abgeschlossenheit auf. Hier sahen mich einige Juden aus der Provinz Asien und sie waren's, die dann sofort den Aufruhr erregt haben. Sie sind's also, die sich von Rechts wegen hier verantworten müßten. Aber sie sind wohlweislich ausgeblieben. Diese Herren hier haben mich ja auch im Hohenrat verhört, laß sie doch sagen, was für ein Unrecht sie an mir entdecken haben. Es müßte denn das mein Verbrechen sein, daß ich in die Versammlung hineingerufen: „Um der Auferstehung der Toten willen stehe ich heute als Angeklagter vor euch!“

Der Landpfleger Felix erkannte, daß Paulus bestimmte Tatsachen einer völlig vagen Anklage gegenübergestellt habe. Waren diese Tatsachen richtig, so war Paulus gerechtfertigt. Er entließ darum die Juden mit dem Bescheide, daß er sich in Ermangelung aller Zeugen und jeglicher Beweise erst von dem Militärtribunen Lyllias Bericht erstatten lassen müsse. Den Gefangenen aber behielt er auch weiterhin in Haft. Die sogenannte custodia militaria bestand darin, daß der Gefangene zweien im Dienste erprobten Soldaten übergeben wurde. Diese hatten ihn bei schwerer persönlicher Verantwortung zu bewachen und dafür zu sorgen, daß derselbe jeden Augenblick vor Gericht gestellt werden konnte. Der Apostel durfte zwar seine Zelle nicht verlassen, doch gewährte ihm Felix die weitmöglichsten Erleichterungen. Es war ihm gestattet, Angehörige und Freunde zu empfangen und sich von ihnen allerlei leibliche Bedürfnisse darreichen zu lassen. Es mögen

da besonders Lukas und Kristarchus, aber auch der Vorsteher der cäsareanischen Gemeinde, Philippus, Paulo zur Seite gestanden haben.

Über zwei Jahre sollte diese Haft dauern. Dem Apostel wird die Zeit oft lange, das Herz ihm oft schwer geworden sein. Aber als ein gehorsamer Knecht ergab er sich ohne Murren auch in diesen unbegreiflichen Weg Gottes und tröstete sich selber mit dem Troste, den er den Christen zu Rom erteilte: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ (Röm. 8, 28). In dieser erzwungenen Ruhe konnte der rastlose Arbeiter neue Kräfte für Körper und Geist sammeln, sich in der Stille betend rüsten für den Kampf, der ihm noch verordnet war, und in fröhlicher Hoffnung hinausblicken auf das selige Ziel der Vollendung, dem er immer näher kam. Solche Ruhestunden und Arbeitspausen schickt der Herr der Kirche seinen Knechten je und je. Joseph im Kerker, Moses in Midian, Elias in der Wüste, Johannes im Gefängnis, Luther auf der Wartburg haben das erfahren.

Das unerjchrochene Bekenntnis, welches der Apostel auf die Anklagen seiner Feinde abgelegt (Act. 24, 14), mochte auf den Landpfleger einen gewissen Eindruck hinterlassen haben, so daß ihm dieser Paulus jedenfalls als ein merkwürdiger Mann erschien, dessen Lebensansichten zu hören wohl der Mühe wert sein dürfte. Dazu kam, daß sein Weib Drusilla, der er von dem sonderlichen Gefangenen erzählt, als Jüdin sich für den Glauben der Nazarener interessierte. So ließ er denn wenige Tage nach der Abreise der enttäuschten Ankläger Paulus zu einer Art Privatverhör vorführen, damit er die Neugier seiner Gattin befriedige. Der Apostel kannte die dunkle Vergangenheit seiner Zuhörer wohl. Er wußte, daß Drusilla, die Schwester des Königs Agrippa, mit Felix, der sie ihrem rechtmäßigen Manne mit Gewalt hatte entführen lassen, in ehebrecherischem Verhältnisse lebte, und daß der Landpfleger außerdem mancherlei Ungerechtigkeiten auf dem Gewissen hatte sowie in Geldgier verfunken war.

Der Apostel befand sich — menschlich geurteilt — ganz und gar in der Gewalt des Procurators und sollte jetzt vor ihm reden. Wie erwünscht wäre so manchem in seiner Lage dieser Vorfall gewesen. Wie würde er darauf bedacht gewesen sein, für seine Person daraus Vorteil zu erzielen, der beschwerlichen, seine Amtstätigkeit unterbindenden Gefangenschaft je eher desto lieber entbunden zu werden. Wie würde er durch allerlei einschmeichelnde Worte das Herz seines Richters zu bestechen gesucht haben! Paulus nicht also. Sich selbst vergessend, braucht er dieses Ereignis nur zum Besten derer, die ihn hören wollen. Im Geiste der heiligen Liebe, die nicht das Ihre sucht, möchte er gerne dem Felix und der Drusilla aus der Gefangenschaft helfen, die tausendmal drückender und gefährlicher war als seine eigene. Er sprach kühne Worte, die ihr Gewissen treffen mußten. Gerechtigkeit, Keuschheit, zukünftiges Gericht, das waren die ernstesten Dinge, von denen er redete. Dem ehebrecherischen Paare war das sehr peinlich. Sie hatten einen interessanten Vortrag erwartet, und er redete von lauter Dingen, die die mündesten Stellen ihres Privatlebens berührten. Felix erschraf und brach daher das Verhör kurz ab, indem er sagte: „Für heute ist es genug. Ein anderes Mal, wenn ich wieder Zeit habe, will ich dich wieder

rufen lassen.“ Und der Prokurator hielt Wort. Er ließ den Gefangenen öfters kommen, spielte den Wohlwollenden und ließ durchblicken, daß er ihn gerne loslassen würde, wenn es ihm oder seinen zahlreichen Freunden auf eine entsprechende Summe nicht ankäme. Aber Paulus wollte ihn nicht verstehen; er wollte seine Freilassung nicht einer Bestechung verdanken. Darum zog auch der Statthalter strengere Seiten auf, denn nach Act. 26, 29 trägt der Apostel sogar wieder Ketten. Der Prozeß wurde weiter verschleppt, ein gesetzliches Verhör und ein Urteilspruch kam nicht zustande. Konnte Felix von Paulus nichts erlangen, so suchte er doch durch diese Maßregeln sich wenigstens bei den Juden beliebt zu machen.

Paulus saß in seinem Gefängnis und wartete und wartete. Die Tage dehnten sich zu Wochen, die Wochen zu Monaten, die Monate zu Jahren. Seine Feuerseele dürstete nach Arbeit. Draußen hörte er das nahe Meer brausen. Er konnte des Tages die geschmolzenen Segel der Schiffe sehen, die hinausziehen in die weite Welt. Da zogen auch seine Gedanken mit, da eilten seine Wünsche voran nach Rom, nach Hispania. Aber die kostbare Zeit verstrich, und keine Hilfe ließ sich blicken. Es war, als ob der Herr ihn dennoch vergessen habe. War es nicht verlorene Zeit im Leben des großen Apostels? Allein wie sich im Leben überhaupt hinter scheinbaren Hemmnissen und Unglücksfällen allemal höhere Absichten bergen, so war auch die zweijährige Gefangenschaft in Cäsarea für den Apostel gewiß keine verlorene Zeit. Es war nach den Jahren gewaltigster, einzigartig dastehender Tätigkeit nach außen eine Zeit wohlthätiger Einkehr und fruchtbaren Stilleseins vor dem Herrn.

Aber auch nach außen hin war er nicht untätig. Wir wissen ja, wie sehr die Sorge für alle Gemeinden auf dem Apostel lag (2. Kor. 11, 28), daß er sie auf dem Herzen trug wie ein Vater seine lieben Kinder. Da versteht es sich eigentlich von selbst, daß von der Zelle seines Gefängnisses aus ein lebhafter Verkehr mit den fernen Gemeinden gepflogen wurde. Von mehr als einer der Episteln des Neuen Testaments hat man die Vermutung *) ausgesprochen, daß sie im Gefängnis zu Cäsarea geschrieben worden sei, so von den Briefen an die Epheser, die Kolosser, Timotheus und Philemon. Aber noch eine andere süße Frucht haben wir höchstwahrscheinlich dieser bitteren Zeit der Gefangenschaft zu verdanken, das Lukas-Evangelium. Es erschien diesem Schriftsteller von Gottes Gnaden gewiß als eine bedeutsame Fügung Gottes, daß er sich zwei Jahre lang in dem Lande aufhalten mußte, wo der Herr geboren, wo er gelebt und gewirkt hatte. In seiner mündlichen Predigt gründete sich Paulus immer auf die großen Thatfachen aus dem Leben des Herrn. In seinen Briefen aber ging er über das Geschichtliche vielfach hinweg, so sehr er darauf auch fußte, und grub lieber in dem tiefen Schachte göttlicher Gedanken, die in Christo offenbaret worden sind. Lukas dagegen hatte eine ausgeprägte geschicht-

*) Es handelt sich um eine allerdings nur schwachgegründete Vermutung. Zur Frage der sogenannten Gefangenschaftsbrieve vergleiche die kurze Zusammenstellung der Gründe und Gegengründe in P. C. Krehmanns "The New Testament in the Light of a Believer's Research", S. 80-94.

liche Veranlagung. Von jeher hatte er den Drang gefühlt, aufzuschreiben, was er Wichtiges erlebt hatte. So entschloß er sich, hier auf der ureigensten Stätte des Lebens Jesu, die großen Ereignisse zu erforschen. Er begann zu suchen und zu sammeln und jene Erkundigungen bei Augenzeugen einzuziehen, von denen er Luk. 1, 3 spricht.

Schon in Cäsarea hatte er dazu gute Gelegenheit. Er konnte täglich mit Philippus sprechen, der den Herrn gekannt hatte. Er konnte Maria, die Mutter des Herrn, auffuchen, die damals wahrscheinlich noch im Hause des Apostels Johannes lebte. Denn hätte Maria nicht ein hohes Alter erreicht, so daß sich Johannes, dem sie der Herr übergeben, ihrer Pflege widmen mußte, wie wäre es dann zu erklären, daß dieser so spät, erst nach dem Heimgange der übrigen Apostel, in die apostolische Arbeit eintrat? Von Maria selbst stammen gewiß die Nachrichten über die Verkündigung und Geburt des Heilandes und seine Kindheit. Das Geschlechtsregister bei Lukas entstammt der Familientradition, während das bei Matthäus öffentlichen Akten entnommen ist. Keiner der Evangelisten beschäftigt sich mit solcher Liebe und Ausführlichkeit mit der frühesten Ereignissen aus dem Leben Jesu wie Lukas, und vieles daraus klingt so, als könnte er es nur aus dem Munde der Maria selber haben (z. B. Luk. 2, 19. 34. 35. 50). Er konnte hinauswandern nach Bethanien und sich von den Geschwistern Martha, Maria und Lazarus aus den seligsten Tagen ihres Lebens berichten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengeschichtliche Notizen.

Organic Union of Presbyterians. — For some time a movement has been afoot toward combining the two wings of the Presbyterian Church into one organization. What progress has been made may be gathered from a report carried in an editorial of the "Presbyterian" for Jan. 11. Since the confessional basis on which the amalgamation is to be effected will interest us more than the details of the proposed form of government, we here submit some portions of the report dealing with confessional questions.

"The Joint Committee on Organic Union between the Presbyterian Church in the U. S. A. and the United Presbyterian Church of North America issued, on January 1, 1934, its report. It provides for the Organic Union of the two communions. It will be presented to the respective Assemblies meeting this coming May. If passed by these Assemblies, it will go down to the presbyteries and receive from them a direct answer to the categorical question: 'Do you approve of the Union of the Presbyterian Church in the United States of America and the United Presbyterian Church of North America on the following basis: (a) On the basis of the terms and provisions of the Plan of Union recommended to the respective General Assemblies of the said Churches, and herewith submitted by the General

Assembly. (b) The Union shall be effected upon the doctrinal basis of the Scriptures of the Old and New Testaments as the supreme standard, acknowledged as the inspired Word of God, the only infallible rule of faith and practice: and upon the subordinate standards of the Westminster Confession of Faith, together with the amendments adopted in 1903 by the Presbyterian Church in the United States of America; and the Larger and Shorter Catechism; all of which subordinate standards are recognized as agreeable to and founded upon the Scriptures. (c) On the basis of the provisional Form of Government, the provisional Book of Discipline, and the provisional Directory of Worship, herewith submitted.' — Chapter 7 gives 'Historical Interpretative Statements,' viz., the Confessional Statement of the United Presbyterian Church of 1925 and the Brief Statement of the Reformed Faith of 1902. These documents are inserted, so the report reads, as 'interpretative,' as 'aids to the faith and witness of the United Church' (i. e. meaning the Presbyterian Church of America). But it is held, that 'in all questions of doctrine, the Westminster Confession of Faith, and the Larger and Shorter Catechisms shall be the final authority, subject to the Holy Scripture.'

The last statement about the deciding authority of the Westminster Confession, subordinate only to Scripture, placed in quotation marks by the "Presbyterian", is in plain contradiction to the following declaration in the preamble to the Confessional Statement of 1925: "Wherever it (the Confessional Statement) deviates from the Westminster Standards, its declarations are to prevail." (See Q. S. for July, 1932, p. 230 ff.) M.

China ändert seine Stellung zum Religionsunterricht. — Wiederholt haben wir in diesen Spalten auf die Kämpfe um den Religionsunterricht in chinesischen Missionschulen Bezug genommen. Nach einer Meldung in den „Allg. Missions-Nachrichten“ hat die Regierung ihre feindliche Stellung in etwas geändert. „Das Unterrichtsministerium in Nanking erklärt in einem wichtigen Erlaß, daß man die Religion nicht mehr von chinesischen Schulen fernhalten solle, sondern ihr Raum geben müsse, damit sie sich auswirken könne als ein ‚wirksamer Beistand‘ für die nationale Erhebung. Eine von Grund aus geänderte Einstellung zur Religion sei notwendig. Es heißt im Erlaß: „Da die Religion einen weiten und tiefen Einfluß ausübt, wird sie zu einer Frage, die aufs engste mit dem Erziehungsproblem zusammenhängt. Es ist deshalb augenscheinlich unmöglich, was die Erziehung anbelangt, nicht eine bestimmte Stellungnahme so oder so zu diesen Fragen einzunehmen. Eine negative Politik des Verbots, wie sie früher gehandhabt wurde, ist sicherlich nicht der richtige Weg, das Problem zu lösen. Die gegenwärtige Politik des Laissez-faire (Laufenlassen) ist auch nicht gut, denn während sie die religiöse Freiheit des Individuums anerkennt, verkennet sie den Einfluß der Religion auf die Erziehung. Aus diesem Grunde ist es notwendig, daß wir in Übereinstimmung mit den Zielen der Erziehung

eine grundsätzlich andere Haltung gegenüber der Religion einnehmen, so daß die Religion nicht nur die nationale Erhebung nicht hemmt, sondern eine wirksame Hilfe für sie sein kann.“

Die Missionare sind von dem Wandel erfreut und suchen die Gelegenheit möglichst auszukaufen. Wie kommt es, daß inmitten der Christenheit manche Eltern und Pastoren für christliche Schulerziehung so wenig Sinn haben?
M.

Die Augustana ein „alter Schmöcker“. — über den Gang der kirchlichen Ereignisse im Dritten Reich berichtet Herr Prof. Pieper ausführlich in diesen Spalten. Wir bringen in dieser und in einer weiteren Notiz nur einige Streiflichter, die den religiösen Stand gewisser Personen und Kreise grell beleuchten. In Bremen hielten die „Deutschen Christen“ am 6. Februar eine Kundgebung „Für Einheit der Kirche“. Der Besuch war stark. Der Präsident der Bremischen Evangelischen Kirche, Senator Geider, hielt eine Rede, in der er nach den „Bremer Nachrichten“ unter anderem ausführte: „Als Soldaten des Führers hätten die Nationalsozialisten die Macht erkämpft, nicht aus Mangel, sondern um des Volkes willen, auch in die Kirche sich einmischen müssen, um dort äußere Ruhe und Ordnung und noch nicht verstünden. Deswegen hätten auch die Nationalsozialisten auch in die Kirche sich einmischen müssen, um dort äußere Ruhe und Ordnung zu schaffen. Der Führergedanke sei in der Kirche verankert. Jesus habe das Evangelium gepredigt, ohne seine Jünger vorher abstimmen zu lassen. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, die sich heute als streitende Theologen wieder breit machten, seien Jesu schlimmste Gegner gewesen. Mit alten Schmökern, wie dem Augsburger Bekenntnis, solle man nicht kommen. Es sei leicht, ein Wort zu zerlegen. Aber das Leben gehe dann aus dem Wort heraus, und wichtig sei es nicht, tote Worte zu diskutieren, wichtig sei, daß unser Volk und in unserm Volk unser Glaube lebe! Schweren Herzens habe er dieämter als Kirchen-Kommissar und später als Präsident der Brem. Evang. Kirche übernommen. Glaubens- und Gewissensfreiheit würden niemals angetastet werden. Aber für die Einheit der Kirche müsse der Kampf kompromißlos sein, recht und gerecht! Man wolle kämpfen für die Kirche im Dritten Reich, die dem schaffenden Menschen, besonders dem Arbeiter, das Evangelium bringen solle.“

Die „A. G. L. A.“, der wir diese Notiz entnehmen, zog an maßgebender Stelle Erkundigungen ein und erhielt es bestätigt, daß der Redner die gesamten Bekenntnisschriften, also einschließlich Augustana und Katechismus, als alte Schmöcker bezeichnet habe. Schade, daß die „A. G. L. A.“ kein kräftigeres Bekenntnis zur Wahrheit noch schärfere Verurteilung des Vorgangs findet als: „Doch sind diese Bekenntnisse offiziell von der neuen evangelischen Reichskirche anerkannt, und das große lutherische Kirchenvolk steht auf dem Glauben der Augustana. Wohin sind wir gekommen?“ — Der frivole Witz, den sich der Redner über die fehlende Abstimmung unter den Jüngern Jesu erlaubte, zeigt, daß ihm das Neue Testament, vom Alten zu schweigen, jedenfalls auch nicht mehr gilt als ein alter Schmöcker.

Bitte von Laien um einen klaren Ton der Botschaft. — Es ist unmöglich, aus den Berichten der amerikanischen Presse sich ein klares Bild von der kirchlichen Lage in Deutschland zu machen, schwer auch, nach den Berichten deutschländischer Blätter den Gang der kaleidoskopartig wechselnden Ereignisse zu verfolgen. Was aber bei dem allen am betäubendsten wirkt, ist die Tatsache, daß, wenn sich irgendwo ein entschiedenes Bekenntnis hervorragt, schier noch ehe die Druckerschwärze trocken geworden ist, über die Bekenner ein von ihnen vollzogener Frontwechsel berichtet wird. „Hier stehe ich, ich kann auch anders.“ Für uns hier in Amerika handelt es sich nur um ein Verstehen der Vorgänge. Wie traurig steht es aber um die armen Gewissen, die der Seelsorge solcher schwankenden Führung ausgeliefert sind? Die „A. G. R. A.“ vom 23. Feb. bringt einen Notruf aus Laienkreisen der Lutherischen Diaspora, den wir hier weitergeben:

„Die letzten Vorgänge in der Kirche des Mutterlandes der Reformation bringen auch uns hier draußen in schwere innere Bedrängnis. Von ihr haben unsere Väter vor 400 Jahren das Evangelium empfangen, das ihnen Halt und Kraft war in allen Stürmen, die sie umstießen. Von ihr ist uns immer wieder Belehrung, Anregung, Erquickung, Stützung gekommen, und nun stehen wir da und fragen: was geht da vor? Ihr Väter und Führer, die Ihr die Fahne des alten Bekenntnisses hoch hieltet, wir verstehen Euch nicht mehr! Fern sei von uns alles Richtige, nur nach Klarheit verlangt uns! Darum gestattet uns einige Fragen.

„Seid Ihr bei jener Zusammenkunft in Berlin, über der bleiernes Schweigen lastet, wirklich zu der Einsicht gelangt, daß Euer kraftvoller Widerstand gegen Lehre und Gebahren der Reichskirchenleitung unbegründet war? Erkennt Ihr jetzt die 28 Thesen der D. Chr. (inkl. Arierparagraph) als richtig und bindend an, während Ihr sie vor wenigen Wochen als schristwidrig in Wort und Schrift bekämpftet? — Wir wollen Euch vertrauen und danach ringen, Euch zu verstehen! — Oder haltet Ihr unerschütterter fest an dem, wozu Ihr Euch damals bekanntet, seid Euch aber bewußt geworden, daß an der Art des Kampfes manches nicht einwandfrei war und daß Gottes Gebot an Euch heute ist zu schweigen, zu dulden und in der Stille zu arbeiten? Dann sagt uns das ohne Umschweife, es wird uns ein Trost sein! — Oder aber liegt die Sache so, daß Ihr Euch nicht stark genug fühlt, mit dem alten Paul Gerhardt zu singen: ‚Kein Hungern und kein Dürsten, kein Armut, keine Pein, kein Zorn des großen Fürsten Soll mir zur Hindrung sein!‘ Auch das ist menschlich, wenn auch nicht ‚heldisch‘. Und bei dem Herrn ist viel Vergebung auch dafür. Wir wollen uns mit Euch vor ihm beugen und fürbittend zu Euch stehen.

„Nur sprecht ein offenes Wort, damit die Tausende, die auf Euch schauen, nicht irre werden an Euch — am Ende auch an der Sache, die Ihr vertretet!“

Der Herr stehe seiner Kirche in Gnaden bei.

Vorstehendem fügen wir noch einen Protest eines bayrischen Laien an, den das „News Bulletin“ vom 2. März berichtete. Auf einer Versammlung zu Augsburg wandte sich Herr Th. Doerfler, der in der nationalsozialistischen Bewegung seit 1923 eine führende Stelle eingenommen hat,

gegen Ausräufungen, die Dr. Straufe im November zu Berlin getan: "We are contending for the purity of the evangelical faith and unequivocally protest against all attempts to adulterate and molest the Bible and the confessions. The attack which was made against the Bible and the confessions demands a public protest not only from our church leaders, not only from our pastors, but especially from all church people. We laymen too, we stand on the confessions of our fathers, cry out to these despoilers in clear tones: 'Thus far and no farther!' Back, you young ministers, who scarcely passed your examinations and to whose backs the eggshells of theology are still clinging, into your places as vicars, back to your study of the Bible and upon your knees with the prayer, 'Preserve us, Lord, in Thy truth.'" M.

Büchertisch.

The Interpretation of St. Mark's and St. Luke's Gospels. By R. C. H. Lenski. 486 pages on Mark, 733 on Luke; octavo. Cloth, with gilt stamping on back. Price, \$4.50. — Lutheran Book Concern, Columbus, Ohio.

This instalment, offering really two books in one volume, brings to a close Dr. Lenski's commentary on the four gospels. Not only the fact that two volumes are presented within a single cover distinguishes this book from its companions on Matthew and John, there is a change also in the printing, a smaller type being used. However, legibility does not suffer, and the appearance of the page is not marred, while bulkiness of the book is avoided.

On the author's theological stand and on his method of exegesis we commented in our review of the previous volumes, pointing out both what we consider his strength and his weakness. We do not repeat here, but refer to vol. 29 of this magazine, p. 153 ff., and vol. 30, p. 220 ff. — We regret that, being pressed for time, we could study only the exposition of Mark; God granting, we shall report on the exposition of Luke in our next number.

The author's firm stand on plenary inspiration is evident also in this volume. Witness his remarks on Mc. 13, 11: You are not the ones making utterance, but the Holy Ghost. "This, of course, is Inspiration, Verbal Inspiration, than which none other exists. It is here promised for specific occasions, but that does not change what is promised. The argument is quite invincible that, if God's Spirit inspired these disciples when they were subjected to court trials, he was able to inspire them in the same manner also at other times" (p. 359).

On the other hand, we are sorry to see that regarding the doctrine of election the author has not yet risen to the full heights of

the glorious Pauline proclamation of this comforting message to Christians. Dr. Lenski insists on including the unbelievers in his description of election, and for that reason cannot but distort the doctrine. He also insists on emphasizing in a way totally different from Paul's God's investigating and calculating foreknowledge, and again his presentation is doomed to become cold, God seems to be wearing a frown, while in reality in the election message God is pouring out His heart to us aglow with passionate saving love. In connection with the promised shortening of the days of the last tribulation for the elects' sake (Mc. 13, 20) Dr. Lenski says: "He looked at 'the elect whom he elected for himself', at their interests, and for their sakes docked these days. By the elect are meant those whom God elected as his own, from the entire human race, to enter heaven and to be with him for ever. The act took place in all eternity, and thus involved God's foreknowledge extending to the end of time. The verb ἐξελέξατο is middle: he freely and graciously chose these persons for himself, as his own. The Scriptures reveal who they are: all who persevere in faith to the end — God knew them already in eternity. The Scriptures also reveal why these are the elect and why they were elected by God, these and none others. This is not due to an absolute decision of God issuing an arbitrary, absolute decree; nor to some unrevealed mystery in God before which we can only bow. This is due to God's grace in Christ and to his whole gracious plan of salvation. The elect are elect, because God's grace succeeded in bringing them to faith and to heaven; the non-elect are what they are, because they obdurately and to the very end rejected this saving grace of God. God wanted to include all men in the elect; many absolutely refuse to be included. Since the whole course of the world and every man's complete life was present to God in all eternity, he then already made his election" (p. 364).

This attitude finds expression also in the shading given to a presentation of conversion. Dr. Lenski in strong terms repudiates synergism, and we have every reason to believe that from his heart he detests this error. Yet his faulty theory prevents him from presenting the matter of conversion in unobjectionable terms. Speaking of salvation (on Mc. 16, 16) he says: "Christianity is the one religion which does not demand that the sinner save himself, but that he permit the Son of God to save him and keep him safe" (p. 481). No, the sinner as such does not "permit" his salvation, but strenuously objects. A man does not cooperate to bring about his own conversion even to the extent of permitting, but "pure passive se habet". As soon as a man can do any permitting at all, his conversion has already been accomplished.

In a previous review we drew attention to the mistake of trying to interpret parables beyond the point of comparison. The mistake is repeated in the present volume. "All the evangelists leave 'the sower' uninterpreted, for the parable does not really deal with him,

but with the different hearers of the Word and with what becomes of the Word when sown into their hearts. Yet Matthew's 'Kingdom' suggests Jesus as 'the sower'" (p. 107). But why go beyond the Word of Holy Writ by venturing this guess? — To this we add another example taken from the exposition of Luke, chap. 13, 21. "‘A woman’, just as in the other parable (Luke 15, 18), cannot be the same as ‘a man’ in v. 19. The latter is the Father, the former the church, to whom the Gospel of the Kingdom is committed, to do with it just what is here described. The notion that the woman pictures the divine Wisdom of Prov. 9, 1-3, or the Holy Spirit, has nothing in its favor. It would be offensive to picture the Spirit as a woman. The participle *λαβοῦσα*, like its mate in v. 19, is more than ‘picturesque vernacular’; it indicates that this leaven came from elsewhere, not from this earth, and that the act of mixing it with the flour was deliberate and with specific intent. It was not a mere impulse that made the woman put the yeast into the flour. The church preaches the Gospel with most intelligent purpose" (p. 468). This useless waste of ingenuity serves merely to distract from the main issue. — To the same category really belongs the linking of Judas to Ahithophel. "The real point in so emphasizing that the traitor was one of the Twelve, who thus ate from the same bowl as Jesus, is the resemblance of Judas to Ahithophel, the man who ate at David's table and then turned traitor to David. He is the prototype of Judas; Judas is the second Ahithophel. It ought to be noted that this type is all that we have in the Old Testament concerning Judas" (p. 388).

On other occasions the author shows commendable self-restraint. Thus, for instance, he does not attempt to determine the nature of the unquenchable fire, Mc. 9, 43 ff. "We have no eternal or unquenchable fire here on earth, and when Jesus tells us of such a fire in the other world, we must remember that everything in that world is really beyond our comprehension. Let no man quibble about the kind of fire, let him make sure that he will escape that fire. . . . Since the worm is not identical with the fire, it has often been interpreted of the conscience and of the endless reproaches which it will heap on the damned in hell. We may allow this to pass, although it cannot be verified from the words themselves either as used by Isaiah or by Jesus" (p. 257).

We wish to call attention merely to a case of inexact phraseology. "For the redemptive work it was necessary that the human nature pass through a state of humiliation while here on earth. So the human nature had bestowed upon it the divine attributes, but ordinarily, except in working miracles, did not use these attributes, Phil. 2, 6 etc." (p. 345). Although it may be permissible to make the human nature of Christ the subject of propositions regarding His exinanition, yet we deem it advisable to follow the example of Paul, Phil. 2, 6, who predicates the kenosis of the person of Christ.

Overstressing the human nature in this case might give occasion to Nestorian views. Speak of the exinanition in words similar to Dr. Lenski's own words, in the very next line, describing the exaltation as: "Christ in his human nature sat at his Father's right hand."

On some occasions the expositor might have gone a little deeper into the matter presented by the evangelist. We cite three instances for illustration. In answering the question about the tribute money (chap. 12, 17) Jesus not merely wishes to give instructions about the proper relation of church and state, He issues a call to repentance. If the Jews sincerely believed that for conscience's sake they must refuse recognition to the government of Caesar, why then did they not refuse to accept Caesar's money? Their inconsistency proves their insincerity. They are not giving God His due. But more. They seem to forget entirely to ask themselves the question why God, who had chosen them to be His peculiar people, had now turned them over to the hands of Caesar. They might have found ample answer in the prophets, from Moses down through the centuries: their sins had separated between them and their God. And thus by submitting to the rule of Caesar with a repenting heart they would in reality be humbling themselves under the chastising hand of God, while their present attitude was seditious in nature both against Caesar and against God, whose interests they pretend to uphold. This personal appeal in the answer of Jesus should not be overlooked. — With the question concerning the baptism of John (chap. 11, 30) Jesus does more than "merely returns the question of the Sanhedrists to them", He not merely wishes to confront His opponents with a dilemma both horns of which would prove about equally uncomfortable for them. He strikes at their conscience with the accusation that they have no business to ask Him about the source of His authority, because that question had been fully answered years before through the testimony of John. Their repeating the question to Jesus convicts them of sinful resistance to the testimony of the God-sent voice in the wilderness. — When Jesus cried on the cross, My God, etc., "the possessive 'my' is important", as Dr. Lenski says. But the import of this little possessive is not nearly exhausted by saying: "Even though God turned from him and left him, he cries to him and holds fast to him as his God" (p. 450). God had forsaken Jesus, that is to say per litoten, God was pouring out the full measure of His holy wrath upon Jesus. Where shall Jesus find comfort in this excruciating agony? He turns to the very God before whose wrath He is squirming. His soul thirsteth for God, for the living God. Though His flesh and His heart faileth, yet God is the strength of His heart and His portion for ever. The thought that God who had forsaken Him is nevertheless His own, His God, separates between Him and despair.

In conclusion we mention a case where Dr. Lenski beautifully portrays the soul-seeking love of Jesus, as it manifests itself even

over against His traitor. "The entire proceeding of Jesus is marvellous — he does not expose Judas, but reveals the act of Judas, and then states its effect upon Judas himself, and this is done so as to bring the most powerful pressure upon Judas to repudiate his act even now and to fall in repentance at the feet of Jesus and receive pardon" (p. 387).

We sincerely hope that the Lutheran Book Concern will see its way clear to continue its publication of this valuable commentary.

M.

The Oxford Group Movement (Buchmanism). An investigation and criticism. By G. C. Gast, D.D. Stiff paper covers, 29 pages, $5\frac{1}{2} \times 7\frac{1}{4}$. Price, 40c. — The Lutheran Book Concern, Columbus.

This little essay presents in a sane and sober way an investigation of the technique of Buchmanism, its sharing and guidance; points out its unscripturalness in its attitude toward the Bible, in its failure to proclaim justification for Christ's sake, in its unionistic tendencies. In a concluding chapter the success of the movement is held up in the light of an indictment against many shortcomings of the church.

M.

The Confirmation Class of 1870. A six-act play. By Ann Stellhorn. Paper covers, 79 pages, $5\frac{1}{2} \times 7\frac{1}{2}$. Price, 50c. The Lutheran Book Concern, Columbus.

God has more ways than one of bringing Christians into closer external union, which we need not specify now. A class of catechumens is not an accidental gathering, not an artificial association, but an assembly of Christians brought together by the Holy Spirit himself. The members of a class have special obligations toward one another, to watch and pray for one another, and the like, particularly to assist one another that the seed sown during the time of joint instruction be not lost in later years but come to full fruition. This is the thought underlying the present play. The manner in which the class of 1870 carries out the intention of special spiritual service of its members to one another is by holding class reunions annually on the anniversary day of their confirmation, singing their confirmation song and reciting their memory verses. The play presents every decennial reunion.

One can heartily approve of the idea of the play, but it is questionable whether the form of drama is an appropriate way for presenting it.

M.

Pro Ecclesia Lutherana. Published by the Liturgical Society of Saint James, 713 Garden St., Hoboken, N. J.

In a preface we read the following announcement: "This plain little pamphlet is the first issue of a new magazine in the department

of liturgics. According to its title, 'Pro Ecclesia Lutherana', it is a magazine devoted to Lutheran liturgics."

The Society of St. James had its beginning about eight years ago. The articles contained in the first number of "Pro Ecclesia Lutherana" are the essays submitted to last year's conference of the society held in Detroit. The first is a message by the president of the society, B. von Schenk, in which he sets forth the "Policies of the Society". He calls attention to "the revival of interest in liturgy, rites, and ceremonies within our Lutheran Church"; and then continues: "It is the purpose and the policy of the Liturgical Society of St. James to further that which we now have and to bring to our appreciation our rich liturgical heritage by restoring such things as have been neglected in many parts of our church. . . . The doctrines of our church have been established, and are established in the great Confessions of our Church. The Church has spoken, and Lutheran doctrines need no improvement nor changes. . . . We fully realize that these things (liturgical matters) are adiaphoristic, and it is not unknown to us that of greater worth than all form is the matter of pure doctrine in every point and particular."

Next follows an article by A. Wismar on "Lutheran Tradition". This article, which on every page evinces diligent study and painstaking research work, presents a wealth of material under the following subheads: Liturgy, Terminology, Latin, Vestments, Elevation, Other matters, Music, Private confession, Exorcism, Gestures in worship. — An article which approaches the subject from the angle of basic principles is the one by F. R. Webber on "The Art of Worship". — After a page of "Bibliography" there follows another article of historical investigation by Arthur Carl Piepkorn on "Lutheran Rubrics of the Sixteenth Century". In the introduction the author announces that he had found necessary to narrow down the rather general theme in the following manner: "The only alternative, and the one I felt myself required to adopt, was a drastic and three-fold restriction in scope: (1) in point of material, to consider only the formulae and rubrics concerning the celebration of Holy Communion; (2) geographically, to include only the Saxon sphere of influence — i. e., the two Saxonies and the adjacent territories — as having a peculiar interest and significance for our own Common Service; and (3) in point of time, to cover only the period from 1522 to the close of the Reformation century." His investigation of the field thus limited is thorough and scholarly. The result of his findings he sums up in the second of his concluding points: "That uniformity was never contemplated nor desired by the Blessed Reformers. The Church must make provisions for all types of minds and all sorts of backgrounds. 'Difference in fasting does not divide the unity of the Church', and similarly there is, as there has been, ample room in the Lutheran Church for the liturgical anarchy of Methodism and the dignified and impressive ceremonial of common Western Catholic

tradition." — The last article is again one dealing with matters of principle, by Theodore Nickel, entitled "A Musician's Opinion".

In the two articles which treat of basic principles there is much which the present reviewer heartily approves. We shall not attempt to summarize the articles, but present a few quotations. Luther's attitude is briefly sketched in the following: "Luther created no new forms, nor did he seek to bring men back to some former age. He was wise enough to preserve the old art of worship which the Christian Church had spent sixteen centuries in developing. The few changes that he made were for the purpose of conforming that art of worship to the Holy Scriptures. His changes in no case altered the structural outline of the historic liturgies. . . . These traditional forms of worship, Luther said, have a fine Christian origin, and are to be preserved. But they have been injured by hypocrites, and must be purified. The Word must be restored to its proper place," etc. — The author is rightly impatient with such as would introduce any liturgical form for the mere sake of embellishment. A statement of principle is continued in the following: "If we would, here and there, restore the old ecclesiastical vestments and ceremonies, it is not because they are colorful, or artistic, or possessed of good publicity value. It is because they are significant and expressive of their function. . . . As time went on, they learned the devotional value of ceremonies — not only the aesthetic value, but the didactic value of such things. . . . In all of this development, which covered centuries, we shall often find that forms of worship survived only so long as they were functional. Mere prettiness usually carried within itself the seeds of death. . . . When men ceased to build (and to worship) to express religious fervor, but began to build churches, and to devise forms of worship merely to impress men through beauty and cleverness, then church art sowed the seeds of its own dissolution. . . . Mere beauty and mere prettiness of ceremony must be subordinated strictly, and at all times, to the one grand purpose of it all, and that is to create the proper devotional setting for Word and Sacrament." — He voices his disgust at attempts to make the services more attractive by copying forms from sectarian churches. "The Calvinistic Protestant will not tolerate the traditional choir of men and boys, nor will he permit choir stalls at the end of the center aisle. But he will welcome a choir of gum-chewing flappers in black robes, and a row of sleek-haired youths in the back row. And there is no harm in placing this group on a platform at the end of the north aisle. He will not tolerate a Sanctus bell, but the discordant clang of a tubular organ chime at the elevation of the offering plates, pleases him. . . . A Lutheran ought not only to know the teachings of his Church, but he ought to be aware of the rich musical and liturgical heritage, and not feed on the chaff of fourth-rate sectarian popular anthems. The anthem is precisely the least important thing. It is not even a part of the service. Of

all that we do in church, the anthem is the least important. In most instances it is an intruder that might well be sent away. And yet most choirs have the curious notion that their sole duty is to entertain the congregation with an anthem every Sunday. In the average Lutheran congregation, the service is sung most wretchedly. . . . They seek to remedy it by equally crude devices, such as solos, quartets, anthems, children's choruses, non-liturgical processions of the choir and other grotesque attempts at prettiness. It is a pathetic attempt to give color to a dull, lifeless service. . . . There is no excuse for the vulgar, swaggering, non-liturgical choir procession. Let the choir proceed down the aisle in an humble, orderly manner, but without an exaggerated gait, and without the usual processional hymn. . . . Solos are too personal and approach too closely the idea of entertainment to find a place in a dignified service. The elevation of the alms plates, and the striking of tubular chimes is weak ostentation, and without meaning." In similar tones he warns against the other extreme. "In every local conference are a few men who oppose any attempt at advanced ritualism more vehemently than they would oppose false doctrine. They will smile tolerantly at the thought of a Rally Day, but will declare that a solemn Celebration is a matter for the synodical officials to investigate. . . . Are we really unreasonable — if we expect a bit of toleration when we try to imitate the Lutherans of the 16th century, while our brethren are aping the misbelievers of the 20th?" — The problem confronting us, as the author sees it, is: "Two extremes are calling us: American sectarian worship, and the old-time liturgical Lutheranism of the sixteenth century. The former invites us to cast aside the distinctive forms of worship that have survived the great Liturgical Deterioration of a century or so ago, and to accept an Americanized, Puritanico-subjective worship. The latter would tell us that we are conservative in doctrine; that we do not hesitate to hark back to Luther's day for purity of doctrine; so why not go back to the same age for liturgical purity?" And he offers the following solution: "Our fathers have laid the doctrinal foundation and have purged our Church of Roman and Reformed errors. It remains for us to take up the task of our forefathers, and continue the work of purging Lutheranism of accretions that have attached themselves to it. Our forefathers brought Lutheranism back to a conservative doctrinal basis. Our work is to bring her back to conservative forms of worship. Our first task must be to study the various Kirchenordnungen of the 16th century and find out just which of them are most conservatively Lutheran. . . . There is not the slightest danger that beautiful ceremonial will 'offend the people', as some fear. No task is easier than to persuade a congregation to accept full ceremonial if the matter is explained to them properly. But there is danger that our people may get a taste for ceremony, and develop a craving for it, so that they no longer go to church because of a desire to wor-

ship God, but because display is agreeable. . . . We must instruct such people with care, making sure that they are not seeking mere prettiness. Before a congregation dare employ aesthetic aids to devotion, the principle must be firmly established that Word and Sacraments are the things that really matter." As long as matters are conducted strictly according to this principle formulated by the author himself, we need not object: "As long as church art — and liturgics is a branch of church art — is looked upon as a fitting background, and nothing more, then it has a legitimate place, and the matter is clear."

From the "Muscian's Opinion" we quote a few passages in which he stresses the necessity of objectiveness in church music. He says in general: "Divine worship is not a matter or aroused emotion, it is a matter of bringing the assembled congregation under the influence of the divine message of Holy Writ." He quotes Agricola with approval: "When the apostles preached in the homes and on the market places . . . no one paid attention to outward things, and all concentrated on God's Word. Now the whole world looks to outward things and these externals drive out that which is essential, faith in the Word of God." To drive home the truth that church music properly "does not speak the language of the individual experience of an inspired man", he uses Bach as an illustration: "When Bach is overwhelmed by the sacred content of his subject and then composes, he does not express in his music simply that which he personally feels. Rather, he speaks objectively of that divine message which inspires him. . . . The subjective attitude is permissible only in compositions for the concert stage. In the house of God the Word, the divine revelation, must occupy the center of the stage, presented by a consecrated servant of God."

To this very fragmentary report on matters discussed in "Pro Ecclesia Lutherana" we wish to add, very briefly, a few general remarks. In the first place we would say that the zeal exhibited in studying the rich treasures of Lutheran liturgical traditions is highly commendable and should be appreciated by all who love their Lutheran Zion. It is to be deplored that, due mostly to pioneer conditions which engaged our attention and energy in developing the absolutely essential things in congregational and educational matters, liturgics was treated almost worse than a stepchild. The great majority of our members, coming as they did from state-church environments, had to be gradually acclimated to the free congregational and synodical ways of doing the Lord's business in this country; and the parochial school, so indispensable in our circumstances, which the pastor very frequently had to conduct in person, absorbed much time and energy. To be sure, it was time and energy well spent, but it left little room to give attention to such matters as liturgics. And in post-pioneer times the interests of the rising generation were generally drawn in other directions. We therefore welcome the

efforts of the Society of St. James of acquainting themselves with the rich treasures in this field and of creating a more general interest by making the results of their work available to the public.

But here we would warn very earnestly against one-sidedness in any form, or "riding a hobby horse", as one of the essayists calls it. Liturgical forms are not an isolated, independent growth, but are intricately interwoven into the general development of the church, and are inseparable from it. The Society of St. James could not more effectively frustrate its own purpose than by merely specializing in liturgics. The history of liturgics must be studied on the background of general church history, yes, cultural history as well. The Gospel did not create any new forms, but it permeated existing forms, filling them with new spiritual life. As the community life of the church of believers took shape, so it found expression also in the forms of service, in accordance with the general cultural standing of its environment. Thus in a certain sense two streams combined in liturgics: the God-given elements of church service, viz., the proclaiming of the Word and the administration of the sacraments together with prayer, on the one hand, and on the other, the aesthetical ideas of dignity and beauty and the inventiveness regarding forms and expression obtaining among the people. The well-known difference between the celebration of Eucharist in the East and in the West during the early centuries may serve as an illustration. The elements of the Eastern form were so chosen and so arranged that the entire celebration was a dramatic symbolical reenactment of the course of the Gospel, while the Western form aimed at a didactic presentation of the sacrament facts.

Another truth that must not be lost sight of is this that it is one thing to retain, or better: not to drop, certain parts of a liturgy to which people have been long accustomed; and quite another thing to reintroduce the same parts once they have been dropped and their memories have been lost to the consciousness of the Christians. One may well hesitate, as did Luther, when confronted with the former problem; but one should more than hesitate, and proceed only with extreme caution, in case of the latter.

Furthermore, it is true, from many indications it appears that the first love and ardor of our Christians is fast waning. But the proper way to revive our spiritual life is not the reintroduction of discarded forms of service. Enriching the liturgy might amount to nothing more than a whitening of sepulchers. The only restorative, in fact the only life-giving power we know is the Gospel. Let this be set to work faithfully, and then let the returning life, as the Lord bestows grace, be given an opportunity to express itself also in the beautiful old forms of Lutheran liturgics. We must by all means avoid a mere repristination.

Lastly, the present reviewer, duly discounting the somewhat hyperbolic language, finds himself in full accord with the thought

expressed by Mr. Piepkorn, as quoted above: "There is ample room in the Lutheran Church for the liturgical anarchy of Methodism and the dignified and impressive ceremonial of common Western Catholic tradition." But, frankly, we were rather alarmed by thoughts voiced in two of the essays. "Our fathers have laid the doctrinal foundation. . . . Our fathers brought Lutheranism back to a conservative doctrinal basis. Our work is to bring her back to conservative forms of worship." "The doctrines of our Church have been established, and are established in the great Confessions of our Church. The Church has spoken, and Lutheran doctrines need no improvement nor changes." The Gospel truth is not something that may be couched in correct formulas then to be preserved by the simple expedient of preserving intact the formula, and to be drawn upon by recurrence to the formula as to a master meter. St. Jude exhorts "that ye should earnestly contend for the faith which was once delivered to the saints" (v. 3). We may never rest idly on our own or our fathers' laurels. The "fides quae creditur" can be preserved only by cultivating prayerfully through the God-given means the "fides qua creditur". The Gospel is life, faith is life, and this very life may under given circumstances necessitate a change in its confessional statements, at least a constant translation into life of the truth expressed in the confessional statements. A mechanical adherence to a formula once expressive of the truth may, in fact, lead into gross error. To illustrate. When Justin Martyr maintained that the Son *γεγενῆσθαι ἀπὸ τοῦ πατρὸς δυνάμει καὶ βουλῇ αὐτοῦ*, he was acclaimed as an able apologist; but when Arius called the Son *θελήματι τοῦ θεοῦ κτισθέντα*, he was severely taken to task by Athanasius. Why? Justin stressed the will of God in the generation of the Son in his fight against the Gnostic idea of emanation, while Arius used the same expressions in support of his attempt to reduce the Son of God to the level of a creature. What was a serviceable formula for expressing the truth in the one case, became a dangerous subterfuge for error in the other. The moment we treat matters of doctrine as settled questions we are dealing them a death blow.

We welcome the activities of the Liturgical Society of St. James, as expressed in the first issue of "Pro Ecclesia Lutherana", and hope it may avoid successfully the many pitfalls on its path. When properly correlated to the other forms of Gospel work, liturgics will fill an important place in our Savior's kingdom. M.

Disputed Doctrines. A Study in Biblical and Dogmatic Theology.

By C. H. Little, D. D., S. T. D., Professor of dogmatic and systematic theology in the Ev. Luth. Seminary of Canada, Waterloo, Ont. Cloth, with green title stamping on front cover and backbone. 127 pages, 5½ x 7. Price, \$1.25. — The Lutheran Literary Board, Burlington, Ia.

In this volume the author treats in a very lucid style thirty-two different topics and then, in an appended chapter, comments on miscellaneous questions, two in number. The discussions, with few exceptions, are very

brief, rarely exceeding three pages. The doctrines receiving a fuller treatment are those on predestination (9 pages), the inspiration of the Scriptures (a little over 12 pages), and of the Millennium (a little over 10 pages). But brevity in the case of the other doctrines is by no means equivalent to inexactness or fragmentariness. A detailed discussion of every chapter in Dr. Little's book is out of the question here, a few samples must suffice.

In the article on inspiration the author sums up the proofs of plenary inspiration under the following heads: Presumptive evidence; Evidence from the Scriptures; Testimony of Christ. — Regarding union services the author reaches the conclusion: "Faithfulness to the one and only standard, the Holy Word of God, should be the determinative factor in all fellowship. Some may call this 'narrow'; but it is no narrower than God's Word. The Church that does not stand for definite teaching has no right to separate existence, and it dare not keep silence or compromise or yield its definite teaching." — The question of union services is preceded by that of the attitude the church should take toward the lodge system. The reviewer heartily subscribes to the firm stand against the lodge as voiced in the last paragraph: "Many other objections may be brought against the lodge; but surely those mentioned above are quite sufficient to show that no true intelligent Christian can participate in the lodge system. Every religion without the Christ and without the cross is not Divine, but is Satanic." In the last sentence the deciding factor in the lodge question stands out in bold relief: the lodge is "without Christ and without the cross"; the reviewer deplors that this point is not given greater prominence in the presentation of the question, where the arguments against acquiescence in lodge membership of Christians are enumerated as follows: "The first and most serious objection to the lodge from the standpoint of the Scriptures is, that it is a flagrant transgression of the First Commandment. . . . A second objection is that the lodge institutes a false worship. . . . It is false also because it does not teach salvation by faith alone in Jesus Christ, but salvation by works. And even these works need not go beyond the payment of their regular dues to the lodge. . . . Another (third) objection against the whole lodge system is that it introduces a false brotherhood". — The author's verdict regarding divorce in a certain case the reviewer cannot accept: "The case for 'malicious desertion' as a cause for divorce finds no support in the Scriptures". The words of Paul, 1 Cor. 7, 15: The brother or sister is not bound in such case (*οὐ δεδούλωται*), are without qualification or limitation. The deserting spouse has by his (or her) refusal to continue the marriage relation sinfully disrupted every bond which previously bound his (or her) mate in marriage. — On justification we find the following definitions: "Objective justification may be defined as God's declaration of amnesty to the whole world of sinners on the basis of the victorious obedience of Christ, by which He secured a perfect righteousness for all mankind, which God accepted as a reconciliation of the world to Himself, imputing to mankind the merit of the Redeemer.

. . . Subjective, or Personal or Individual Justification, or the act of God by which, out of pure mercy and grace for Christ's sake, He pronounces the believer free from guilt and punishment and actually clothed with the imputed righteousness of Christ while he is in a state of faith, is the actual acceptance by faith of the Objective Justification." — In the doctrine of the call to the ministry the author militates against the so-called "inner call" and an unwarranted treatment of the clergy as an order over against the laity. We quote his definition of the call and his statement of the divineness of a mediate call. "The call may be defined as the election and designation of a man for the work of the ministry. . . . This call may be the call of the congregation to the pastorate, or the call of the representative Church to the mission field or to professorship in a theological seminary, or executive offices in the Church, or to any other work in which the Church may be engaged, or which it may find necessary to perform. . . . The call extended by the congregation or by the representative Church, though a mediate call, is a divine call and is ascribed in the Scriptures to God, to the Holy Spirit, and to Christ."

It would carry us too far afield to multiply quotations, but we cannot refrain from citing briefly the author's sharp condemnation of the "Social Gospel", and from presenting by a few paragraphs his biblical views on predestination. "The 'Social Gospel', so-called, is a device of the devil to turn the Church away from preaching the Gospel of the forgiveness of sins, and of life, and salvation to matters extraneous to the purpose of the Church." — The eternal election of God extends only over the children of God: "Predestination of Election is not universal, but limited. It is restricted to true Christians, to believers who constitute the holy and beloved children of God. It is essentially an election of grace. As such it has no counterpart — no decree of reprobation, as in the Calvinistic system. It has absolutely nothing to do with unbelievers, who merely reap the due reward of their evil deeds. Wherever in the Scriptures the term Election is used, it is applied only to the believing children of God." God's election is based on nothing but His own mercy and the redemptive work of Christ: "Seeing that Predestination is exclusively an act of God, neither the good work of men, nor the use of their free will, nor even their faith was taken into account by God in forming His purpose of election; but only His pure grace and the most holy merit of Christ." An election 'intuitu fidei' is declined in unmistakable terms: "If Predestination is regarded as taking place 'in view of faith', no one can know whether he will abide in faith until the end of life. Only the issue will tell; and then the doctrine is of no further use to him. But if the whole matter of our salvation is in God's own hands and has been included in His eternal purpose, then we can say to ourselves: God's Word and Promises are true. . . . Our whole comfort and assurance does not lie in our curious investigation into the secrets of the counsels of God, but in the fact that all the promises of the Gospel which God is so richly fulfilling to us are but the execution in time of

His eternal decree of Predestination as far as that is related to us. To give to His beloved children this assurance is the sole purpose of the revelation of this doctrine in the Holy Scriptures. Otherwise it serves no practical purpose." M.

Music Reader for Lutheran Schools. One-Book Course. By J. Grundmann and B. Schumacher. Illustrated by Wm. H. Pfaff. Cloth; black artistic stamping on front cover, title on backbone. X plus 241 pages, 6½ x 8½.

Manual for the Music Reader. By the same authors. Stiff paper covers, VII plus 86 pages, same format as the Reader.

Accompaniments for some one- and two-part songs of the Music Reader. By B. Schumacher. Paper covers, 85 pages, 7 x 10. — Concordia Publishing House, St. Louis.

I take pleasure in recommending these books for use in our parochial schools. They should prove of great help to the teacher in introducing the children to the art of singing and in cultivating in them an appreciation of wholesome music and through the music to deepen their love for their Savior.

The purpose of the books, as stated in the foreword to the Reader, is not "to replace our present song repertoire . . . but to construct out of this repertoire a carefully graded course of instruction in singing — in proper voice production, music-reading, and music appreciation. The book . . . for its subject-matter has drawn in the main on the unsurpassed hymnology and healthy children's music of our own, although some entirely new selections, many new arrangements, and a number of new translations were included."

In preparing the accompaniment for two-part songs the fact that the two-part setting had to be embodied occasionally interferred with the free flow of harmony. — In spite of painstaking proof-reading a number of typographical errors remain, which, however, may readily be corrected. M.

Songs and Prayers for various occasions. Selected and adapted by F. C. Streufert. Flexible gray cloth covers. 94 pages, 2½ x 5. Price: 12c per single copy, postpaid; dozen copies, \$1.20, and postage; 100, \$9.00, and postage. — Concordia Publishing House, St. Louis.

This vest pocket booklet contains 47 hymns; a number of prayers for various occasions and society meetings; several Psalms and Scripture-passages; excerpts from the catechism with a form for holy communion; the L. L. L. and the Walther League and other songs, including: Keep the home fires burning, Jingle bells, and the like; lastly suggestions for Bible-reading under various mental conditions.

M.

Central Illinois District of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, a. o. St. Proceedings of the seventeenth convention assembled at Quincy, Ill., 1933, published in the Central Illinois District Lutheran. 59 pages. Doctrinal paper: Lessons from the Life of King Saul, by Rev. C. A. Weiss, pages 10-32. Price, 25c. — Order from Rev. E. Wegehaupt, 1120 Orchard St., Decatur, Ill.

The essay deals with Saul's life in two parts: I. Saul's rise to high honors; II. Saul's fall to lowest depths. M.

The New Testament in the Light of a Believer's Research. By P. E. Kretzmann, Ph. D., D. D., Professor of New Testament Interpretation, Concordia Seminary, St. Louis, Mo. Cloth, with gold title stamped on front cover and backbone. 112 pages, 5½ x 7¾. Price, \$1.00. — Wm. B. Eerdmans Publishing Co., Grand Rapids, Mich.

This is a collection of eight interesting and instructive essays on the following subjects: I. The inspiration of the New Testament; II. The Freer Manuscripts and the Oxyrhynchus Papyri; III. The Koridethi Manuscript and the latest discoveries in Egypt; IV. When was Jesus born? V. The earliest Christian congregations at Rome and at Antioch; VI. The chronological sequence of the Pauline letters; VII. The place and the time of the Captivity Letters; VIII. The last twenty-five years of Peter's life.

It will be noted that there is in the group one essay on a question of doctrine, to which, of course, there can be but one answer. Two essays are in the nature of a report on recent discoveries, while the remaining five deal with questions of chronology. Although much new evidence has come to light in recent years, which the author ably evaluates, yet it cannot be said that the questions have been conclusively answered. M.

Excavating Kirjath-Sepher's Ten Cities. A Palestine Fortress from Abraham's Day to Nebuchadnezzar's. The culture of Bible lands, the matrix of Bible narratives. By Melvin Grove Kyle, D. D., LL. D. 203 pages, 6 x 9. Cloth, with gilt title stamping on front cover and backbone. Price, \$2.50. — Wm. B. Eerdmans Publishing Co., Grand Rapids.

In the July number of this magazine, 1933, we reported the death of Dr. Kyle, who had passed away on May 23. The manuscript of the book here presented to our readers "was undergoing revision at the time of his death. The work was completed by his close associate, Dr. J. L. Kelso of the Pittsburgh-Xenia Seminary."

Kirjath-Sepher was an exceptionally well fortified city in southern Palestine. When the land was divided among the tribes of Israel the city, as yet not captured, fell to the lot of Caleb. Caleb prom-

ised to give his daughter Achsah in marriage to the man who through skill, bravery, and endurance would take the nigh impregnable fort. Othniel, Caleb's brother's son, won the prize (Josh. 15, 13-19). It was at this place that Dr. Kyle conducted excavations during the years 1926, 1928, 1930, and 1932. In his book he presents a vivid picture of each of the four campaigns. He does not merely enumerate results, he introduces the reader to the present conditions in the country, the customs of the inhabitants, etc.; he shows the work of excavation in actual progress, he shares with the reader the expectations, hopes, disappointments, excitement of the camp, and unfolds the history of the town as the excavations progress. The book thus makes very interesting and instructive reading also to one without technical training in archeology.

A word in the subtitle calls for special mention: The culture of Bible lands, the matrix of Bible narratives. In the introduction the author explains the meaning of this term by using an illustration taken from turquoise mining of Sinai. These gems are found "embedded in the very heart of the solid rock, where blind but patient industry discovered them by breaking them out of the bed in which they have lain from the foundation of the world. Now if one of those dusky miners should exhibit a large, rare gem of marked peculiarities of shape, with the claim that it had come from that mine, and we should find the empty matrix in a rock into which every nicety of the gem fitted exactly . . . we would not be able to resist the conclusion that the miner's story was true. In like manner the culture of Bible lands is the matrix of Bible narratives; the way they fit the matrix is the conclusive test of the correctness of the narratives."

M.

Einleitung in das Alte Testament, herausgegeben in Verbindung mit Lic. Grete Moeller und Lic. Hans Moeller von Pastor Lic. Wilhelm Moeller. Circa 300 Seiten. Oktav. Vorzugspreis bis zum Erscheinen: Geheftet M. 13.—, Leinen M. 14.50. — Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau.

In der Oktobernummer vorigen Jahres machten wir auf die geplante Herausgabe dieses Werkes aufmerksam. Es sind uns eben, bevor diese Nummer zur Presse geht, 17 Bogen, 272 Seiten, zugegangen. Das Werk nähert sich der Vollendung; noch ist es Zeit, sich den Vorzugspreis zu sichern. Eine Besprechung muß auf eine spätere Zeit verschoben werden.

M.

Alle hier angezeigten Werke sind durch unsere Buchhandlung, Northwestern Publishing House, 935-937 N. Fourth St., Milwaukee, Wis., zu beziehen.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 31.

Juli 1934.

No. 3.

„Simon Johanna, hast du mich lieb?“

Entlassungsrede, an die Klasse von 1934, am 7. Juni d. J.,
über Joh. 21, 14–19 gehalten.

Übermal stellen wir hiermit der Kirche unsrer Kreise eine Schar von christlichen Jünglingen als Kandidaten für das öffentliche Predigtamt vor, damit sie dieselben in die ihr von Gott gegebenen Arbeitsfelder einweise. Wie die Sachen liegen, wird die große Masse dieser jungen Arbeiter vorläufig am Markte müßig stehen müssen. Soll nun die Synode mit deren Anstellung ruhig warten, bis die früheren „guten Zeiten“ wiederkommen? — Aber wo in der Schrift und auf welche Zeit hat Gott uns „gute Zeiten“ verheißen? Wie, wenn der Herr die Zeiten noch viel schlechter werden ließe!

Ihnen aber, meine jungen Freunde, drängt sich in dieser Situation die Botschaft des verlesenen Textes, die in heißer Liebe gesprochene persönliche Frage des Herrn mit besonderer Gewalt an Ohr und Herz: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“

Unser Text ist eine Parallele zu Ev. Joh. 1, 37–51, wo der Herr um seine ersten Jünger wirbt, und zu der Geschichte von Petri Fischzug, Luk. 5, in welcher er das Bruderpaar Petrus und Andreas und die beiden Söhne Zebedäi in aller Form zum Predigtamt beruft. Das war v o r seinem großen Leiden, im Stande seiner Niedrigkeit. Jetzt war das große Werk der Erlösung vollbracht. Der Herr war auferstanden und in den Stand der Herrlichkeit eingetreten. Er hatte eben seine Verheißung erfüllt, „Wenn ich aber auferstehe, will ich vor euch hingehen in Galiläa“, Matth. 26; Mark. 16. Da, als die Jünger wieder einmal von einem vergeblichen nächtlichen Fischzug zurückkehren, steht der Auferstandene am Ufer, erweist ihnen nochmals seine göttliche Herrlichkeit und Liebe, indem er ihnen das Netz mit Fischen füllt, sie mit einem von ihm selbst bereiteten Mahle speist und dann ein letztes Herzensexamen mit ihnen anstellt, indem

er die dreimalige Frage an Petrum stellt: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ und darauf ihn und sie alle mit den Worten „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“ in dem empfangenen Beruf persönlich bestätigt.

So stehen jetzt Sie, meine jungen Freunde, als Kandidaten für das öffentliche Predigtamt vor der Kirche und warten auf ihre Einweisung in ein bestimmtes Arbeitsfeld. Sie warten darauf — in welchem Sinne? Ist dies Wartenmüssen etwa Schuld der Kirche, so haben Sie das nicht zu verantworten; aber Sie sollen bedenken, daß dies Ihr Wartenmüssen ebenso von Gott kommt wie das Warten der Jünger auf den Herrn in Galiläa, dahin er sie zu einem letzten Examen beschieden hatte. Es soll Ihnen die Frage ans Herz legen: Bin ich denn auch wirklich fertig und tüchtig zur Führung des heiligen Predigtamts? — Die Anforderungen, welche der Herr an jeden Kandidaten des öffentlichen Amtes stellt, sind Ihnen wohlbekannt. Wer dies köstliche Werk begehrt, soll in seinem Wandel vor Menschen- und tadelig sein. Sind Sie das? — Er soll lehr- tüchtig sein — ein „Meister in Israel“ —, wagen Sie das von sich vor Gott zu behaupten? Aber wenn Sie im Wandel auch so rein wären wie Engel und Ihre Lehrtüchtigkeit so unanfechtbar wie die Petri, so hätte das vor Gott keinen wahren Wert, wenn Sie nicht eben so wahr und klar wie hier Petrus die auch an Sie gerichtete persönliche Frage des Herrn nach Ihrer persönlichen Liebe gegen ihn beantworten könnten. Es steht geschrieben: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“ (1. Kor. 13). Und abermal: „So jemand den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der sei Anathema!“ (1. Kor. 16, 22).

Die Frage aber, wie sie hier von Christo gestellt wird, ist rhetorisch ein Unikum *) und viel inhaltsreicher und eindringlicher, als sie auf den ersten Blick erscheint.

Zunächst fällt auf, daß der Herr Petrum nicht Simon Petrus, sondern Simon Johanna, d. h. Simon, Sohn des Jona, anredet.

*) Mit der besonderen Anrede Simon Johanna stellt der Herr den besonderen geistigen Boden her, auf dem er mit Petro handeln will. Er stellt dieselbe Frage dreimal, aber jedesmal in etwas anderm Sinn. Er braucht für das Liebhaben zweimal den allgemeinen Ausdruck ἀγαπᾶν und schließlich das besondere φιλεῖν, während Petrus in seiner dreimaligen Antwort sich ausschließlich des letzteren bedient. Des Herrn Fragen bilden

Warum wohl? — Petrus oder Kephas heißt Fels oder Felsenmann. Das war ein Ehrenname, den ihm der alles durchschauende Herr bei der allerersten Begegnung mit ihm (Joh. 1, 41 ff.) wegen seiner Bekenntnisfreudigkeit beigelegt hatte, um ihn darin zu stärken. Den hatte er bis vor kurzem auch mit Recht getragen, weshalb ihn der Herr vielfach als den Führer und Sprecher der andern Jünger behandelte und diese ihn auch gewöhnlich mit diesem Namen bezeichneten.

Aber seitdem hatte ja Petrus in der Stunde der Lebensgefahr den Herrn so schmähtlich verleugnet und sich dieses Ehrennamens unwürdig gemacht. Konnte ihn der Herr da jetzt noch mit diesem Namen anreden, nachdem Petrus sich nicht als Felsenmann, sondern als ein schwacher natürlicher Mensch von Fleisch und Blut gezeigt hatte? Und daß er trotz all seiner geistlichen Erkenntnis und Bekenntnisfreudigkeit noch ein solcher gewesen, hatte er vor seiner großen Verleugnung des öfteren bewiesen. In guter aber törichter menschlicher Meinung hatte er den Herrn von seinem Leiden abhalten wollen (Matth. 16, 22). In guter aber törichter Absicht hatte er mit dem Schwert dreingeschlagen bei des Herrn Gefangennahme und war dann mit all den andern Jüngern feige geflohen. Immer noch war der Mensch von natürlichem Fleisch und Blut in ihm.

Darum nennt der Herr ihn bei dieser Gelegenheit nicht Simon Petrus, sondern Simon, Sonas Sohn, d. i. nach Matth. 16, 17, Simon, du Mensch von natürlichem Fleisch und Blut — der Fleisch vom Fleisch geboren ist.

Und es ist der Auferstandene, bereits in den Stand der Erhöhung Eingetretene, der in göttlicher Majestät dem sündigen Jünger mit dem Namen Simon Johanna gegenübertritt.

eine gradatio ad infra, sie fordern immer weniger; Petri Antworten sind eine nach oben steigende Leiter, die mit jeder Stufe stärker wird und sich mit des Herrn zweiter als der eigentlichen Hauptfrage auf der mittleren Stufe schneidet. Die jedesmalige Weisung des Herrn: Weide meine Lämmer — Schafe, drückt die jedesmalige Befriedigung des Herrn durch jede Antwort Petri aus, während die folgende Vorausverkündigung von Petri zukünftigem Kreuzestod mit der Aufforderung: Folge mir nach, das ganze Examen ebenso liebevoll und ermunternd wie ernst und majestätisch begründet. über den Unterschied und das Zueinandergreifen des ἀγαπᾶν und des φιλῆν, von dem in dieser Rede nur kurz Gebrauch gemacht werden konnte, soll, da die Sache von großer praktischer Bedeutung ist, in einem späteren Artikel besonders gehandelt werden.

Aber damit hat er ihn nicht weggeworfen. Er läßt den Namen Petrus beiseite, nennt ihn einen Menschen von natürlichem schwachen Fleisch und Blut; aber den Namen Simon behält er bei. Und Simon oder Simeon heißt Gebetserhörng. So hatte einst Lea ihren zweiten Sohn genannt, weil Gott ihr Gebet um ihn erhört hatte, Gen. 29, 33. So war Simon Johanna des Herrn Jesu besondere Gebetsfrucht. Wie ein besorgter Vater zu seinem leiblichen Sohn hatte der Herr zu Petro gesprochen: Simon, Simon, der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleins dich befehrst, so stärke deine Brüder, Luk. 22, 32. Darum hielt der Herr ihn besonders wert, würdigte ihn mit Jakobus und Johannes besonderer Offenbarungen und redete mit ihm des öfteren wie Gott seinerzeit mit Abraham als mit seinem Geliebten (Gen. 41, 8) und mit Mose als mit seinem Freunde (Exod. 33, 11) geredet hatte. So klang aus der Anrede Simon Johanna einerseits eine strafende Erinnerung an Petri Sünde und Schwäche, andererseits aber die alte Wertschätzung, die alte Liebe und die vorige vertraute Freundschaft des Herrn gegen Petrum heraus. Hatte dieser das vorher zwischen ihm und dem Herrn bestehende Band durch seine Verleugnung zerrissen, — der jetzt bereits zur Herrlichkeit erhobene Herr knüpfte es mit der alten vertraulichen Anrede Simon Johanna hier wieder an. Hatte der Jünger in den Stunden der Gefahr seinen Herrn und Meister verleugnet, — der Herr und Meister seinen Jünger nicht. Simon Johanna war wieder — oder genauer ausgedrückt — immer noch *s e i n*. Das sollte ihm die vertrauliche Anrede vermitteln.

Meine lieben jungen Brüder! Was immer an Verleugnung Ihres Herrn seit der Zeit Ihrer Berufung in diese Anstalt zu seiner besonderen Jüngerschaft von Ihrer Seite auch vorgefallen sein mag, — der zur Rechten des Vaters erhöhte Heiland, der Sie in seinem Umgang mit Ihnen in der Heiligen Schrift bei jeder Sünde und Verleugnung so ernst strafend und treu in der Liebe anblickte wie einst Petrum in seiner Verleugnung, der ruft noch heute aus seiner Herrlichkeit heraus einen jeglichen von Ihnen bei seinem alten menschlichen Namen auf und sagt zu ihm Simon Johanna, d. i. Fritz oder Karl oder Wilhelm oder Heinrich Soundso, ich will dich etwas fragen, antworte mir!

Und die Frage lautet: „Hast du mich lieber, denn mich diese

haben?“ — Beachten wir, daß der Herr nicht sofort wie nachher sagt: Hast du mich lieb, sondern: Hast du mich *L i e b e r* denn diese. Das hatte ja Petrus in jener schweren Nacht behauptet. Als der Herr seinen Jüngern ankündigte: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle ärgern an mir; denn es steht geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen“, — da fuhr Petrus heraus: „Wenn sie auch alle sich an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern.“ Und als darauf der Herr ihm besonders bezeugte: „Wahrlich, ich sage dir, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen“, da beteuerte er: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen.“ — Hegte Petrus immer noch die nichtige Einbildung von seiner größeren Liebe und Stärke? Kommen solche Gedanken nicht auch uns zuweilen? Oder haben sie sich gar bei uns festgesetzt? Dann müssen sie erst aus uns heraus, ehe uns der große Gute Hirte seiner Herde seine Schäflein zur Pflege anvertraut. Die Einbildung von unserer geistlichen Superiorität ist geistlicher Hochmut, der sich selbst vermißt, daß er fromm sei, und die andern verachtet. Den kann Gott nicht vertragen; er widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade, wie Petrus selbst (1. Petr. 5, 5) bezeugt. Darum läßt Gott sie immer wieder straucheln und fallen. „Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen“, Luk. 1, 52. Sie taugen nicht zu Hirten der Schwachen; sie sind ja blinde Blindenleiter, die mit den Blinden in die Grube fallen, Matth. 15, 14; Luk. 6, 39. — Petrus hätte des Herrn „Weide meine Lämmer“ nie gehört, wenn er jetzt noch von seiner stärkeren Liebe eingenommen gewesen wäre.

Er ist es nicht; anstatt dessen geht er innerlich beschämt und zerknirscht an der vom Herrn gestellten Form der Frage vorbei und antwortet das, was wahr und wirklich in ihm ist, und spricht zu ihm, „Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Des ist er gewiß, so gewiß, daß er sich auf das Wissen des Herrn, der es besser weiß als er selbst, dafür berufen kann. Und der Herr bestätigt es und überweist ihm sein Amt.

Aber hätte nun damit das Examen nicht sein Ende finden können? — Aber nein, der Herr spricht zum andernmal zu ihm: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ — Warum, wozu die Wiederholung? Aber es war ja keine Wiederholung, es war eine neue, einfachere, mildere Form der Frage. Nicht mehr: Hast du mich lieber,

sondern einfach: Hast du mich lieb. Mit seiner ersten Antwort hatte Petrus die eigentliche Spitze der ersten Frage des Herrn stillschweigend umgangen und nur seine Liebe zum Herrn überhaupt betont. Darin lag immer noch ein Stück Bekenntnisschwäche. Wäre er ganz lauter und stark gewesen, so hätte er auf die erste Frage ein klares und männliches Nein antworten müssen. Nein, nicht lieber als die andern — das war Blindheit und Vermessenheit und Überhebung, — vergib mir, Herr! Aber daß ich dich wirklich lieb habe, das weißt du. — Ein solches Bekenntnis hatte der Herr von ihm erwartet, und er drückte sich unmannlich mit der allgemeinen Beteuerung seiner Liebe um dasselbe herum.

Nun kannte der Herr Petri Liebe gegen ihn wohl als echt, er konnte auch mit dem Stück Unlauterkeit, das noch in Petro steckte, wohl Geduld haben; aber wenn Petrus in der Zukunft nicht ganz in Unlauterkeit und Verleugnung versinken, sondern in jeder Gefahr treu bis in den Tod im Bekenntnis des Herrn ausharren sollte, wie es ihm doch vom Herrn verordnet war, so mußte er die Demut lernen, die sich gefallen läßt, jeden Tag von neuem die Frage nach der Echtheit seiner Liebe sich vom Herrn vorlegen zu lassen, darauf hin sich täglich selbst zu prüfen und bußfertigen Herzens um Stärke derselben zu beten. Der Herr fragt in seiner zweiten Frage weniger als in der ersten; er fragt nur: Hast du mich lieb. Aber diese Liebe muß echt und wahr sein und muß täglich von sündlichen Schladen durch tägliche Reue und Buße gereinigt werden, wenn sie nicht erkalten und schließlich ganz ersterben soll. — Petrus weiß auf die abermalige Frage des Herrn nichts anderes zu antworten als das erstmal; er wiederholt nur: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe. Und der Herr weiß, daß er diesmal lauter redet und bestätigt ihm sein Amt zum zweitenmal.

Und noch einmal spricht er zu Petro: Hast du mich lieb. Das hört sich an, als wolle er Petrum quälen. Und er quält ihn wirklich. Petrus wurde über die dritte Wiederholung der Frage traurig, bis ins Herz hinein betrübt. Traute der Herr ihm trotz all seiner Beteuerung nicht? Sah er immer noch Unlauterkeit und selbstjüchtige Kreuzesflucht wie Matth. 16, 24 und allzu große Schwäche für das ihm zugedachte Amt in ihm? Oder war seine Liebe nicht von der rechten Art? Wollte er ihn etwa doch fallen lassen?

Aber nicht das Gefühl schwächlichen Beleidigtseins, des Murrens oder gar hochmütigen Unwillens, Zorns und Widerstrebens lodert

in Petro auf, sondern das Gefühl tiefer Betrübniß und Seelenschmerz, geboren aus dem Bewußtsein seiner Unwürdigkeit und aus der Furcht, von seinem geliebten Herrn als unbrauchbar geschieden werden zu können. Darum drängt sich seine dritte Antwort wie das Geschrei eines gemarterten Herzens auf seine Lippen: „Herr, du weißt doch alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe“. Darauf erhält er auch zum drittenmal die Bestallung mit seinem Amt. — Steht Ihr Herz so zu dem Freund Ihrer Seele?

Ja! Es muß und es wird auch mit uns dahin kommen, daß unser Herr, der uns zur Führung des heiligen Predigtamts vorbereitet, berufen oder bestellt hat, die Frage: Hast du mich lieb, nicht nur einmal, sondern immer und immer wieder ins Herz drückt. Immer wieder drängt die Eigenliebe und die Weltliebe: des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Leben, sich in uns nach oben und will die Liebe zu unserm Heilande in uns erdrücken; und das bedeutet untüchtig werden zu dem Amt, das uns befohlen ist. Nur wenn die Liebe Christi in uns oben bleibt, sind wir für die Ausrichtung desselben tüchtig.

Warum der Herr seinen Petrus hier in ein solch scharfes Examen nimmt, sagt er ihm zum Schluß: Es heißt in V. 18 unsrer Lektion: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, da du jünger warest, gürtetest du dich selbst und wandeltest, wo du hinwolltest; wenn du aber alt wirst, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürteln und führen, wo du nicht hin willst.“ — Das sagte er aber zu deuten, mit welchem Tode er Gott preisen würde. Da er aber das gesagt, spricht er zu ihm: Folge mir nach! — Für Petrus hatte der Herr den Kreuzestod bestimmt, und er sagt es ihm im voraus. Um unter einem solchen Schicksal fest zu bleiben, bedurfte er großer geistlicher Stärke. Die konnte ihm nur kommen aus starker Liebe und beharrlicher Treue gegen seinen Herrn, dessen Liebe er so gründlich erfahren hatte. Die hatte ihm der Herr mit dem „Simon Johanna“ und der dreimaligen Weisung in sein Amt zugesichert. Er goß kurz darauf den Heiligen Geist reichlich über ihn aus. Und der wick nicht von ihm bis an seinen Kreuzestod unter Nero.

Was für ein Lebensschicksal der Herr uns bestimmt hat, hat er uns vorenthalten. Wir würden es wohl nicht ertragen, wenn er's uns offenbarte. Aber daß uns allen viel Trübsal verordnet ist, wenn wir treu sein wollen, das sagt uns der Herr so oft in der Schrift. „Der Knecht ist nicht größer denn sein Herr. Gaben sie

mich verfolgt, sie werden euch auch verfolgen“. Joh. 15, 20. „Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran“, 16, 2 usw. usw. — Ja, es bedarf oft nur geringer Notumstände und Widerwärtigkeiten, wie die gegenwärtige Depression es ist, um uns des Amts müde zu machen. Darüber hilft uns nur eins hinweg: den Herrn Jesum Christum unsern Heiland lieb haben im Geist und in der Wahrheit.

Unser lieber Herr Jesus Christus stärke und erhalte uns in seiner Liebe, so werden wir um seinetwillen alle Not dieses Lebens wenn auch in Schwachheit so doch siegreich überwinden.

M. u. g. Pieper.

Die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche.

Vorbemerkung: über unsern im Januarheft d. J. unter der Überschrift „Hitler und die Protestantische Kirche Deutschlands“ veröffentlichten Artikel sind uns mehrere Urteile zugegangen, in denen wir gebeten werden, über die Entwicklungen in der neugegründeten Protestantischen Reichskirche von Zeit zu Zeit weiter zu berichten. Das hatten wir auch für die Aprilnummer, so gut es uns möglich war, getan, aber der Druck früherer Einsendungen hielt unsern weiteren Bericht über die deutschen Verhältnisse und Vorkommnisse zu der Zeit zurück. Heute ist er bereits veraltet. Die Entwicklung geht schnell voran. Unsere Voraussage, auf Grund des in der deutschen „Evangelischen“ Kirche herrschenden Lehr- und Bekenntniswirrwarrs gemacht, daß es zu großen zeitweiligen, aber ergebnislosen Streitigkeiten kommen werde, hat sich in großem Ausmaße schnell erfüllt. Die deutsche „evangelische“ Kirche soll unter allen Umständen Volkskirche — deutsche, national-deutsche Volkskirche werden, d. h. alles was arisch-deutsch und nicht katholisch ist, umschließen; und nun ringen die unvereinbaren Gegensätze: die nackt heidnischen „Deutschen Christen“, die das Alte Testament, ja, eigentlich auch das Neue, sofern es auf dem Alten steht und Jesum Christum als den Sündenheiland predigt, von dem Bekenntnis der Reichskirche ausgeschlossen wissen und eine rein völkische, urgermanische Religion eingeführt haben wollen, mit den „evangelischen“ christlichen Deutschen, die noch zäh an der Bibel und an Christo festhalten, mit großer Verbitterung miteinander im Volk um den Sieg. Aber das nicht allein. Auch die strengeren Lutheraner streiten sich aufs heftigste mit den mehr oder minder laxen Unierten innerhalb des von beiden Seiten angenommenen Bekenntnisses um die Enge und die Weite, um Recht und Unrecht dieses Bekenntnisses und dessen Ausföhrung durch den Reichsbischof und sein „Geistliches Ministerium“. Der Streit spitzt sich zu der Frage zu, ob die strengeren Lutheraner in der tatsächlichen

sehr lagen unierten Reichskirche bleiben, oder von ihr austreten sollen — eine Frage von ungeheurer Bedeutung.

Nach den neuesten Nachrichten ist bereits eine Spaltung eingetreten. Die ursprünglichen Anhänger Bodelschwinghs, die wesentlich auf dem Evangelium stehen, haben sich von der Führung des Reichsbischofs Ludwig Müller in großer Zahl losgesagt, aber mit Berufung auf die bei der Wahl Müllers in Wittenberg proklamierte Verfassung, deren ersten Artikel „das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist“, zur „unantastbaren Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche“ macht und „deren Vollmachten bestimmt und begrenzt.“ Sie bestreiten das Christentum der sogenannten „Deutschen Christen“ und deren gesetzliches Recht innerhalb der neugebildeten „Protestantischen“ Kirche. Sie verurteilen viele Maßnahmen des gegenwärtigen Reichsbischofs, Suspensionen, Absetzungen, Einsetzungen und Verordnungen als verfassungswidrig und tyrannisch. — Die letzten Nachrichten (vom 11. Juni) besagen, daß Reichsbischof Müller in einer großen Versammlung der „Deutschen Christen“ in Tegel bei Berlin am 10. Juni den Evangelischen absolut Trotz geboten und deren Anklagen für leere Worte und eitel Wind erklärt habe. Er könne nicht verstehen, wie die Gegner ihre Opposition so weit treiben könnten, daß sie der Außenwelt das Material für ihren Kampf gegen Deutschland lieferten. — Was nun werden wird, steht bei Gott.

Wir möchten noch einmal sagen, daß man sich durch die „Creuelnachrichten“ der amerikanischen Zeitungen über die deutschländischen Zustände nicht täuschen lassen darf. Sie sind in der Regel falsch; entweder so ungenau, daß man nicht erkennen kann, um was es sich handelt, oder so verdreht, daß man nur Schlimmes dabei denken muß. Vgl. die Nachricht über die kürzliche Einsperrung von fünf Pastoren. Das ist immer vom Deutschenhaß inspiriert. Auch die uns Pastoren neulich zugesandte Schrift des Genfer Professors Dr. Adolf Keller und das von Henry S. Leiper geschriebene Pamphlet über die schreckliche Vergewaltigung der Protestantischen Kirche Deutschlands sind ungemein übertrieben und fälschen die Tatsachen. Einen sehr nüchternen und wahrhaften Bericht bringt übrigens ein Artikel von Pfarrer W. Esch in der „Abendschule“ vom 14. Juni d. J.

Um in dem Kampf klar zu sehen und recht zu urteilen, muß man vor allem mit der Grundverfassung der neuen deutschen Reichskirche, ihrem Glaubensbekenntnis, ihrer rechtlichen Organisation, dem Recht und der Macht ihrer Regenten, dem Zueinandergreifen der Reichskirchen- und der Landeskirchenbehörden, der National- und der Provinzialsynoden und schließlich mit dem Unterschiede zwischen der neuen Konstitution und der vom Jahre 1922 (der Weimarer) vertraut sein. Um unseren Lesern diese Einsicht zu ermöglichen, haben wir uns an das Deutsche Generalkonsulat in Chicago um eine Kopie der neuen Kirchenverfassung gewendet, und mit dessen Erlaubnis drucken wir sie in der gegenwärtigen Nummer der D. Schr. für

unsere Leser ab. Wer von ihnen sich für das Wohl und Wehe der deutsch-ländischen „evangelischen“ Kirche der Gegenwart interessiert, wird wohl daran tun, diese Konstitution zu studieren und sie sich für die Zukunft aufzuheben. — Aug. Pieper.

Grüßwort des Reichsbischofs an die deutschen evang. Gemeinden.

Vom 4. Oktober 1933.

Alle evangelischen Gemeinden in ihren Gliedern und Ämtern grüße ich mit herzlichsten Segenswünschen.

Der Kampf um die Einigung der Kirche war nicht leicht — um so dankbarer müssen wir sein, daß die erste Deutsche Evangelische National Synode zu einem einmütigen Beschluß kam.

So wurde der Tag von Wittenberg *) groß und entscheidend.

Wir stehen jetzt vor der Aufgabe, die Kirche so volksverbunden zu gestalten, wie es lebensnotwendig für Volk und Kirche ist. Diese Aufgabe kann nur erfüllt werden durch gemeinsame Arbeit aller Beteiligten. Grundlegend ist dazu zu sagen, daß die Kirche in erster Linie der Gemeinde gehört; sie gehört nicht etwa den Pastoren und Bischöfen. „Führung der Kirche“ heißt nicht: herrschen in der Kirche, sondern der Gemeinde und ihren Gliedern dienen und helfen.

Die Aufgabe der Kirche ist mithin Kampf für Gott und sein Evangelium, Kampf gegen alles unchristliche Wesen. Solcher Kampf ist nur von Erfolg gekrönt, wenn er von Kämpfern geführt wird, die in ihrem eigenen Leben immer wieder durch Kampf zur Freiheit kommen; wir brauchen begeisterte, opferfreudige Bekenner und Helfer, wie unsere Väter es waren, die um ihres Glaubens willen lieber alle äußeren Lebensgüter im Stich ließen, als daß sie ihren Glauben verraten hätten.

Ihr lieben evangelischen Glaubensgenossen: Ich rufe euch auf zu Kampf und Arbeit

für Christus und sein Evangelium,
für unsere geeinte Deutsche Evangelische Kirche,
für unser geliebtes Volk und Vaterland.

*) Der 27. September 1933, an dem die Nationalsynode zusammentrat und Ludwig Müller zum Reichsbischof erwählte.

Die Verfassung.

In der Stunde, da Gott unser deutsches Volk eine große geschichtliche Wende erleben läßt, verbinden sich die deutschen evangelischen Kirchen in Fortführung und Vollendung der durch den Deutschen Evangelischen Kirchenbund eingeleiteten Einigung zu einer einigen

Deutschen Evangelischen Kirche.

Sie vereinigt die aus der Reformation erwachsenen gleichberechtigt nebeneinanderstehenden Bekenntnisse in einem feierlichen Bunde und bezeugt dadurch: „Ein Leib und ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.“

Die Deutsche Evangelische Kirche gibt sich nachstehende Verfassung:

Abchnitt I

Artikel 1

Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten, deren die Kirche für ihre Sendung bedarf, bestimmt und begrenzt.

Abchnitt II

Artikel 2

1. Die Deutsche Evangelische Kirche gliedert sich in Kirchen (Landeskirchen).

2. Bekenntnisverwandte Kirchengemeinschaften können angeschlossen werden. Die Art des Anschlusses wird durch Gesetz bestimmt.

3. Die Landeskirchen bleiben in Bekenntnis und Kultus **selbständig**.

4. Die Deutsche Evangelische Kirche kann den Landeskirchen für ihre Verfassung, soweit diese nicht bekenntnismäßig gebunden ist, durch Gesetz einheitliche Richtlinien geben. Sie hat die Rechtseinheit unter den Landeskirchen auf dem Gebiete der Verwaltung und Rechtspflege zu fördern und zu gewährleisten.

5. Eine Berufung führender Amtsträger der Landeskirchen erfolgt nach Fühlungnahme mit der Deutschen Evangelischen Kirche.

6. Alle kirchlichen Amtsträger sind beim Amtsantritt auf die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche zu verpflichten.

Abchnitt III

Artikel 3

1. Die Deutsche Evangelische Kirche regelt das deutsche gesamt-kirchliche Rechtsleben.

2. Sie ordnet ihr Verhältnis zum Staat.

3. Sie bestimmt ihre Stellung zu fremden Religionsgesellschaften.

Artikel 4

1. Die Deutsche Evangelische Kirche will die in ihr geeinte deutsche evangelische Christenheit für die Erfüllung des göttlichen Auftrages der Kirche rüsten und einsetzen. Sie hat deshalb von der Heiligen Schrift und den reformatorischen Bekenntnissen her sich um eine einheitliche Haltung in der Kirche zu bemühen und der kirchlichen Arbeit Ziel und Richtung zu weisen.

2. Ihre besondere Fürsorge widmet sie dem deutschen Volkstum, vornehmlich der Jugend.

3. Die freie kirchliche Arbeit von gesamtkirchlicher Bedeutung, insbesondere auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission, nimmt sie unter ihre fördernde Obhut.

4. Die Verbundenheit mit den evangelischen Deutschen im Ausland hat sie zu wahren und zu festigen.

5. Sie pflegt die Beziehungen zu den befreundeten Kirchen des Auslandes.

Abchnitt IV

Artikel 5

1. An der Spitze der Kirche steht der Lutherische Reichsbischof.

2. Dem Reichsbischof tritt ein Geistliches Ministerium zur Seite.

3. Eine Deutsche Evangelische Nationalsynode wirkt bei der Bestellung der Kirchenleitung und bei der Gesetzgebung mit.

4. Beratende Kammern verbürgen den im deutschen evangelischen Volkstum lebendigen Kräften die freie schöpferische Mitarbeit im Dienst der Kirche.

Artikel 6

1. Der Reichsbischof vertritt die Deutsche Evangelische Kirche. Er ist berufen, die Gemeinsamkeit des kirchlichen Lebens in den Landeskirchen sichtbar zum Ausdruck zu bringen und für die Arbeit der Deutschen Evangelischen Kirche eine einheitliche Führung zu gewährleisten. Er trifft die zur Sicherung der Verfassung erforderlichen Maßnahmen.

2. Der Reichsbischof weist die Mitglieder des Geistlichen Ministeriums in ihr Amt ein. Mit den führenden Amtsträgern der Landeskirchen tritt er zu regelmäßigen Aussprachen und Beratungen zusammen. Er vollzieht die Ernennung und Entlassung der Beamten der Deutschen Evangelischen Kirche.

3. Der Reichsbischof hat das Recht, jede geistliche Amtshandlung vorzunehmen, insonderheit zu predigen, Kundgebungen im Namen der Deutschen Evangelischen Kirche zu erlassen und außerordentliche Buß- und Festgottesdienste anzuordnen.

Soweit es sich hierbei um die Wahrung und Pflege eines anderen als seines Bekenntnisses handelt, werden seine Befugnisse durch das hierfür berufene Mitglied des Geistlichen Ministeriums wahrgenommen.

4. Der Reichsbischof erhält einen kirchlichen Sprengel.

Für die Erledigung der kirchlichen Verwaltungsgeschäfte hat der Reichsbischof seinen Amtssitz in Berlin.

5. Der Reichsbischof wird der Nationalsynode von den im leitenden Amt stehenden Führern der Landeskirchen in Gemeinschaft mit dem Geistlichen Ministerium vorge-schlagen und von der Nationalsynode in das Bischofsamt berufen.

6. Das Nähere bestimmt ein Gesetz.

Artikel 7

1. Das Geistliche Ministerium ist berufen unter Führung des Reichsbischofs die Deutsche Evangelische Kirche zu leiten und Gesetze zu erlassen.

2. Es besteht aus drei Theologen und einem rechtskundigen Mitglied. Bei der Berufung der Theologen ist das in der Deutschen Evangelischen Kirche lebendige Bekenntnisgepräge zu berücksichtigen. Die Zahl der Mitglieder kann im Bedarfsfall erhöht werden. Die Mitglieder verwalten ihr Amt selbstständig. Sie tragen dem Reichsbischof gegenüber die Verantwortung für die Einheit der Kirche.

3. Die besondere Aufgabe der theologischen Mitglieder ist es, das geistliche Band der Landeskirchen zur Deutschen Evangelischen Kirche, die Gemeinschaft unter den Angehörigen gleichen Bekenntnisses und deren Vertrauenverhältnis zu den übrigen Gliedern der Deutschen Evangelischen Kirche zu festigen.

4. Die Mitglieder des Geistlichen Ministeriums werden vom Reichsbischof ernannt. Die theologischen Mitglieder werden durch die im leitenden Amt stehenden Führer der Landeskirchen dem Reichsbischof vorgeschlagen. Das Amt des rechtskundigen Mitgliedes ist mit der Stelle des leitenden rechtskundigen Mitgliedes in der Verwaltung der Evangelischen Kirche der altpreussischen Union verbunden. Die Stelle wird nach Verständigung mit dem Reichsbischof besetzt. Der Inhaber der Stelle muß die Befähigung zum Richteramt oder zum höheren Verwaltungsdienst besitzen.

5. Das rechtskundige Mitglied ist der Stellvertreter des Reichsbischofs in Rechtsangelegenheiten; es leitet die Deutsche Evangelische Kirchenkanzlei als oberste kirchliche Verwaltungsbehörde.

6. Das Nähere bestimmt ein Gesetz.

Artikel 8

1. Die Deutsche Evangelische National Synode besteht aus 60 Mitgliedern. Zwei Drittel werden von den deutschen evangelischen Landeskirchen aus den Synoden und Kirchenleitungen entsandt. Ein Drittel beruft die Deutsche Evangelische Kirche aus Persönlichkeiten, die sich im kirchlichen Dienst hervorragend bewährt haben.

2. Die Bestellung der Mitglieder der National Synode wird durch Gesetz geregelt. Das Amt der Mitglieder dauert sechs Jahre.

Auf die Eingliederung neuer Kräfte ist bei jeder Umbildung der National Synode besonders Bedacht zu nehmen.

3. Die Nationalsynode wird durch den Reichsbischof mindestens einmal im Jahr berufen. Der Reichsbischof soll im übrigen dem Verlangen der Nationalsynode nach einer Berufung Rechnung tragen. Ort und Zeit der Tagung bestimmt der Reichsbischof. Er eröffnet die Synode durch einen Gottesdienst und führt bei der ersten Tagung die Geschäfte bis zur Regelung des Vorsitzes. Die Synode gibt sich eine Geschäftsordnung.

Artikel 9

1. Die beratenden Kammern werden vom Geistlichen Ministerium zu fortlaufender verantwortlicher Arbeit herangezogen und haben das Recht des ratjamen Gutachtens.

2. Die Mitglieder werden durch den Reichsbischof im Einbernehmen mit dem Geistlichen Ministerium ernannt.

Abchnitt V

Artikel 10

Die deutschen evangelischen Kirchengesetze werden von der Nationalsynode im Zusammenwirken mit dem Geistlichen Ministerium oder von diesem allein beschlossen, durch den Reichsbischof ausgefertigt und im Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche verkündigt. Sie treten am vierzehnten Tage nach der Ausgabe des Gesetzblattes in Kraft, soweit nicht ein anderes bestimmt ist.

Abchnitt VI

Artikel 11

1. Alle Einnahmen und Ausgaben werden jährlich auf einen Haushaltsplan gebracht. Er wird vor Beginn des Rechnungsjahres durch Gesetz festgestellt.

2. Der Gesetzentwurf bedarf ferner ein Beschluß über die Aufnahme von Anleihen oder die Übernahme von Sicherheitsleistungen zu Lasten der Deutschen Evangelischen Kirche.

3. Über die Haushaltsführung ist jährlich einem von der Nationalsynode zu bestimmenden Haushaltsausschuß Rechnung zu legen. Er erteilt die Entlastung.

4. Die Deutsche Evangelische Kirche bringt ihren Finanzbedarf durch Umlagen der Landeskirchen auf.

Abchnitt VII

Artikel 12

1. Die Verfassung kann durch Gesetz geändert werden, soweit es sich nicht um Bestimmungen über das Bekenntnis und den Kultus handelt. Das Gesetz bedarf der Zustimmung von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder der Nationalsynode oder der Einstimmigkeit im Geistlichen Ministerium.

2. Zu einer Verfassungsänderung, welche die Gliederung oder die Organe der Deutschen Evangelischen Kirche betrifft, bedarf das Gesetz der Mitwirkung der Nationalsynode.

Berlin, den 11. Juli 1933.

Für die Evangelische Kirche der altpreußischen Union:

Zäger,	Ludwig Müller	D. Windler
zugleich für sämtliche		D. Ernst Stoltenhoff
Preußischen Landes-		D. Ernst Gumbt
kirchen		

Für die Ev.-luth. Landeskirche des Freistaates Sachsen:

Dr. Friedrich Seeßen Friedrich Coch

Für die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers:

D. Marahrens

Für die Ev.-luth. Landeskirche in Württemberg:

D. Wurm

Für die Ev.-luth. Landeskirche in Bayern rechts des Rheins:

D. Meißer

Für die Ev.-luth. Landeskirche Schleswig-Holsteins:

Bischof D. Adolf Mordhorst

Für die Thüringer ev. Kirche:

D. Wilhelm Reichardt, Landesoberpfarrer

Für die Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate:

D. Dr. Schoeffel, Landesbischof

Für die Ev. Kirche in Hessen:

D. Dr. Wilhelm Diehl, Prälat

Für die Vereinigte Ev.-Prot. Landeskirche Badens:

D. Kühlwein, Landesbischof

Für die Ev. Landeskirche in Hessen-Kassel:

D. Möller, Landesoberpfarrer

Für die Ev.-luth. Kirche von Mecklenburg-Schwerin:

D. Rendtorff, Landesbischof

Für die Vereinigte prot.-ev.-christl. Kirche der Pfalz (Pfälzische Landeskirche):

D. Dr. Reßler, Kirchenpräsident

Für die Braunschweigische Ev.-luth. Landeskirche:

D. Bernewig, Landesbischof

Für die Ev. Landeskirche in Nassau:

D. Korthauer, Landesbischof

Für die Ev. Landeskirche Anhalt:

Dr. Knorr

Für die Ev.-luth. Kirche des Landesteils Oldenburg:

D. Dr. Tilemann, Oberkirchenratspräsident

Für die Bremische Ev. Kirche:

Dr. H. Quidde

Für die Ev. Landeskirche Frankfurt am Main:

Trommershausen

Für die Ev. Reform. Landeskirche der Provinz Hannover:

Koopmann, Präsident des Landeskirchenrats

Für die Lippische Landeskirche:

Corbey

Für die Ev.-luth. Landeskirche des Landesteils Lübeck im Freistaat Oldenburg:

Rieckbusch

Für die Ev.-luth. Landeskirche von Mecklenburg-Strelitz:

Dr. Seepe

Für die Ev.-luth. Kirche in Neuß älterer Linie:

D. Reuter

Für die Ev. Landeskirche von Waldeck und Pyrmont:

S. Döhle

Für die Ev.-luth. Landeskirche von Schaumburg-Lippe

Heidämper

Für die Ev.-luth. Kirche im Lübeckischen Staate:

D. Stülcken

Für die Ev. Kirche des Landesteils Birkenfeld:

Zeller

Verordnung zur Einführung der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche.

Zur Einführung der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche wird folgende Verordnung erlassen:

Artikel 1

Die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche tritt am 15. Juli 1933 in Kraft.

Artikel 2

1. In die erste deutsche Nationalsynode werden aus den Synoden und Kirchenleitungen entsandt:

von der Ev. K. der altpreussischen Union	19 Mitglieder
von der Ev. Landesk. in Hessen, der Ev. Landesk. in Hessen-Kassel, der Ev. Landesk. in Nassau und von der Ev. Landesk. Frankfurt am Main zusammen	2 Mitglieder
von der Vereinigten ev.-prot. Landesk. Badens . . .	1 Mitglied
von der Ver. prot.-ev.-christl. Kirche der Pfalz (Pfäl- zischen Landeskirche)	1 Mitglied

und von den übrigen unierten Landesf. zusammen	1 Mitglied
von der Ev.-luth. Landesf. des Freistaates Sachsen	4 Mitglieder
von der Ev.-luth. Landesf. Hannovers	2 Mitglieder
von der Ev. Landesf. in Württemberg	2 Mitglieder
von der Ev.-luth. Landesf. in Bayern r. d. Rheins	2 Mitglieder
von der Ev.-luth. Landesf. Schleswig-Holsteins ..	1 Mitglied
von der Thüringer Ev. Kirche	1 Mitglied
von der Ev.-luth. Kirche im Hamburgischen Staate	1 Mitglied
von der Ev.-luth. Kirche von Mecklenburg-Schwerin und der Ev.-luth. Landesf. von Mecklenburg- Strelitz zusammen	1 Mitglied
und von den übrigen Kirchen luther. Bekenntnisses	1 Mitglied

2. Bei denjenigen Landeskirchen, die mehr als ein Mitglied entsenden, muß wenigstens ein Mitglied, bei der Evangelischen Kirchen altpreußischer Union wenigstens ein Drittel, der Kirchenleitung angehören.

Artikel 3

Bis auf weiteres entsenden zur Bildung des Geistlichen Ministeriums nach Art. 7 Abs. 4 der Verfassung (wir fassen hier zusammen, D. S.): die Unierten Landeskirchen (Thüringen mitgerechnet) 10, die Lutherischen 8 und die Reformierte Kirche 1 Vertreter. Also 19 im ganzen.

Artikel 4

1. Das bisherige Recht bleibt in Kraft, soweit nicht die Verfassung entgegensteht.

2. Soweit in Gesetzen oder Verordnungen auf Einrichtungen verwiesen wird, die durch die Verfassung beseitigt sind, treten an ihre Stelle die entsprechenden Einrichtungen der Verfassung. Insbesondere treten an die Stelle des Deutschen „Evangelischen Kirchentages“ die Deutsche Evangelische Nationalsynode, an die Stelle des Deutschen Evangelischen „Kirchenausschusses“ und des Deutschen Evangelischen „Kirchenbundes“ das Geistliche Ministerium unter Führung des Reichsbischofs, an die Stelle des Präsidenten des Deutschen Evangelischen „Kirchenausschusses“ der Reichsbischof.

Artikel 5

Bis zur Wahl des Reichsbischofs werden dessen Befugnisse durch eine Persönlichkeit wahrgenommen, die von den Bevollmächtigten der Deutschen Evangelischen Kirche bestimmt wird. Die zur einstweiligen Wahrnehmung der Befugnisse des Geistlichen Ministeriums bestimmten Persönlichkeiten werden unter entsprechender Anwendung des Art. 7 Abs. 4 der Verfassung bestimmt.

Berlin, den 11. Juli 1933.

Für die Ev. Kirche der Altpreußischen Union:

Jäger,	Ludwig Müller	D. Winckler
zugleich für sämtliche		D. Ernst Stoltenhoff
Preußischen Landes-		D. Ernst Hundt
kirchen		

(Weiter folgen hier dieselben Vertreter wie sie in der „Verfassung“, Abschnitt VII, Artikel 12 unter dem Datum des 11. Juli 1933 stehen. — D. S.)

Gesetz über die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche

Vom 14. Juli 1933

(RGBl. I, 1933, S. 471).

Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

Artikel 1

Der Deutschen Evangelischen Kirche ist am 11. Juli 1933 eine Verfassung gegeben, die nebst der Einführungsverordnung von Reich wegen anerkannt und in der Anlage veröffentlicht wird.

Artikel 2

1. Die Deutsche Evangelische Kirche ist Körperschaft des öffentlichen Rechts des Reichs.

2. Die Rechte und Pflichten des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes gehen auf die Deutsche Evangelische Kirche über.

Artikel 3

Weigern sich die zuständigen Organe einer Landeskirche, Umlagen der Deutschen Evangelischen Kirche auf den Haushalt zu bringen, so hat auf Ersuchen der Reichsregierung die zuständige Landesregierung die Eintragung der Leistungen in den Haushalt zu veranlassen.

Artikel 4

Im förmlichen Disziplinarverfahren gegen kirchliche Amtsträger sind

1. die kirchlichen Disziplinarbehörden berechtigt, Zeugen und Sachverständige zu vereidigen,
2. die Amtsgerichte verpflichtet, dem Rechtshilfeersuchen der kirchlichen Disziplinarbehörden stattzugeben.

Artikel 5

1. Die in der Deutschen Evangelischen Kirche zusammengesetzten Landeskirchen führen am 23. Juli 1933 Neuwahlen für diejenigen kirchlichen Organe durch, die nach geltendem Landesrecht durch unmittelbare Wahl der kirchlichen Gemeindeglieder gebildet werden.

2. Soweit nach Landeskirchenrecht weitere Organe durch mittelbare Wahlen zu bilden sind, finden diese Wahlen bis zum 31. August 1933 statt.

3. Die obersten Verwaltungsbehörden der Landeskirchen sind ermächtigt, die zur Durchführung der Neuwahlen erforderlichen Bestimmungen im Wege der Verwaltungsanordnung zu erlassen. Dabei wird den von ihrer Ortskirche abwesenden Wahlberechtigten eine Stimmabgabe durch Bevollmächtigte ermöglicht. Soweit es zu diesem Zwecke oder zur Einhaltung der in diesem Artikel vorgeschriebenen Fristen notwendig ist, kann von den Vorschriften der Kirchengesetze und Kirchenverfassungen über den äußeren Gang des Wahlverfahrens abgewichen werden.

4. Ein Bevollmächtigter des Reichsministers des Inneren überwacht die unparteiische Durchführung der Bestimmungen dieses Artikels.

Artikel 6

Der Reichsminister des Innern wird mit der Ausführung dieses Gesetzes beauftragt.

Artikel 7

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung in Kraft.

Berlin, den 14. Juli 1933.

Der Reichskanzler

Adolf Hitler.

Der Reichsminister des Innern

Frick.

Kirchengesetz über die obersten Amtsstellen

der Deutschen Evangelischen Kirche

Vom 3. Oktober 1933.

Das Geistliche Ministerium der Deutschen Evangelischen Kirche hat folgendes Kirchengesetz beschlossen:

§ 1

Die Amtsstellen des Reichsbischofs und des Geistlichen Ministeriums werden mit der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei unter der Bezeichnung „Reichskirchenregierung“ zusammengefaßt.

§ 2

Den Geschäftsgang in der Reichskirchenregierung regelt das Geistliche Ministerium durch eine Geschäftsordnung.

Die Verteilung der Geschäfte regelt für den Bereich der Kirchenkanzlei deren Leiter, im übrigen der Reichsbischof.

§ 3

Dieses Gesetz tritt mit der Verkündung in Kraft.

Vorstehendes Gesetz wird hiermit verkündet.

Berlin, den 3. Oktober 1933.

Der Reichsbischof Ludwig Müller.

Nachrichten.

Die Deutsche Evangelische Nationalsynode hat in ihrer ersten Tagung am 27. September d. J. in der Lutherstadt Wittenberg den Landesbischof der Evangelischen Kirchen der alt-preussischen Union, Ludwig Müller, zum Reichsbischof berufen.

Der Reichsbischof hat am 27. September d. J. zu Mitgliedern des Geistlichen Ministeriums ernannt:

D. Dr. Schöffel, Landesbischof, Hamburg;

Sossenfelder, Bischof, geistlicher Vizepräsident, Berlin;

Weber, Direktor der Theologischen Schule in Elberfeld;

D. Werner, Präsident des Ev. Oberkirchenrats, Berlin.

Feststellbare Daten zur Offenbarung Johannis.

Gegenüberstellung von Weissagungen und bereits eingetretener Erfüllung.

Von Theodor Hansen, luth. Pastor.

(Fortsetzung.)

Kapitel 10 und Kapitel 11: 1–14. Nachträge zum Gesicht der fünften und sechsten Posaune, die als Trostbilder vor der siebten Posaune eingeschoben werden, und zwar zum Trost für die wahren Kinder Gottes im Hinblick auf die Trübsale und Seelengefahren unter dem Druck des Papsttums und des Islams. Im Hinblick auf den jüngsten Tag selber, als den Tag ihrer endlichen und völligen Erlösung von allem Übel, bedürfen sie keines Trostes sondern eben nur der Aufmunterung zum geduldigen und getrosten Erharren desselben.

Kap. 10 enthält die Beschreibung einer Erscheinung Christi, der sich darin als künftiger Weltrichter und Sieger über seine Feinde darstellt und ankündigt. Die beiden Erzfeinde des Himmelreichs

auf Erden haben dem Herrn scheinbar das ganze Reich genommen und zerstört, aber er hat und behält doch dieses Reich und den Sieg über seine Feinde. Johannes muß ein offenes Büchlein essen — die noch nicht enthüllten weiteren Gesichte in diesem Buch der Offenbarung —, und empfängt damit den symbolischen Auftrag, auch noch diese Weissagungen wider die Feinde Christi der Christenheit zu verkündigen. Aber einen Teil dieser Weissagungen muß er versiegeln, d. h. nicht niederschreiben und kund machen. (Gerade solche Dinge, die die Schwärmer am eifrigsten darin suchen — z. B. politische Katastrophen und voraus berechenbare Daten —, sind nach des Herrn Rat und Willen garnicht darin enthalten.)

Das 11. Kapitel. Kap. 11: 1–14 enthält die Ankündigung vorlaufender Gerichte über das antichristliche Papsttum bis zur Reformation, aber so daß die Reformation als vernichtende große Katastrophe für dasselbe in V. 13 bereits angedeutet ist. Der Tempel zu Anfang dieses Gesichtes war dem jüdischen Tempel ähnlich, aber nicht ganz gleich. Er wird gemessen und gereinigt und der verunreinigte Teil weggeworfen. Es ist das Bild der sichtbaren Kirche, die ja nicht die wahre und eigentliche Kirche des Herrn ist, sondern das ist die unsichtbare und nur dem Herrn bekannte Kirche, in die dringt kein Widersacher Christi wirklich hinein. Unter den zwei Zeugen werden die (allezeit und allerorten immer nur wenigen) Vorreformatoren und Wahrheitskfinder zu verstehen sein, durch welche Gott sich vor Luther den Kindern Gottes unter dem Papsttum nicht unbezeugt gelassen hat. Manche derselben kennen wir mit Namen, sehr viele derselben sind garnicht in den Blättern der Kirchengeschichte verzeichnet. Die große Katastrophe in V. 13 ist die Reformation. Der Erfolg derselben ist da auch bereits angedeutet, im Gegensatz zur Erfolglosigkeit, die den Vorreformatoren erst beschieden war. (Weil hier vom Tempel und Jerusalem die Rede ist, als Veranschaulichung, so haben etliche darin eine Andeutung der Zerstörung Jerusalems und des Tempels zu Lebzeiten des Schreibers der Offenbarung finden wollen. Zu solcher Deutung gibt aber der Text nicht den geringsten Anlaß.) Die Zeitangaben in Kap. 11: 2. 9. 11 sind symbolische Zahlen oder Zahlenbilder, bei denen es wenig auf die Dauer, vor allem aber darauf ankommt, was während dieser Dauer geschehen soll. Es sind bei Gott bestimmte und nach seiner Gnade möglichst eingeschränkte Zeiträume, deren Dauer die Menschen vorher nicht berechnen sollen und

können. Aber den darin liegenden Trost, daß sie von Gott vorher bestimmt und sicher beschränkt sind, können und sollen wir zu Herzen nehmen. Darum gehört eine nähere Besprechung dieser Zahlen nur dann in den Rahmen unser^s Themas, wenn die Schrift irgendwo weiteren Anhalt zu ihrer Deutung darbietet. Hier begegnen uns zum erstenmal in der Offenbarung die sachlich gleichen Zahlen: 42 Monate = 1,260 Tage = 3½ Jahre oder eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit. Diese Bezeichnung ist entlehnt aus Dan. 7, wo es in V. 25b heißt: „Zeit (zwei) Zeiten und halbe Zeit“. Dort bezeichnet es die nicht genau bezeichnete Dauer der schein^{en} unbestreitbaren Herrschaft des kommenden Antichristen vor seiner Niederm^erkung (Dan. 7: 26). Darum bezeichnet es hier und überhaupt in der Offenbarung die Zeit des Antichristen auf der Höhe seiner Macht, vor der Reformation. (Über die Danielstelle vgl. Speckhardt in Z. u. W., Bd. 59 (1913), S. 211–215.) — Kap. 11: 14 paßt scheinbar garnicht in den Zusammenhang des Textes. Allein die Angabe dient einmal als Vorbereitung auf die nun folgende Ankündigung des siebten Posaunenstoßes. Weiter zeigt sie an, daß, wiewohl das Papsttum vor dem Islam aufgekommen und wirksam geworden ist, beide doch bis zum Jüngsten Tag weiter parallel laufen, ohne Veränderung ihres Wesens. Außerdem wird das Ende des Islams nur hier in einer hier eingeschobenen Bemerkung berichtet, weil keine geweis^sagte Katastrophe irgendwie das Ende seiner größten Macht, wie beim Papsttum, markieren soll. (Da die große Macht des Islams zu unserer gegenwärtigen Zeit zur Ohnmacht geworden ist, müssen wir bedenken, daß wir gewiß schon in die „Kleine Zeit“ vor dem Jüngsten Tag eingetreten sind.)

Kapitel 11: 15–19. Hier folgt endlich die Ankündigung der siebten Posaune, die aber nur angedeutet und in ihren Einzelheiten nicht berichtet wird. Was der Herr darüber den Seligen und im Gesichte auch beiläufig dem Seher schon offenbart hat, das soll auf Erden den Menschen bis zum Jüngsten Tag noch verborgen bleiben. (Vgl. Ap. 10: 4.) Statt dessen aber wird der Lobgesang der Seligen mitgeteilt, mit dem dieselben den Herrn für diese Ankündigung preisen, als wäre sein gerechtes Gericht schon ausgeführt. Nach dem Lobgesang sieht der Seher den gereinigten Tempel (vgl. 11: 1. 2) im Himmel aufgetan, das Bild der wahren und auf Erden noch unsichtbaren Kirche Christi, im Zustande der seligen Vollendung und des ewigen Sieges nach den Kämpfen dieser Zeit im Himmel.

Kapitel 12: 1 — 14: 20.

Der Schlangensame wider den Weibessamen.

Dies vierte Gesicht ist das mittlere unter den sieben Gesichtern in der Offenbarung. Außerlich bildet es die Mitte des Buches und sachlich des Herzstück der ganzen Offenbarung. Der Kampf des Satans durch das antichristliche Papsttum wider Christum in der Kirche des Evangeliums einerseits, und andererseits der Sieg des Herrn über den Satan, vorlaufend durch die Reformation und das erneuerte Evangelium und abschließend durch das Gericht des Jüngsten Tages, bilden den Inhalt dieser Hauptkapitel.

Das 12. Kapitel enthält drei Einzelbilder, die unter sich eng zusammenhängen. Ap. 12: 1-6 das Weib und der Drache. Im Himmel wird ein herrlich geschmücktes Weib sichtbar, das im Begriff ist zu gebären und einen Sohn gebiert. Das ist die Kirche Christi aller Zeiten, aus welcher er zur Fülle der Zeit gekommen ist, aber so daß in der Hauptsache die Zeit der Kirche unter dem Druck des Papsttums verstanden werden soll. Vgl. das Zahlenbild für die Hauptzeit des Papsttums in V. 6 und 14. Der rote, siebenköpfige und zehnhornige Drache aber ist Satan selber, V. 3 und 9, der will den verheißenen und gekommenen Heiland verschlingen und kann es nicht tun.

Ap. 12: 7-12 der Kampf zwischen Michael, d. i. Christus, und dem Drachen, d. i. Satan. Ein Kampf, der im Himmel gesehen wird, aber sich dort nicht abspielt, außer im Wilde. Das Bild soll andeuten, daß es in Wirklichkeit jenseitige Mächte sind, die in der Welt durch Menschen den bereits im ersten Wilde angedeuteten Kampf führen und ausfechten. Der Kampf hat im Jenseits und auf Erden angefangen, als nach dem Sündenfall die erste Verheißung von Christo gegeben ward, und die große Entscheidungsschlacht ist in demselben ausgefochten worden, als der Heiland sein Erlösungswerk in Angriff nahm und vollendete. Mit der Erhöhung des siegreichen Erlösers ist der Satan auf die Erde nieder zu Boden gestürzt worden.*)

*) Nach der in diesem Bibelbuch sehr merklich wahrnehmbaren Scheidung der gemeisagten Ereignisse durch die Reformation fällt dieses Bild und seine Deutung in die Zeit vor der Reformation. Zwei ähnliche Bilder, die aber in Einzelheiten recht verschieden von diesem Bilde sind, haben wir in Ap. 20: 1-3 und 7-10, die fallen nach der Reformation. Alle

Ap. 12: 13–17. Das verfolgte Weib in der Wüste. Seit seinem Sturz zur Erde kann der Satan seine Bosheit und Wut nur noch gegen die erlösten Kinder Gottes in der sichtbaren Kirche auf Erden auslassen. Er darf sie im Himmel nicht mehr beschuldigen und anklagen. Die Kirche kommt in äußerste Bedrängnis, aber der Herr errettet und bewahrt sie immer im rechten Augenblick, hier zeitlich und dort ewiglich. — Die Zeit der Bewahrung und Errettung auf Erden ist genau so lang bemessen als die Zeit, in welcher der Satan durch den Papstantichrist wüten darf, sie wird durch dasselbe Zahlenbild bezeichnet, mit der in Ap. 10 die Hauptzeit des Papsttums bezeichnet ward. Diesen Hinweis im Text muß man genau beachten, und der nötigt uns auch, den Inhalt des folgenden Kapitels in der Hauptsache von der Zeit vor der Reformation zu verstehen.

Das 13. Kapitel beschreibt uns das greuliche Tier, ein Geschöpf und eine Larve des Satans, das schon in Ap. 11: 7 vorlaufend erwähnt war, ausführlich. Es ist zwar ausgesprochen von zwei Tieren die Rede, aber es ist auch ausgedrückt, daß dieselben ihrem Wesen und ihren Berrichtungen nach eins und dasselbe sind. Das erste Tier aus dem Meer (der Völker, Ap. 17: 15) tritt hernach ganz hinter das zweite Tier aus der Erde (die christianisierte Welt im alten Römerreich) zurück, und das zweite Tier setzt alles Treiben und Tun des ersten Tieres fort. Es ist in zwei Gestalten im Grunde ein Tier, seine erste Gestalt ist das alte christusfeindliche Weltreich der Römer, und seine zweite Gestalt ist das widerchristliche Papsttum. Beide sind durch ihren feindlichen Gegensatz zu Christo ihrem inneren Wesen nach eins, konnten aber ihrer äußeren Erscheinung nach nur durch zwei Tiergestalten bildlich dargestellt werden, vgl. Ap. 11: 7. Als Kreatur und Larve Satans trägt das Untier dieselben Merkmale, sieben Häupter mit Hörnern und Kronen, die in Kap. 12 dem Drachen oder Satan zugeschrieben waren. Damit wir erkennen sollen, wo diese Satanslarve unter den Menschen auf Erden zu suchen ist, nämlich unter den großen Machthabern, werden dem Untier zusammengefaßt auch noch alle Merkmale der vier Weltmonarchien im

drei Satansgesichte des Sehers bilden eine fortlaufende Kette, das erste Gesicht deckt die Zeit vom Sündenfall bis zur vollbrachten Erlösung Jesu Christi, das zweite die Zeit des Neuen Testaments bis zum Anbruch der Kleinen Zeit, und das dritte die Kleine Zeit oder die allerletzte Zeit vor dem Jüngsten Tag. Aber Johannes unterscheidet und fixiert diese drei Zeitläufe nicht nach Jahren, sondern nach Geschehnissen während derselben.

Buche Daniel beigelegt. (In Dan. 7 war das erste Tier ein Löwe = assyrisch-babylonisches Reich, das zweite ein Bär = medo-persisches Reich, das dritte ein Panther = hellenisches Reich, das vierte Tier war ein so scheußliches Ungeheuer, daß Daniel keinen Tiernamen dafür wußte = römisches Weltreich. Dieses scheußliche Ungeheuer beschreibt Johannes hier als zwei Tiergestalten, die in ihrem Satanswesen durchaus eins sind.) In diesem Kapitel wird uns, kurz gesagt, der Antichrist zu Rom beschrieben, hauptsächlich in seiner Blütezeit vor der Reformation. Auf die Zeit vor und bis zur Reformation weist uns insonderheit das Zahlenbild der 42 Monate in B. 5 hin (vgl. dazu die Bemerkung zu Ap. 11: 2.) Darum kehrt dieses Zahlenbild in den nachfolgenden Kapiteln in keiner Variation wieder. — Zweierlei darf hier durchaus nicht übersehen werden. Einmal, daß der Seher der Offenbarung dem Daniel wohl einzelne Züge zur Ausmalung seines Bildes entlehnt, aber doch nicht sich genau an die Bilder und deren Ausdeutung bei Daniel hält, sondern die Bilder frei umgestaltet und ganz auf seine Weise ausdeutet. Das andere, daß er dieselbe Sache in Ap. 17 unter dem Wilde eines Satansweibes wieder aufnimmt und, während er hier mit seiner Ausdeutung vor der Reformation stehen bleibt, in Ap. 17 die Deutung für die Geschichte nach der Reformation fortsetzt.

Es ist ja nicht unsere Absicht, jede Einzelheit in diesem Texte zu erörtern, aber wir können denselben auch nicht mit obigen kurzen Bemerkungen abtun, weil hier ein genau beschriebenes sonderliches Ereignis geweissagt ist, das sich nach seiner Erfüllung geschichtlich belegen lassen muß. Wir haben hier in diesem Text eine verborgene Zeitangabe, die freilich nicht durch eine Zahl, wohl aber durch ein geweissagtes Ereignis ausgedrückt ist. Worin ist nun dieses Datum ausgedrückt, mit dem wir es hier zu tun haben? In dem Ereignis der Wermundung und Heilung des ersten Tiers. Die wiederholte Bezugnahme darauf, Ap. 13: 3. 12 und 14 sowie Ap. 17: 8. 11 zeigt, daß es bemerkenswert ist und einen Schlüssel darbietet zur richtigen Erkenntnis des ersten Tiers. Und darum muß es auch nach eingetretener Erfüllung möglich sein, das Eintreten dieses Ereignisses geschichtlich festzustellen. Für die rechte Deutung sind vor allem folgende Dinge zu beachten: Zuerst gilt es festzuhalten, daß beides, Wermundung und Heilung, von dem ersten Tier ausgesagt sind, von der zuerst heidnischen Römischen Weltmacht. Dann, daß es sich um eine Schwertwunde handelt, die anscheinend tödlich ist und wider Er-

warten doch nicht zum Tode führt, sondern nur eine andauernde Todesohnmacht zur Folge hat. Endlich, daß die geweissagte Heilung keine natürliche Folge gewesen ist, sondern vielmehr ein Kunstgriff des zweiten Tiers an dem ersten Tier durch die Kraft Satans. (Vgl. 2. Thess. 2: 9.) Außerdem darf nicht übersehen werden, daß im Texte selber auch die satanische Wunderheilung näher beschrieben ist, nämlich in Ap. 13: 14–17. Wo finden wir nun in der Geschichte des alten Römischen Reiches eine lange Zeit todesähnlicher Ohnmacht, wie sie dieser Weissagung entspricht? Nur in der Folgezeit der europäischen Völkerwanderung, da sehen wir den gänzlichen Zusammenbruch des Weströmischen Reiches und den kläglichen bloßen Fortbestand des Oströmischen Reiches. Die Völkerwanderung selbst, von 375 bis 476, ist die geschlagene Todeswunde, und die Folgezeit bis etwa 800, Zeit Karls d. G., ist die dadurch veranlaßte Todesohnmacht. Damit tritt dann für uns auch die Heilung oder Genesung des ersten Tiers durch eine künstliche Wiederbelebung desselben ins Licht der Geschichte. Das Römische Weltreich wurde sehr künstlich und rein nominell erneuert und im Fortbestand erhalten als das sogenannte Heilige Römische Reich deutscher Nation, von etwa 800 bis etwa 1800. Dieses geheilte, zweite Tier ruhte aber ganz und gar auf der sich allmählig durchsetzenden Anerkennung der geistlich-weltlichen Oberherrlichkeit des Papstes über Fürsten und Völker und über Bischöfe und Kirchenprovinzen. Diese Oberherrlichkeit ist also das Mittel der berichteten Wunderheilung. Vgl. hier die Daten, die zu Ap. 9: 1–12 schon angeführt worden sind. Der bei dieser Wunderheilung geübte teuflische Kunstgriff bestand in der groben Lüge von der doppelten Schwertgewalt des Papstes, seinem geistlichen und auch weltlichen Schwert. Dadurch wurden die Gewissen verblindet und gebunden. Der Papst trat den Fürsten und Obrigkeiten scheinbar die weltliche Gewalt ab und behielt dieselbe doch fest in seiner Hand, weil ohne die geistliche Gewalt die weltliche Gewalt nichts mehr galt. Die Fürsten mußten einfach mit oder ohne Willen den Papst wirklich stützen, während er nur (scheinbar) vorgab, sie zu stützen. Das Tier war heil geworden, aber so daß die Gewalt der Obrigkeit nun nicht mehr allein auf der Spitze des ihr von Gott verliehenen weltlichen Schwertes stand, sondern vielmehr auf der Spitze des angeblichen geistlichen Schwertes in der Hand des Papstes. Nachdem der Papst diese Lüge schier allen Menschen glaublich gemacht hatte, hatte er sich damit als angeblicher Stellvertreter Christi, in Wahrheit

aber als der Widerchrist, zum Gott auf Erden gemacht. Denn dies Geheilwerden des Tieres schloß eben die Unüberwindlichkeit seines Heilers mit dem weltlichen Schwert in sich, Fürsten und Herren konnten sich nun nicht mehr mit Erfolg dem Papste widersetzen, von dem sie nach dem Gewissen der Untertanen ihre Macht empfangen hatten. Unter heidnischen Kaisern war das Römische Reich christusfeindlich gewesen, unter sog. christlichen Kaisern fing es nun an, je länger je mehr widerchristlich zu werden. Die meisten späteren christlichen Kaiser fanden es in ihrem eignen Interesse nötig, alle Annahmen des Papstes zu fördern. Kein Wunder, daß nach und nach die Unterwerfung unter den Papst die im Texte beschriebenen Formen der Papstabgötterei annahm. Hinter das todwunde erste Tier hatte sich unmerklich das zweite Tier gestellt, hatte ihm neues Leben und erstaunliche Kraft eingeflüßt und beherrschte unter der Larve desselben und an seiner Statt die ganze Welt. Der Papst herrschte indirekt durch das geheilte Tier selbst durch die von ihm beehrten oder ohne Belehmung ihm untertänigen Fürsten, und daneben auch ganz direkt durch das Bild des Tieres, seine ganz weltlich organisierte Geistlichkeit, in allen Landen. Die Verwaltung der päpstlichen Kirche war recht genau der Verwaltung des alten Römischen Reiches nachgebildet, und die Papstkirche war zum internationalen Oberstaat geworden, dem alle Nationalstaaten sich unterordnen mußten und unterordneten. Der kirchliche Oberstaat verfügte freilich über keine eigentlichen Machtmittel, betätigte sich aber trotzdem mit rein fiktiven Machtansprüchen sehr erfolgreich zur Knechtung der Fürsten und Völker. Größer noch war seine Knechtung der verblendeten Gewissen bei den Christen wider Gottes Wort.

Es hat freilich geraume Zeit gedauert, bis der Papst zu Rom die gesteckte Ziel erreicht hat. Der erste Schritt zum endlichen Erfolg bestand darin, daß es gelang, einen oströmischen Kaiser zu bewegen, den Papst förmlich als den Stuhlerben Petri und Inhaber des geistlichen Schwertes anzuerkennen. Im Jahre 602 hatte ein Emporkömmling, Phokas, den Kaiser Mauritius in Konstantinopel vom Thron gestoßen, ihn samt seiner Familie ermordet und sich des Throns bemächtigt. Kurz vorher hatte sich der Bischof Johannes zu Konstantinopel, der die Greuelthat als solche gestraft hatte, den Titel eines Allgemeinen Bischofs beigelegt. Wegen dieses Titels strafte ihn Papst Gregor I. d. Gr., schalt ihn einen Antichrist und bat in einem Schmeichelbrief den Kaiser Phokas, sei-

nem Bischof die Führung dieses Titels zu verbieten. Aber Gregors zweiter Nachfolger, Papst Bonifaz III. (607), legte sich seinerseits den Titel Allgemeiner Bischof bei, und weil er in einem Brief an Phokas den Kaisermord billigte, so erlangte er, daß Phokas ihm diesen Titel bestätigte und allen Bischöfen gebot, ihm diesen neuen Titel zu geben. Der zweite Schritt zum endlichen Erfolg bestand darin, daß ein anderer Herrscher dem Papste zum geistlichen Schwert auch ein weltliches Schwert in die Hand gab. Pipin der Kleine, der Hausmaier oder Kanzler des schwachen Königs Childerich im Frankenreich, hatte tatsächlich die königliche Gewalt in Händen und hätte gerne auch den Titel als König gehabt. Nachdem er vorher unter der Hand alles mit dem Papste Zacharias (741–752) vereinbart hatte, rief er dessen Entscheidung an. Derselbe erklärte: Wer tatsächlich die Macht hat und ausübt, dem gebührt auch der Königstitel, bezeichnete somit den König als unwürdig und sprach seinem Kanzler den Thron zu. Scheinbar sehr gehorsam berief nun Pipin eine Volksversammlung, ließ den König entthronen, schor ihm sein langes Haar und steckte denselben samt seinem Sohne als Mönch in ein Kloster und ließ sich selber als König auf den Schild erheben. Der Erzbischof der Deutschen, Winfrid Bonifaz, mußte ihn dann im Auftrag des Papstes salben und in seinem Königtum bestätigen. Pipin d. Kl. regierte von 752–786. Zu der Zeit war die Herrschaft in Italien geteilt zwischen den Statthaltern des oströmischen Kaisers und den eingedrungenen Langobarden, deren sich die Statthalter nicht wohl erwehren konnten. Der Langobardenkönig Aistulf eroberte wieder einmal die Provinz Ravenna und drang bis in die Nähe Roms vor. Da rief Papst Stephan III. (753–757) den König Pipin um Hilfe und Schutz an, und der fühlte sich dem Papste zu Dank verpflichtet und kam mit seinem Heere und half. Er nahm den Langobarden die Provinz Ravenna in Italien wieder ab und schenkte sie dem Papste, 754, ohne Rücksicht auf die älteren Rechte des Kaisers. Doch, als das Frankenheer abgezogen war, rächte sich der Lombarde, nahm dem Papste die Provinz wieder ab und belagerte selbst Rom. Die ersten Hilferufe an die Franken verhallten ungehört. Da verfaßte der Papst einen Brief, der angeblich von dem Apostelfürsten Petrus an Pipin und dessen Söhne gerichtet war und die Aufforderung enthielt, das geschenkte Gebiet seinem Stuhlerben zu sichern. Der Brief wirkte, Pipin unternahm einen zweiten Kriegszug gegen die Lombarden, und der Papst erhielt endgültig das Gebiet von Ra-

venna mit 22 Städten, im Jahre 756. Pipin erklärte, was er einmal dem heiligen Petrus geschenkt habe, das dürfe demselben niemand wieder abnehmen. Diese sog. Pipinische Schenkung (756), die 774 von Karl d. Gr. erweitert wurde, bildet den Anfang des päpstlichen Kirchenstaates. Der dritte Schritt zum endlichen Ziel bestand darin, das errungene weltliche Schwert neben dem geistlichen in der päpstlichen Hand festzuhalten. Das bedeutete Kampf mit solchen Fürsten, die sich der päpstlichen Oberhoheit widersetzen. Den ersten großen Erfolg errang in dieser Hinsicht Papst Nikolaus I. (859–867) gegen den Herzog von Lothringen, Lothar II. Derselbe hatte sich durch gefällige Bischöfe von seiner rechtmäßigen und treuen Gattin scheiden lassen und seine Buhlerin geheiratet. Der Papst setzte die schuldigen Bischöfe ab, erklärte die Scheidung für ungültig und zwang den Herzog, die verstößene Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. In diesem Streit spielte zum erstenmal die Sammlung von päpstlichen Gesetzen, die meistens gefälscht waren und einem Isidor als Sammler zugeschrieben wurden, eine bedeutende Rolle, weil Papst Nikolaus sich darauf stützte. (Päpstliche Rechtsentscheidungen hießen Dekrete, und Sammlungen derselben nannte man Dekretal. Das Dekretal des sog. falschen Isidor enthält, mit echten Dekreten untermischt, etwa 100 gefälschte Dekrete, die aber damals noch nicht als Fälschungen erkannt waren. Das Hauptdokument darin ist die gefälschte sog. Schenkung des ersten christlichen Kaisers, Konstantin d. Gr., an den Papst Sylvester [314–335]. Darin wird zum Dank für eine angebliche Wunderheilung vom Aussatz vom Kaiser dem Papste, unter Anerkennung seines kirchlichen Vorrangs vor allen andern Bischöfen, schier kaiserliche Würde und Macht abgetreten und seinen Hofgeistlichen der Rang kaiserlicher Senatoren verliehen. Die Verlegung des kaiserlichen Sitzes von Rom nach Konstantinopel oder Byzanz wird damit erklärt, daß der Kaiser dem Papste in Rom und in Italien nicht im Wege stehen wollte.) — Früher hat man gemeint, diese Fälschung sei schon zu Pipins Zeit verfaßt und benutzt worden, um 750, aber das ist nicht sicher zu erweisen. Jetzt wird als sicher angenommen, daß dieselbe etwa um 850 im westlichen Frankreich aufgebracht worden ist, so daß Papst Nikolaus sie gleich benutzen konnte. Erst in der Reformationszeit wurden dieses und andere Dokumente dieses Dekretals als Fälschungen erkannt und erwiesen. (Auch Luther hat dann mitgeholfen, die Welt darüber aufzuklären, vgl. XVI, S. 2045 ff.) Aber ganz ans gesteckte Ziel herangefommen ist zuerst

Papst Gregor VII. (1073–1085), der vormalige Mönch Hildebrandt, den das Volk den Höllebrand genannt hat. Derselbe enthob alle verehelichten Geistlichen, die ihre Frauen nicht entlassen und ehelos bleiben wollten, ihre Amtes. Ebenso entsetzte er alle kirchlichen Amtsträger, die ein Kirchenamt von Laienhand ohne Zustimmung und Bestätigung des Papstes angenommen hatten, und sprach den Bann aus über Fürsten und Herren, die sich solche Amtsverleihung anmaßen. Darüber geriet er in Streit mit dem deutschen Kaiser Heinrich IV. (1056–1106), der außerdem wegen Volksbedrückung bei ihm verklagt war. Der Papst erwies sich stärker als der Kaiser in diesem langen und bitteren Streit. Er tat den Kaiser in den Bann und entband alle seine Untertanen von ihrem geleisteten Treueid gegen den Kaiser, und Fürsten und Untertanen fielen zum größten Teil von demselben ab. Da entschloß sich der Kaiser zuletzt zur größten Demütigung vor dem Papst, er zog als Büsser nach Italien und stand, mitten im kalten Winter, dreimal einen Tag lang barfuß und fastend im Schloßhofs zu Kanossa, wo der Papst gerade weilte, ehe er von demselben vorgelassen und vom Banne losgesprochen wurde, ohne wieder als Kaiser eingesetzt zu werden. Kaiser Heinrich hat später denselben Papst plagen können, konnte aber trotzdem von demselben die Wiederanerkennung gegenüber seinen Gegenkaisern nicht erlangen. Nach der Zeit Papst Gregor VII. konnte die Oberherrlichkeit des Papstes von den Fürsten nicht mehr mit dauerndem Erfolge bekämpft werden. (Weitere hierher gehörende Daten finden sich schon zu Ap. 9: 1–12 angegeben.) Erst durch Luthers Reformation und durch die nebenher gehenden politischen Aus- und Nachwirkungen der Reformation ist der Wahn von der päpstlichen Oberherrlichkeit zusammengebrochen, nicht nur bei allen Protestanten, sondern auch bei katholischen Völkern und Fürsten. Auch bei den Katholiken ist der Papst nicht mehr das, was er vor der Reformation bei ihnen gewesen ist, und er wird auch nie wieder bei demselben das werden, was er vor der Reformation bei ihnen gewesen ist.

Kapitel 13: 16–18. Hier haben wir das räthelhafte Zahlenbild 666, von dem uns gesagt wird, daß es eine Namenszahl und zwar die Zahl eines Menschen, nicht eine Zeitzahl oder dergleichen ist. Trotzdem haben zu allen Zeiten viele Ausleger versucht, eine chronologische Zeitangabe nebenher herauszurechnen. Aber nichts im Text deutet auch nur an, daß dieses Zahlenbild einen Zeitraum

umschreiben soll. Dagegen fordert der Text ausdrücklich auf, das Zahlenbild 666 so zu bedenken und aufzulösen, daß der Name eines Menschen herauskommt, in dem das Wesen und die Tätigkeit dieses Thiers sich ausgedrückt findet. Wie die geschlagene und wieder geheilte Todeswunde ein Merkzeichen für das zweite Tier sein soll, so soll die Namenszahl insonderheit ein Merkzeichen für das erste Tier sein; wobei man freilich nicht vergessen darf, daß beide Tiere im Grunde eins sind. Darum muß jedes dieser beiden Merkzeichen letzten Endes auf das ganze Doppeltier und auch auf sein Bild hinweisen. Wenn der Seher sagt, daß zur Auflösung des Zahlenbildes als Namenszahl Weisheit erforderlich ist, so fordert er damit garnicht in erster Linie Kenntnis der Gematrie oder der Deutungsregeln für Namenszahlen. Diese Kenntnis war damals unter Juden und Heiden und solchen Christen, die das früher gewesen waren, garnichts Ungewöhnliches, wie heute bei uns. Damit ist vielmehr vor allem erinnert, daß rechtes Verständnis des Alten Testaments und genaues Bedenken der Offenbarung Johannis zur Lösung dieser Aufgabe ganz unerläßlich ist. Wer den Papst nicht aus den klaren Angaben des Alten und Neuen Testaments und vor allem nicht aus der genauen Beschreibung im Text der Offenbarung Johannis als den Antichrist erkennen kann oder will, der wird ihn auch nicht durch richtige Enträtselung der Zahl 666 dafür erkennen und anerkennen. Weil Johannes selber zur Enträtselung dieser Zahl auffordert, so liegt zweierlei auf der Hand, einmal, daß dieselbe für jeden weisen Christen damals wohl möglich gewesen ist, zum andern, daß die richtige Lösung ihm selber genau bekannt gewesen ist. Auf Grund dieser Voraussetzung nehmen wir an, daß er mündlich auch den Christen seiner Zeit seine Kenntnis der Lösung nicht verborgen gehalten hat. Es unverbliemt zu sagen, hätte große Schwierigkeiten mit der Obrigkeit bereiten können, bekannt sollte und mußte es aber werden, was mit dieser verbliemten Rede gemeint sei, darum muß die rechte Lösung aus alter Zeit auf uns gekommen sein. Ohne auf die Regeln der Gematrie überhaupt einzugehen, wollen wir nur sagen, daß unsers Erachtens die Lösung des Rätsels nur in den beiden biblischen Grundsprachen zu suchen ist. Die annehmbarste Lösung in hebräischen Buchstaben ist wohl: Romijith, d. i. römisches (Tier), und die annehmbarste Lösung in griechischen Buchstaben: Lateinos, d. i. Lateinischer (Wischof). Die erste Lösung deutet mehr den Ausgangsort und die zweite Lösung mehr die Amtstellung

des kommenden Antichristen an, und eine Zeit ist in keiner Weise angedeutet. Zu allen Zeiten ist es sehr gebräuchlich gewesen, einen nicht genauer bekannten Menschen unter andern Menschen nach seiner Herkunft oder nach seiner Beschäftigung oder nach beiden zu bezeichnen. Zu unsern Zeiten und in unsern Sprachen wäre dieses Merkmal jetzt: römisch oder römisch-katholisch, der Titel, auf den die Papisten für sich selber solchen Nachdruck und solches Gewicht legen.*)

Zum ganzen Kapitel ist schließlich zu sagen, daß abgesehen von der Namenszahl und ihrer Bedeutung, diese ganze Weissagung für die Zeitgenossen des Sehers dunkel und schwer verständlich gewesen sein muß. Ihnen fehlte eben noch jeder erkennbare Hinweis auf die Zeit und die Art und Weise der Erfüllung dieser bildlichen Weissagung, auf die sie zu warten hatten. Für uns aber, die wir jetzt lange nach der Erfüllung derselben leben, ist die Erklärung dieser Weissagung gar nicht mehr schwer, und sie hilft uns viel zum rechten Verständnis des ganzen Buches der Offenbarung. Aber nun, nach der greifbaren Erfüllung dieser Weissagung, dieselbe in der Zukunft zu erwarten und zum Kennzeichen eines erst kurz vor dem Jüngsten Tag zu erwartenden Traum-Antichristen zu machen, ist ein verhängnisvoller Fehler, der das rechte Verständnis der ganzen Offenbarung schier unmöglich macht.

Das 14. Kapitel. Es bildet den Abschluß dieses Gesichtes und stellt uns wieder den Herrn Christus in seiner Herrlichkeit als Sieger über den Antichrist in Zeit und Ewigkeit dar. Nachdem im Anfang, B. 1-5, der Siegesjubel seiner Seligen im Himmel über die Ankündigung des Gerichtes durch die Reformation beschrieben ist, folgt dann, B. 6-20, die Ankündigung und Beschreibung des zeitlichen Gerichtes über den Papst-Antichrist durch die Reformation und am Ende die Beschreibung seines ewigen Sieges durch den Jüngsten Tag.

Wir haben also hier in der Mitte die erste bestimmte und genaue Weissagung in der Offenbarung von der Reformation der Kirche, und es macht uns keine Mühe, die Erfüllung dieser Weissagung kirchengeschichtlich zu belegen. Ohne uns auf weitere Einzelheiten einzulassen, setzen wir die Erfüllung von 1517 (Anschlag der 95 Thesen

*) In der vorgeschlagenen lateinischen Lesung, so geschrieben: VICarIVs FILII DeI, d. i. der Stellvertreter des Sohnes Gottes, können wir mehr nur ein geistreiches Spiel als eine wirkliche Lösung der Namenszahl sehen.

Luthers) bis 1580 (Erscheinen des Lutherischen Konfordinbuchs). Der erste Engel flog im Gesicht mitten durch den Himmel, d. h. durch den Raum zwischen Himmel und Erde, so hoch oder vielmehr so niedrig über der Erde, daß alle Menschen seine Botenstimme wohl vernehmen konnten, die beiden andern Engel folgten ihm auf gleiche Weise nach. (Johannes sah im Gesicht wirkliche Engel, die waren bildliche Darstellungen für menschliche Botenstimmen, die der Herr auf Erden lautwerden lassen wollte. Sie weisen zugleich hin auf die kräftige Wirkung und weite Ausdehnung des Inhalts dieser Botenstimmen auf Erden.) Der erste Engelbote hier mit dem ewigen Evangelium ist eine weis sagende Hinweisung auf das Erscheinen und die Wirksamkeit Dr. Martin Luthers zur bestimmten Zeit, der das Evangelium der ganzen Welt wieder zugänglich machen sollte und gemacht hat. Diese Weissagung schließt alle seine Gehilfen im Werk der Reformation mit ein, lautet aber auf ihn als die Hauptperson alleine. Luther ist der erste und allein wirklich erfolgreiche Reformator, Christi auserwähltes Rüstzeug zur Wiederherstellung seiner durch den Papst und andere verwüsteten Kirche gewesen. Allerdings, Luther hat das Reformationswerk zwar alleine angefangen, aber nicht alleine ausgeführt und vollendet, sondern er hatte vom Herrn ausgerüstete Gehilfen dabei. Allein, alle die großen und kleinen Helfer Luthers wären ohne seinen durchschlagenden Vorgang und Erfolg garnicht aufgetreten und wären sicher nicht zur Geltung und zum Erfolg gekommen. Die Person des Reformators kommt hier weniger in Betracht, sie wird durch einen Engel, d. i. göttlichen Boten abgebildet. Um so genauer aber ist er nach dem Inhalt seiner Botschaft und nach dem Erfolg derselben beschrieben. Das sind die zwei Merkzeichen, an denen er erkannt werden soll. Dadurch, daß er die Predigt des lautern Evangeliums für die ganze Welt wieder hoch und hell auf den Leuchter gestellt hat, entspricht er dem Bilde des ersten Botenengels ganz genau. Und dadurch hat er die Kirche Jesu Christi wieder zu ihrem ursprünglichen Wesen und Werk erneuert. Das ist der große Haupterfolg seines Wirkens auf Erden, und darum ist ihm in der Weissagung die himmlische Botschaft, mit der er solches ausgerichtet hat, in der Gestalt des ersten Engelboten, in den Mund gelegt. Mit dieser Botschaft hat er nebenher den Papst als den Antichrist geoffenbart und zugleich gestürzt und für alle die unschädlich gemacht, die hinfort dem Evangelium recht glauben. Die Rundmachung dieser wichtigen und großen Nebenfrucht der Wieder-

herstellung des Evangeliums wird den beiden ihm nachfolgenden Engelboten des Herrn in den Mund gelegt. Die durch Luther vollbrachte Niederwerfung des Papsttichristis ist in ihrem vollen Umfange tatsächlich auch erst nach Luthers Abtreten vom Schauplatz seines Wirkens ganz ersichtlich fühlbar geworden, für die Kirche sowohl als auch für die Welt. Wir verzichten darauf, die zwei nachfolgenden Engelboten auf zwei einzelne, alle andern überragende lutherische Kirchenarbeiter auszuweisen und halten dafür, daß dadurch alle treuen Nachfolger Luthers bezeichnet sind. Alle die, die irgendwo und irgendwann Luthers Werk auf Erden in seinem Geiste fortsetzen und darin beharren. (Wenn andere Ausleger hier in dem zweiten Engelboten etwa Martin Chemnitz, den zweiten großen Martin in Deutschland, und in dem dritten Engelboten den amerikanischen Luther, nämlich Dr. C. F. W. Walther, sehen wollen, so ist das unverwerflich, wenn auch nicht ganz belegbar. Aber Zwingli und Calvin, mit ihren Gehilfen, waren neben dem Reformator Luther nur Deformatoren, die nicht mit Luther in eine Reihe gestellt werden können. Sie waren weder seine Gehilfen noch seine Nachfolger, sondern vielmehr seine Widersacher.) Der Herr Christus hat durch Luther das Evangelium in der Welt wieder ans Licht gebracht, daß es bis ans Ende darin bleiben und seine seligmachende Kraft an denen ausrichten und beweisen soll, die es hören und bewahren. Mag es an einem Ort und zu einer Zeit, da es einmal helle geschienen hat, verdunkelt oder gar ausgelöscht werden durch Undankbarkeit und Bosheit der Menschen, so läßt der Herr dasselbe anderswo aufleuchten und scheinen, solange die Menschen dort sich diesem Lichte zuwenden und dankbar darin wandeln, es seien ihrer wenige oder viele. Für die allerletzte Zeit, in der wir jetzt leben, die „Kleine Zeit“ (Ap. 20: 3b. 7–9) vor dem Jüngsten Tag, in welcher Satan alle Feinde des Evangeliums wider dasselbe zusammenschart, steht freilich nicht zu erwarten, daß das rechte Evangelium noch groß auffallende äußere Ausbreitung findet (Luk. 18: 8). Aber trotzdem, wo immer in der Welt und solange in der Welt die reine Lehre Luthers klar und kräftig gepredigt wird, da ist an solchen Orten den Menschen, die diese Botschaft vom Himmel hören, oder hören könnten und sollten, die Thür zum Himmelreiche weit aufgetan, und dagegen der Abgötterei, Eigengerechtigkeit, Scheinheiligkeit, der Seelenverführung und selbst der Verfolgungswut des Papsttichristen eine kräftige Schranke gezogen. Da liegt der größte Feind Christi und seiner Schafe ohnmächtig und

hilflos am Boden gegenüber diesem Evangelium. Andererseits ist und bleibt der Papstantichrist für alle die, die dem Evangelium nicht voll und ganz und beständig glauben, der gefährlichste falsche Prophet und verderblichste Seelenverführer und zugleich für die Völker und Herrscher, die das Evangelium verachten und verwerfen, der listigste und erfolgreichste Bedroher ihrer bürgerlichen Freiheit und zeitlichen Wohlfahrt.

Darum ist das rechte Verständnis gerade auch der Weissagung in diesem Kapitel von der allergrößten Wichtigkeit und Bedeutung. Und auch die richtige Datierung dieser Weissagung in der Periode der Reformation ist von sehr großer Wichtigkeit für das rechte Verständnis der noch folgenden Weissagungen in diesem Buche. Alle noch nach diesem feststellbaren Hauptdaten fallen in die Zeit nach der Reformation.

Offb. 15: 1–19: 21. Sieben Schalen.

Es ist ein Gesicht mit etlichen Nachträgen, und die darin beschriebenen Strafgerichte Gottes fallen a) in die Zeit nach der Reformation bis zum Jüngsten Tag, Ap. 15: 1, und gehen b) nur über den Antichrist und sein Reich sowie alle seine Mitläufer, Ap. 17: 1. 2. Darum werden die Kinder Gottes auf Erden von diesen Gerichten unmittelbar garnicht betroffen, und sofern sie mittelbar davon betroffen werden, werden sie darin bewahrt und zur rechten Zeit herausgeriffen werden.

Das 15. Kapitel enthält die himmlische Vorbereitung zu diesen Strafgerichten auf Erden. Gleich der erste Vers bietet in bildloser Rede eine bemerkenswerte Zeitangabe: Die sieben Engel hielten in ihren Schalen die sieben letzten Plagen oder Strafgerichte. In diesen Worten, Ap. 15: 1, liegt offenbar eine Rückverweisung auf die Worte in Ap. 14: 7: Die Zeit seines Gerichts, über den Papst-Antichrist, ist gekommen, demnach fallen diese Strafgerichte alle in die Zeit nach der Reformation und gehen sämtlich in der Hauptsache über den Papst-Antichrist. — Dann beschreiben Ap. 15: 2–4 den himmlischen Lobgesang über die Ankündigung dieser Gerichte, die im Himmel mit der Ankündigung auch schon als vollzogen geschaut werden. Der Seher sieht dabei das gläserne Meer mit Feuer vermischt. Das gläserne oder kristallene Meer ist Bild der Herrlichkeit Gottes, und das eingemengte Feuer ist Bild seines feuerbrennenden Strafzorns gegen die endgültig verstockten Feinde Christi,

mit denen er abrechnen will. In Ap. 15: 5-8 sieht der Seher endlich, wie der Tempel im Himmel zugeschlossen wird, nachdem die sieben Strafengel, geschmückt als Priester und Könige im Abglanz der Herrlichkeit Gottes, daraus hervorgegangen sind, während und bis dieselben ihre Schalen ausgegossen haben. Der endliche Strafzorn Gottes ist so groß und schrecklich, daß Gott während des Vollzuges desselben unnahbar ist und bleibt für Gebete und Fürbitten um Milderung und Schonung über die, denen dieser Strafzorn gilt.

Im 16. Kapitel wird das Ausgießen der sieben Schalen im Himmel und die Auswirkung davon auf Erden über den Antichrist und seine Knechte beschrieben. Sobald eine Schale im Himmel ausgegossen ist, vollzieht sich das dadurch bedeutete Strafgericht auf Erden. Die einzelnen Gerichte auf Erden aber gehen mehr sachlich nebeneinander her, als daß sie zeitlich nach ihrer Ordnung hier im Text aufeinander folgen; denn die Drüsen, von denen in B. 2 bei der ersten Schale die Rede ist, kehren in B. 11 bei der fünften Schale als fortwirkend wieder. Die Ankündigung der Strafgerichte erinnert z. T. an die Plagen über Pharao und die Ägypter, sind aber keineswegs buchstäblich zu verstehen, sondern ähnlich wie die bereits dagewesenen Siegel und Posaunen. Der Seher malt neue Bilder mit alten Farben aus dem Alten Testament.

Die erste Schale, Ap. 16: 2, bewirkt, daß die folgamen Knechte des Antichrists, und nur die, mit einer bösen Drüse geschlagen werden. Darunter ist in gesteigerter Weise daselbe zu verstehen wie in Ap. 9: 5. 6: Das Brandmal im Gewissen wegen erkannter und doch beharrlich festgehaltener Sündengreuel in Lehre und Leben und wegen der Verführung anderer zu solchen Sünden. Nach Ap. 15: 8 liegen der Papst-Antichrist und seine bewußtwilligen Helfer im Gericht der Selbstverstockung. — Die zweite Schale, Ap. 16: 3, Verwandlung des Meeres in Blut, ist zu deuten auf das reichliche aber doch vergebliche Blutvergießen, welches der Papst durch Religionskriege, Inquisition und Protestantenverfolgungen unter Gottes Zulassung in der Welt angerichtet hat. Eine Strafe ist das für ihn in doppelter Beziehung, einmal weil's doch vergeblich für seine Zwecke gewesen ist, zum andern weil es mehr Strafzorn Gottes auf ihn hingezogen hat. — Die dritte Schale, Ap. 16: 4-7, Verwandlung der Trinkwasser für sich selbst in Blut, ist dem Wesen nach der zweiten Schale gleich, aber der Auswirkung nach verschieden, die auf ihn zurückfällt. Damit wir dies

nicht übersehen, wird in B. 5–7 nachdrücklich hingewiesen auf die darin liegende göttliche Wiedervergeltung: Womit einer sündigt, damit wird er auch gestraft. Daher deuten wir dieses Zorngericht auf die Selbstzerrüttung des Papsttums, durch welche die Blutschulden desselben sich an ihm selbst gerächt haben. Gerade die stöckatholischen Länder, die um des Papstes willen das Evangelium mit Blutvergießen von sich ausgetrieben haben, haben sich damit wirtschaftlich, kulturell und je länger je mehr auch machtpolitisch zugrunde gerichtet. Sie sind gegen die Länder, die das Evangelium aufnahmen und bei sich gewähren ließen, in jeder Weise im Rückstand geblieben. (Das Meer in B. 3 sind die Völker, die Wasserströme und Quellen aber sind die nationalen Volkskräfte und Hilfsquellen. Der Papst hat zuzeiten die ganze Welt, oder doch beträchtliche Teile derselben, mutwillig in Blut gebadet. Eben dadurch hat er wider Willen auch sich selber und den Seinen je länger je mehr die zeitlichen Wohlfahrts- und Machtquellen verstopft, indem er die Nachwehen und Auswirkungen dieser Gewaltpolitik außer acht ließ.) — Die vierte Schale, Ap. 16: 8. 9, verdorrnde Sengehitze. Hierunter kann nicht Christus, die Sonne der Gerechtigkeit im Evangelium verstanden werden, wohl aber das, was bei den Papisten dafür an die Stelle getreten ist, die Menschenlehren des unfehlbaren Papstes von der Verdienst- und Werkgerechtigkeit und Scheinheiligkeit. Aber es wird den Papisten sengerend heiß dabei, wenn sie damit der siegreichen Wirkung und Ausbreitung des durch Luther wieder ans Licht gebrachten Evangeliums in der Welt widerstehen. Heiß im Gewissen, wenn sie die Bibelwahrheit für ihre Zwecke verfälschen, heiß auch vor saurer Arbeit und Mühe, mit der sie suchen ihr Volk dem Bibellichte fernzuhalten. Und darum schäumen sie aus in Lästerworten und Lästerwerken. — Die fünfte Schale, Ap. 16: 10. 11, Verfinsternung der päpstlichen Herrlichkeit und Macht. Die beanspruchte Macht und Oberherrlichkeit in der Welt sollte ihres Erachtens der Lohn und das Heilpflaster auf ihr gebrandmarktes Gewissen sein; aber damit ist und bleibt es aus und vorbei seit der Reformation Luthers. Das ist, neben der Ausbreitung des Evangeliums in der Welt, die andere Ursache ihres Lästerns wider den Herrn im Himmel. — Die sechste Schale, Ap. 16: 12, der Weg über den ausgetrochneten Euphratfluß für die Könige vom Aufgang der Sonne. Dies ist eine scheinbar sehr dunkle Schriftstelle, bis man die Nebenstellen dazu, Ap. 16: 16; 17: 16; 17: 12–14 und 17; 19: 17–21 und 20: 7–9, zum rechten Verständnis

vergleicht. Dann ist die Meinung diese: Die mancherlei Weltmächte jeder Art vereinigen mehr oder weniger ihre Macht wider Christus und sein Evangelium mit der Macht des Papstantichristen. Und es geschieht das in der allerletzten Zeit vor dem Jüngsten Tag, d. h. jetzt in unserer gegenwärtigen Zeit. Sie sehen, der Papst alleine kann des Evangeliums nicht wieder mächtig werden, darum ziehen sie wie zum Entsatz von außen nach dem Babel-Rom zu. Der Herr bahnt ihnen scheinbar den Weg, läßt den Euphrat austrocknen, daß sie nicht nötig haben wie einst Cyrus denselben abzuleiten. Von Babel-Rom aus (Ap. 16: 19) soll es mit dem Heer des Antichrists vereint wider Jerusalem, die Stadt Gottes, d. i. die Kirche Christi, gehen zur völligen Verwüstung. Und der Herr bahnt scheinbar selber ihnen den Weg dahin, d. h. läßt den Anfang ihrer Anschläge gelingen. Aber sie kommen garnicht bis Jerusalem; ehe sie dahin kommen, werden sie vorher im Thal bei Megiddo in Nordgalilea, dem Orte vieler vernichtender Völkerschlachten in alter Zeit, vom Herrn alle mit einander vernichtet. Da es sich hier weder um das wirkliche Babel noch um das wirkliche Jerusalem, sondern um Babel-Rom und das Reich Christi auf Erden handelt, so sind alle geographischen Bezeichnungen, also auch das Thal Megiddo, hier nur als bildliche Einkleidung der damit geoffenbarten Wahrheit zu nehmen. Wahrscheinlich soll uns damit auch dies gesagt sein, daß unmittelbar vor dem Jüngsten Tag, äußerlich angesehen, die rein weltlichen Feinde für die Kirche bedrohlicher anzusehen sein werden als der Papst-Antichrist, der schon gerichtet aber noch nicht vernichtet ist; weil er der Hilfe der Weltfeinde Christi so sehr bedarf. Wahrscheinlich, denn Gewisses läßt sich auf Grund der Bilderreden im Texte nicht wohl darüber sagen. Aber wie die Weltfeinde trocken über den Euphrat im Bilde nach Babel-Rom und von da ins Thal bei Megiddo gelangen, sagen uns die Verse 16: 13–16. (Vgl. zu Ap. 9: 13. Dort haben wir zuerst und zumeist an der geographischen Bedeutung des Flußnamens festgehalten, hier geht das nicht an. Aus den geographischen Namen muß die symbolische Deutung erschlossen werden, die die Bilderrede und die abgebildete Sache erfordert. Da es sich um Babel-Rom handelt, so verliert auch der Name Euphrat seine geographische Bestimmtheit. Sind unter den Ostkönigen die Weltmächte als Bundesgenossen des Antichrists wider Christum gemeint, dann muß die Ausdeutung der Tatsache Rechnung tragen, daß die dem Römischen Reiche entsproßten Zehn Könige nicht in Ostasien — wie die Bildrede

forderte — sondern in Europa sitzen, vgl. Ap. 17. — Ähnlich ist es mit dem geographischen Namen Har Megeddon (Berg Megiddo) oder Ur Megeddon (Stadt Megiddo). Der Seher bleibt selber nicht ganz genau bei der geographischen Bedeutung des Namens, um anzuzeigen, daß derselbe nur zur Ausmalung des Bildes dasteht. In Ap. 16: 16 ist es ihm ein Ort, vorher in Ap. 16: 14 setzt er dafür: am großen Tag des Herrn, und in Ap. 16: 17–21 ist es ihm beides, Ort und Tag des Jüngsten Gerichts. Wollte man an der geographischen Bedeutung des Namens festhalten und dieselbe pressen, dann hätte die damit bezeichnete Talebene Jesreel sicher nicht Raum zum Aufmarsch eines modernen Riesenheeres, wie es jede Seite im Weltkrieg aufgeboten hatte; wie sollten die Kriegsheere der ganzen Welt dort Raum finden? Die sprachlich-mystischen Ausdeutungen, die von etlichen Auslegern geboten werden, sind auf jeden Fall sachlich belanglos.)

Der Abschnitt Ap. 16: 13–16, von den drei frochähnlichen, d. h. ekelhaften und lärmmachenden Dämonen oder Zeitrichtungen der Neuzeit. Zuerst der Kommunismus, aus dem Munde des Satans selbst, das rote Gespenst des Umsturzes, das Herrscher hängen macht um den Thron, und Untertanen um den eigenen Herd. Und diesen Geist des Umsturzes weiß niemand dauernd zu bändigen. Dann der Liberalismus oder die Freisinnigkeit auf allen Gebieten, aus dem Munde des Tiers, d. h. der Weltmacht oder der herrschenden Massen. Gedacht als Gegengift gegen den Umsturzesgeist, hat man diesen Geist des Freisinns oder der Ungebundenheit von oben herab zuerst auf dem Gebiet der Religion, der Wissenschaft, der Literatur und Kunst und des sozialen Lebens gepflegt, solange er den Staatsinteressen nicht bedrohlich zu werden schien. Man konnte es aber nicht hindern, daß dieser Geist sich auch in die Politik und Verwaltung eindrängte, und da wurde er den Herren und den Großen bald bedrohlich, ohne daß man weiß, wohin ihn nun abzulenken. Endlich der Ultramontanismus, aus dem Munde des Papstes, die Geistesrichtung der katholischen Untertanen weltlicher Herrscher, welche die Interessen des Papsttums weit vor den wichtigsten Interessen des Vaterlandes gehen. Er ist den Fürsten einerseits auch bedrohlich und bietet sich ihnen andererseits als zuverlässigen Bundesgenossen gegen Kommunismus und Liberalismus an, falls die Fürsten und Großen nur mit dem Papste gehen wollen. Trotzdem alle drei verschiedene und sich kreuzende Interessen haben, im Christushaß sind sie völlig eins,

und wo der ins Spiel kommt, da reichen diese drei Geistesrichtungen sich allezeit und überall die Hand zum Beistande. Daher werden sie es dahin bringen, daß die christusfeindlichen Könige und Großen in der Welt, mit Einschluß des Papstes, einmal einen letzten gemeinsamen Sturm wider das Evangelium und das Reich Christi auf Erden organisieren werden. Darum folgt in W. 15 den Kindern Gottes zum Trost die Versicherung, daß dann aber auch Christus selber kommen wird, und in W. 16 die Versicherung, daß es geschehen wird an seinem Ort und Tag Harmageddon, d. h. durch seinen Jüngsten Tag. — Darauf folgt endlich die siebte Schale, Ap. 16: 17–21, der Jüngste Tag unter dem Bilde eines Erdbebens begleitet von andern Schrecken, die vom Jüngsten Tag geweißt sind. Manchen fällt es auf, daß die Verdammten mit Lästerworten im Gericht dahin fahren, aber das ist eben der Anfang des Lästerens der Verzweiflung, von der sie ewiglich nicht wieder loskommen werden.

Was nun die geschichtliche Erfüllung dieses Kapitels anbelangt, so muß betreffs der Erfüllung der Ankündigung der ersten Schale nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß kein einziges Beispiel vorliegt, daß ein Papst je dafür Buße getan hat, daß er Papst d. i. Antichrist gewesen ist. Ebenso, daß nur sehr, sehr wenige hochgestellte und einflußreiche Papstknechte für ihre Beihilfe zur Antichristerei Buße getan, und anscheinend rechtschaffene Protestanten geworden sind. Nach Ap. 15: 8; 16: 2. 9. 10 und vielen andern Urteilen Gottes in der Offenbarung Johannis liegt hierin ein Gericht der Selbstverstockung durch Gottes Zorn und Verhängnis über die Betreffenden vor. — Betreffs der Erfüllung der Ankündigung der zweiten Schale, Ap. 16: 3, genügt ein Hinweis auf katholische Blutschulden in den Hauptländern Europas. In Deutschland: der Schmalkaldische Krieg, 1546–1547, und der Dreißigjährige Krieg, 1618–1648 (Zerstörung Magdeburgs 1631). In Osterreich (und z. T. Süddeutschland): die von den Jesuiten durch den Arm des Staates grausam durchgeführte Gegenreformation, 1564–1781 (Austreibungen der evangelischen Salzburger, 1685 und 1731). In den Niederlanden: die blutige Gegenreformation unter dem spanischen Herzog Alba, 1567–1573. In Frankreich: die auf einander folgenden Hugenottenkriege, 1562–1787 (Protestantenabschlächterei in der Bartholomäusnacht, 1572. — Dragonaden Kg. Ludwig XIV. seit 1681). In England: die Schreckenzeit unter der blutigen Königin Marie Tudor, 1553–1558. In Italien hat die Inquisition

den bald reichlich aufgehenden Samen der Reformation Luthers durch schnelle und gründliche Arbeit wieder erstickt. Ebenso in Spanien, wo unzählige Autodafees (Reherbrände) aufloderten. — Bei der Ankündigung der dritten Schale, Ap. 16: 4–7, ist zunächst daran zu erinnern, daß mit dem Zusammenbruch der katholischen Weltmächte auch das Papsttum ohnmächtig geworden ist. Karls V. katholisches Weltreich, in dem zu Luthers Zeit die Sonne nicht unterging, ist allermeist durch die blutigen Religionswirren, trotz seiner reichen Silbquellen, bereits unter seinem Bruder Ferdinand I. in Osterreich und seinem Sohne Philipp II. in Spanien zusammengebrochen. Und die stöckkatholischen Länder sind seit der Reformation infolge der Blindführung und Ausfaugung durch die Papstkirche gegen die protestantischen Länder in jeder Weise im Niedergang und Rückstand geblieben. Davon ist auch Frankreich bis zu seiner Abkehr vom Papste nicht auszunehmen, und auch nach dieser Abkehr hat nur die Oberschicht Kultur, während die große Masse des Volks in Unkultur liegt. — Der bei der vierten Schale angezeigte Geist des Hasses und der Lästerung wider das Evangelium ist geschichtlich seit der Reformation sehr greifbar zu belegen. Alle Beschlüsse und Festsetzungen des Tridentiner Konzils (mit Unterbrechungen von 1545–1563) sind mit diesem Geiste durchtränkt. Darin werden schier alle Lehren des Evangeliums, am meisten aber die Hauptlehre von der Rechtfertigung oder der Vergebung der Sünden ganz allein aus Gnaden um Christi willen und durch den Glauben, mit greulichen Lästerreden verworfen. Auch die seit 1854 (Bulle über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria) auf die Spitze getriebene Marienberehrung ist nichts anderes als eine fortgesetzte Lästerung Christi. Und die Unfehlbarkeitsklärung des Papstes durch das Vatikanische Konzil (1869 bis 1870) ist die allergreulichste Lästerschrift wider Christum, die einfach nicht mehr durch irgend etwas anderes noch überboten werden kann. — Bei der Ankündigung der fünften Schale, Ap. 16: 10, denkt man meistens an den Verlust des päpstlichen Kirchenstaates, ohne Zweifel mit Recht, nur darf man darin nicht die ganze und eigentliche Erfüllung sehen. Der Verlust der Macht, und sonderlich auch der Verlust des Kirchenstaats (als Unterpfand der Macht), hat den Päpsten oft und viel Anlaß zu lästerlichen Klagen gegeben. Als sonderliches Exempel solcher Ausbrüche ist zu nennen die Enzyklika samt dem sie begleitenden Syllabus des Papstes Pius IX. vom Jahre 1864. In dem Syllabus moderner Hauptirlehren verdammt der Papst unter

andern auch die Religionsfreiheit, Pressfreiheit, die Freiheit der Wissenschaft, das Untermorfensein seiner Geistlichen unter das weltliche Gesetz, und vor allem die Unabhängigkeit des Staates von dem päpstlichen Stuhl. Und diese Töne sind auch später noch bis in die Gegenwart in päpstlichen Kundgebungen wieder laut geworden. — Was endlich die geschichtliche Erfüllung der Ankündigung der sechsten Schale anbelangt, so läßt sich darüber nur dies sagen: Dieselbe bahnt sich sichtlich an in unserer gegenwärtigen Zeit. In den Blutorgien der französischen Revolution, 1789, erhob der moderne Kommunismus sein Haupt in der Welt, er hat jetzt in allen Staaten mehr oder weniger Anhänger, riß 1917 die Herrschaft in Rußland an sich und feierte dort seitdem greuliche Orgien. Durch seinen wirtschaftlichen Mißerfolg soll er in Rußland schon bedeutend zahmer geworden sein, und Politiker und Wirtschaftler in andern Ländern warten darauf, daß er bald abwirtschaften oder für sie bündnisfähig werden soll. Niemand kann seine Zukunft vorhersehen. Die Funken, aus denen sich die Flamme des modernen Liberalismus entzündet hat, waren teils Unregungen der Denker und Dichter des achtzehnten Jahrhunderts, teils die Umwälzungen nach der französischen Revolution und nach der Entstehung unseres Volksstaates in Nordamerika, und damit verbanden sich nationalpatriotische Gedanken in den Mänten der napoleonischen Zeit. Diese nationalpatriotischen Gedanken, von den Regierungen heimlich gepflegt, wurden richtunggebend, und nach 1812 (Napoleons Flucht aus Rußland) schoß die Flamme des volksentzündenden Liberalismus hoch empor und wurde zugleich hoffähig bei Herrschern und Staatsmännern. Als er dann aber 1830 und 1848 Revolutionen veranlaßte, schlug die Stimmung bei den Großen in der Welt um, und seitdem begegnen sie dem Liberalismus, wie es gerade die Umstände erheischen, bald mit Beschränkungen und bald mit Zugeständnissen. Gegenwärtig treten beim Liberalismus die nationalen Gedanken mehr und mehr hinter internationale Bestrebungen zurück, außer etwa bei den Nazisten in Deutschland und den Fasisten in Italien. Der Ultramontanismus aber wurde 1864 mit der Enzyklika und dem Syllabus Papst Pius IX. geboren und wird seitdem geschickt von den Jesuiten gehandhabt. Um 1872 veranlaßte er die sog. Kulturkämpfe zwischen den Staatsregierungen und dem päpstlichen Stuhl, die damit abschlossen, daß die Staatsregierungen ihren katholischen Untertanen, und indirekt dem päpstlichen Stuhle, mancherlei Zugeständnisse machten um des

lieben Friedens willen im Lande. Der Antichrist hat gelernt, daß, wo er nicht von oben her über die Könige und Präsidenten herrschen kann, sich das oft auch von unten her bewerkstelligen läßt. Also, die drei dämonischen Geistesrichtungen der Endzeit sind gegenwärtig vorhanden und in der Richtung wirksam, die in der Weissagung angedeutet ist. Die Welt ist reif und wird immer reifer für den jüngsten Tag des Herrn Jesu Christi. Wann und wie aber der Zeitpunkt kommen wird, an dem die Weltmächte den geweissagten Zug über Babel-Rom nach Har Megiddon antreten werden, das wird der Herr im Himmel bestimmen. Wir aber müssen in Geduld, Hoffnung und Glauben darauf harren.

Das 17. Kapitel ist sichtlich ein Nachtrag zum Hauptgesicht von den sieben Schalen, insonderheit zur zweiten und dritten Schale, verbunden mit einem Rückblick auf das Gesicht im 13. Kapitel. Darin werden die Greuel desselben genau und gründlich beschrieben, und zwar so, daß Gottes Urteil über das damit abgebildete Wesen und Treiben des Papstantichristen nachdrücklich vorangestellt wird (Ap. 17: 1). Der Zweck dieser Enthüllung seines Wesens und Treibens, sowie die Offenbarung des Urteils Gottes darüber, ist ohne Zweifel der, daß wir unser Urteil über das Papsttum darnach bilden, klären und berichten sollen; nebenbei liegt darin zugleich auch eine Rechtfertigung der Zorn- und Strafgerichte Gottes über diese Papstgreuel.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Einer der vornehmsten Zeugen für die öffentliche Wirksamkeit Jesu war, wie wir bereits früher ausgeführt, der Apostel Paulus selber. Wenn Lukas bei seinen Forschungen eine neue Tatsache aus dem Leben und Wirken des Heilandes erkundet, dann mag er zu Paulus geeilt sein und sie mit ihm besprochen haben, ehe er sie seinem Werke einverleibte. Dann durchlebten die Freunde alle diese großen Dinge noch einmal, und dem Apostel wurde die an sich traurige Zeit zu einer gar köstlichen. Selbst wenn das Evangelium Lucä die einzige Frucht des Gefängnisaufenthaltes wäre, so ist diese Zeit wahrlich keine verlorene, sondern vielmehr ein reicher Quell, aus dem sich unendlich reiche Segensströme über die ganze Christenheit durch alle Jahrhunderte ergießen.

Daß sich Paulus in Cäsarea mit Studien beschäftigte und schriftstellerisch tätig war, geht aus dem Ausruf des Landpflegers Festus hervor: „Paulus! Du rastest, das viele Studieren (τὰ πολλὰ γράμματα = die vielen Schriften) hat dich rasend gemacht!“ (Act. 26, 24).

Den Prokurator Felix ereilte endlich sein wohlverdientes Geschick. In Jerusalem wie in ganz Palästina griff immer mehr ein Zustand der Unsicherheit und des Aufruhrs um sich. Als gäbe es keine Regierung im Lande, hausten die Banden der Zeloten und Sikaner, überall Angst und Entsetzen verbreitend. Selbst die Hauptstadt, Cäsarea, wurde von den Wirren ergriffen. In seinem Gefängnisse, namentlich zur nächstlichen Zeit, konnte der Apostel die wilden Stimmen des Aufruhrs vernehmen. Die jüdische und die heidnische Bevölkerung lieferten sich förmliche Schlächten. Als Felix einschritt, wurde selbst das Militär mit blutigen Köpfen heimgeschickt, und als er zur Strafe dafür angesehenen Juden ihre reichen Häuser plündern ließ, sannnen diese auf Rache. Sie betrieben durch einflussreiche Freunde in Rom die Absetzung des Statthalters mit der Begründung, daß er der Lage im Lande nicht mehr gewachsen sei. Sie erreichten auch, daß der Kaiser Nero Felix seines Postens in höchst ungnädiger Weise entthob und ihn vor die Schranken des römischen Gerichtes forderte, um sich dort gegen die Anklagen des jüdischen Volkes zu verantworten. Um sich die Juden zu verpflichten und sie zu veranlassen, von ihren Beschuldigungen abzustehen, hinterließ er Paulus als Gefangenen.

Zu seinem Nachfolger ernannte Nero Porcius Festus. Dieser, ein vornehm denkender Staatsmann, frei von den niedrigen Leidenschaften eines Felix, trat mit dieser Statthalterei ein schwieriges Erbe an. Er fand manches Wirrnis, manche ungelöste schwierige Frage vor. Eine solche letztere war ihm auch der wunderbare Gefangene, der von den Juden mit solcher Zähigkeit gehaßt wurde und gegen den sich doch nichts Greifbares aufbringen ließ. Als Festus bald nach Ergreifung seiner Amtsgeschäfte sich nach Jerusalem begeben, erbaten sich die Juden von ihm als eine erste Gunstbezeugung gegen sie die Auslieferung des gefangenen Paulus. Allein

Jesus war nicht der Mann, sich durch Zugeständnisse ohne stattgehabte Untersuchung beim Volke einzuführen. Er erwiderte den Bittstellern: „Es ist der Römer Weise nicht, einen Menschen auszuliefern, daß er umgebracht werde, ehe der Angeklagte seinen Verklägern gegenübergestellt worden ist und Gelegenheit hatte, sich zu verteidigen. Paulus ist mein Gefangener in Cäsarea. Ich werde binnen kurzen dort sein. Wer also etwas gegen ihn hat, mag dort vor mir erscheinen und seine Klage in aller Form Rechtes vorbringen“ (Act. 25, 16. 4).

Nach zehntägigem Aufenthalte in der Tempelstadt nach seinem Amtssitze zurückgekehrt, eröffnete er, da ihm die Ankläger auf dem Fuße gefolgt waren, schon am Tage darauf das Verhör mit Paulus. Er setzte sich auf den Richterstuhl, von welchem aus das Urteil gefällt werden mußte, sollte es anders rechtskräftig sein. Diesmal hatten die Todfeinde des Apostels ihren Feldzugsplan erweitert. Sie waren entschlossen, jedes Mittel der Verleumdung anzuwenden, um ihres Opfers habhaft zu werden. Sie fügten ihren Beschuldigungen religiösen Charakters die unter den gegenwärtigen Unruhen besonders schwerwiegende politische Anklage hinzu, er habe sich gegen die römische Oberherrschaft und gegen den Kaiser vergangen (Act. 25, 8). Allein wie für jene so fehlte auch für diese jeder Beweis, der auf einen gerecht urteilenden römischen Richter hätte Eindruck machen können. Paulus verteidigte sich und wies alle diese grundlosen Anschuldigungen kurzerhand zurück.

Der Statthalter, der in dem aufrührerischen Lande mit unendlich vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und daher, um sie zu überwinden, auch auf den guten Willen des Höheren Rates rechnen mußte, war, zumal er der Sache nur geringe Bedeutung zumah, nicht abgeneigt, dem Wunsche der Juden, den Gefangenen dem Synedrium zur Aburteilung zu überlassen, Folge zu leisten (Act. 25, 9). Waren ja dieselben auch insofern im Rechte, als ihnen die Gerichtsbareit bei religiösen Vergehen von Rom ausdrücklich gewährleistet war. Solches könnte in diesem Falle, dachte er, um so eher stattfinden, ohne der Gerechtigkeit im mindesten Eintrag zu tun, als er entschlossen war, die Verhandlungen vor dem jüdischen Gerichte persönlich zu überwachen. Er fragte daher den Apostel: „Willst du hinauf nach Jerusalem und daselbst über diesem dich vor mir richten lassen?“

Der Apostel jedoch mußte besser, was für Absichten sich hinter dem beharrlichen Verlangen der Juden verbargen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß jene vor zwei Jahren gegen ihn eingefädelt Verschwörung noch nicht tot war und daß er diesmal ihren Mörderhänden unfehlbar zum Opfer fallen würde. Um diesem Verhängnisse zu entgehen, greift er darum abermals auf sein römisches Bürgerrecht zurück und antwortet dem Prokurator: „Ich stehe vor des Kaisers Gericht. Von diesem verlange ich mein Urteil. Den Juden habe ich kein Leid getan, wie auch du aufs beste weißt. Habe ich aber jemand Leid getan und des Todes wert gehandelt, so weigere ich mich nicht zu sterben; ist aber der keines nicht, des sie mich verklagen, so kann mich ihnen niemand übergeben. Ich berufe mich auf den Kaiser!“ (Act. 25, 9 ff.). Damit war das entscheidende Wort gesprochen. Wo immer in der Welt ein römischer Bürger dies Wort aussprach, traten so-

fort alle Gerichtshöfe außer Kraft und der Angeklagte mußte ehestens nach Rom gebracht und vor das Gericht des Kaisers gestellt werden. — Festus zog sich mit seinem Gerichtshof zu kurzer Beratung zurück, und als er wieder erschien, gab er in echt römischer Kürze den zum geflügelten Worte gewordenen Bescheid: „Auf den Kaiser hast du dich berufen, zum Kaiser sollst du ziehen!“

So war denn das Ende des langen Harrens und Bangens in Cäsarea herbeigekommen. Paulus war nun der Weg nach Rom menschlicher Weise gewiß. Für den Landpfleger aber erwuchs daraus die Schwierigkeit der Berichterstattung über diesen Fall. Die Beschuldigungen gegen den Gefangenen waren durchweg solch vager Natur, daß dieser Staatsmann sich in Verlegenheit befand, wie er die Verhaftung Pauli begründen sollte. Da ereignete es sich, daß eben zu der Zeit König Agrippa mit seiner Schwester Bernice nach Cäsarea kam, um den neuen Statthalter zu begrüßen. Von ihm erhoffte Festus eine Auskunft über die Streitfragen, die den Haß der Juden gegen Paulus entzündet hatten. Der Wunsch des Königs, den Apostel zu sehen, kam dem Wunsche des Statthalters entgegen. So sieht sich Paulus mit einemmal wieder vor einer glänzenden Versammlung stehen (Act. 25, 23). Er beachtet aber weder den Prokurator noch die Fürstin Bernice mit ihrem prunkenden Gefolge. Seine Seele spannt sich und sein Blick richtet sich auf den König, von dem er wußte, daß er „den Propheten glaubte“. Agrippa war in seiner Jugend voll Interesse für die Offenbarung Gottes gewesen. Seine Schwester aber wurde ihm zum bösen Engel. Bernice war ein dämonisches Weib von bestrickender Schönheit, eine treulose Intrigantin, die ihrem Bruder in der Folge sein religiöses Gewissen und seine Mannesehre zu Schanden machte. Kann der Apostel den König vielleicht retten? wie einen Brand aus dem Feuer reißen? Woher hören wir seine Befehrunsgeschichte. Er mußte von seiner Person reden (Act. 26, 1). Dazu war er aufgefordert. Sollte er seinen Zuhörern Christum vormalen, in seiner Enadengewalt zeigen und anpreisen, so gab es kein Ereignis seines Lebens, da diese sich so mächtig widerspiegelte als seine Befehrunng. Seine Darstellung glüht von dem Verlangen, den König zu bekehren. Herzandringend fliegen seine Worte wie Pfeile. Seine Rede ist darnach gestaltet, ein Zeugnis an das Gewissen des Königs zu sein. Die ganze unwiderstehliche Gewalt seiner Persönlichkeit schien sich in diesen einen großen Augenblick zusammenzudrängen, als er vor dem letzten Fürsten seines Volkes, vor dieser glänzenden Versammlung mit leuchtenden Augen, mit erhobener Stimme sein Zeugnis für Jesus ablegte. Festus, der kalte Römer, ganz verwundert über den Eifer und die Begeisterung des Gefangenen, kann sich nicht länger halten, er unterbricht den Apostel, indem er mit lauter Stimme ruft: „Paulus! Du rasest! Dein vieles Studieren hat dich wahnsinnig gemacht.“ Paulus erwidert ihm: „Mein, hochedler Festus, ich rase nicht, denn der König weiß solches wohl, zu welchem ich freudig rede, denn ich achte, ihm sei der keines nicht verborgen; denn solches ist nicht im Winkel geschehen.“ Und damit wendet er sich an den König mit der Frage: „König Agrippa! Glaubst du den Propheten? Ich weiß, daß du glaubst!“

Bei dieser überraschenden an Herz und Gewissen des Königs gerichteten Wendung, blicken aller Augen erwartungsvoll auf Agrippa. Dieser will sich keine Blöße geben, darum sucht er Ausflüchte und antwortet von oben herab in spöttischem Tone: „Du bildest dir wohl ein, mich mit solch wenigen Worten zum Christen machen zu können?“ (Act. 26, 28 ff.). Der Apostel erwidert in heiligem Ernst: „Ich wünsche vor Gott, es möge mit vielen oder wenigen Worten geschehen, daß nicht allein du, sondern alle, die mich heute hören, solche Würden wie ich, ausgenommen — damit auf seine Ketten zeigend — diese Wande!“ Agrippa fühlt, daß Paulus stärker auf ihn und auf die Versammlung einzudringen sich ansieht, darum steht er auf, beendet die Sitzung und zieht sich mit Festus, der Fürstin Bernice und einigen Vertrauten zu einer kurzen Beratung zurück, dessen Ergebnis ist, daß man einstimmig erklärt: „Dieser Mensch hat nichts getan, das des Todes oder der Wande wert ist.“ Festus aber, sich an Agrippa wendend, fügt noch ausdrücklich hinzu: „Dieser Mensch hätte können losgegeben werden, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte!“ (Act. 26, 32).

So mußten die Dinge eben ihren Lauf nehmen. Für die Sache des Christentums brachte die Verhandlung unstreitig den nicht geringen Gewinn, daß Festus, nach alle dem, was er gesehen und gehört hatte, und namentlich auf Grund des Gutachtens des Agrippa, nicht anders als günstig über den Apostel nach Rom berichten konnte, was sehr viel dazu beitrug, der Predigt des Evangeliums in der Hauptstadt eine freie Bahn zu schaffen. Für seine Person hat Agrippa dann später bei der Zerstörung Jerusalems den Christen sich darin geneigt gezeigt, daß er der von dort flüchtenden Gemeinde in Betsa, das in einem seiner Herrschaft zugehörigen Gebiete lag, eine Zufluchtsstätte gewährte.

Die Vorbereitungen für die Überführung des Gefangenen nach Rom wurden unverzüglich getroffen (Act. 27, 1 ff.). Paulus wurde mit einer Anzahl anderer Staatsgefangenen, die ebenfalls nach Rom transportiert werden sollten, den römischen Unterhauptmann Julius übergeben. Seine treuen Gefährten Lukas und Aristarchus, vielleicht auch Trophimus und noch andere begleiteten den Apostel. Julius, ein menschenfreundlicher Offizier von edler Gesinnung, der während der Dauer der Reise den ihm von Festus besonders anempfohlenen Gefangenen mit großer Achtung behandelte, erlaubte diesen, mit Paulus ungehindert zu verkehren und ihm jede nur mögliche Erleichterung zu verschaffen.

In welcher Stimmung der Apostel die Reise antrat, die ihn auf die Höhe seines apostolischen Lebens führen sollte, sagt uns Lukas nicht ausdrücklich. Erst am Ende der Reise, da, wo Paulus die Vertreter der römischen Gemeinde grüßend entgegentrat, ersehen wir aus der eingestreuten Bemerkung: „Da Paulus die Brüder sah, dankte er Gott und gewann eine Zuberjicht“ (Act. 28, 15), daß unterwegs sein Herz voll Trauerns und sein Gemüt voll Niedergeschlagenheit gewesen. Wie konnte es auch anders sein. Da er dem Lande seiner Väter den Rücken wandte, und aus dem mit seinen Brüdern nach dem Fleisch neuerdings gemachten Erfahrungen die unumstößliche Gewißheit gewonnen, daß die Juden, sich selbst verstockend, dem zeitlichen und ewigen Verderben anheimfallen mußten.

Da Cäsarea keine direkte Schiffsverbindung mit Rom hatte, belegte der Hauptmann Julius auf einem adramitischen Küstenschiffe die nötigen Plätze, in der Hoffnung in einem der vielen kleinasiatischen Seehäfen eine günstige Gelegenheit zur Überfahrt nach Italien zu finden. Ende September des Jahres 61 lichtete das Schiff die Anker und nahm seinen Kurs nach Norden. Lange noch mag der Apostel auf Deck gestanden und seinen Blick unverwandt auf die in blauer Ferne immer weiter zurücktretenden Linien der kanaanitischen Höhen gerichtet haben. Jerusalem und Cäsarea mit ihrer Gefangenschaft liegen hinter ihm. Nach langem Warten und Harren in verhältnismäßiger Untätigkeit führt ihn sein Weg aus der engen Kerkerhaft wieder hinaus in die Welt, dem Ziele seiner Sehnsucht, der Weltstadt Rom entgegen, um auch dort als ein Gebundener Jesu Christi das Evangelium zu predigen. Er scheidet für immer von dem Heiligen Lande, und mit ihm nimmt auch die heilige Geschichte von demselben Abschied.

Am Anfang ging die Reise glücklich von statten. Ein stetiger Wind brachte das Schiff schnell voran, so daß es schon einen Tag nach der Abfahrt in dem 70 Meilen von Cäsarea entfernten Hafen Sidon einlief. Hier gab der Hauptmann Julius den ersten Beweis seines Wohlwollens gegen den Apostel, indem er demselben die Erlaubnis erteilte, an Land zu gehen, um die Christen der Stadt zu besuchen (Act. 27, 3 ff.). Der Ausdruck, den St. Lukas gebraucht: „Julius erlaubte ihm zu seinen guten Freunden zu gehen, um gepflegt zu werden“, scheint anzudeuten, daß Paulus schon auf der eintägigen Reise krank geworden sei. Dieser Aufenthalt, so kurz er auch sein mochte, war doch dazu angetan, ihn für die nun folgenden schweren Wochen voll Sturm und Ungemach zu stärken. Denn von nun an war die ganze Reise eine schier ununterbrochene Kette von Hindernissen und folgenschweren Unglücksfällen, wiewohl auch voll mächtiger Gnadenerweisungen und wunderbarer Durchhilfen des gnädigen Herrn.

Als das Schiff nach kurzem Aufenthalte den Hafen von Sidon verließ, hatte es unablässig gegen widrige Winde anzukämpfen und kam deswegen nur langsam vorwärts. Es fuhr hart an der zilizischen und pamphyliischen Küste kreuzend und tausend Gefahren bestehend dahin und erreichte endlich den Hafen Myra in Lyzien. Hier fand der Benturio Julius ein alexandrinisches Schiff, das im Begriff stand, nach Weßchland abzufegeln. Da dem Hauptmann viel daran lag, vor Eintritt des Winters Italien zu erreichen, benutzte er die günstige Gelegenheit und überführte seinen Transport nach dem bedeutend größeren, segelfertigen Schiffe. Da es eine schwere Ladung ägyptischen Weizens führte, brauchte es bei dem obendrauf starken Gegenwinde unverhältnismäßig viel Zeit, um die Höhe von Anidus zu erreichen (Act. 27, 7). Derwegen konnte man den westlichen Kurs, der nördlich von Kreta auf kürzestem Wege nach Italien führte, nicht einhalten, da es zu gewagt war, bei der vorgerückten Jahreszeit sich in das offene Meer zu begeben. So richtete man das Steuer zunächst südwärts, bis man, durch die Insel Kreta geschützt, wieder westliche Richtung einzuschlagen imstande war. Die Hoffnung aber, Italien noch vor dem Winter zu erreichen, war dahin, nicht allein der immer stärker werdenden Herbststürme, sondern vor

allem auch des um diese Jahreszeit beinahe stets bewölkten Himmels wegen. War doch der Seeman im Altertum ohne Kompaß, für seine Orientierung lediglich auf die Gestirne angewiesen, bei bedecktem Himmel einfach ratlos. Jeder vorsichtige Kapitän pflegte darum um die Zeit des großen Veröhnungstages, also etwa um Herbstanfang, sich nach einem sicheren Hafen umzutun, um daselbst mit seinem Schiffe zu überwintern. Man stand aber bereits im Oktober, als das Schiff, das den Apostel und seine Begleiter trug, die Bucht Gutfurt an der mittleren Südküste anließ. Es erhob sich nun die Frage, ob man hier für den Winter Anker werfen oder nach einem weiter westwärts gelegenen Hafen Kretas segeln solle. Der Schiffseigentümer und der Kapitän hielten den Hafen Gutfurt für die Überwinterung für ungeeignet. Der Apostel dagegen riet entschieden, es dennoch zu tun, und warnte ernstlich vor einer Weiterfahrt, da ein solches Wagnis nicht nur das Schiff, sondern auch ihrer aller Leben gefährden würde. Beachten wir wohl, der Apostel hat die Verheißung des Herrn: „Du mußt von mir auch in Rom zeugen“ (Act. 23, 11) nicht so aufgefaßt, als könne er selber in Ansehung seiner äußeren Lage alles getrost gehen lassen, wie es wolle, sein Kommen nach Rom habe der Herr einmal beschlossen, darum werde er es auch ohne sein Zutun hinausführen. Nein, er erachtet es vielmehr als seine Pflicht, auf die glückliche Vollendung der angetretenen Reise in menschlicher Fürsorge und Mitwirkung Bedacht zu nehmen. Wie wir das später noch deutlicher sehen werden. —

Da auch der Zenturio Julius der Ansicht des Schiffsherrn und des Kapitäns beipflichtete, segelte man weiter und suchte den Hafen Rhönika zu gewinnen, der insofern für eine Überwinterung günstiger war, als er gegen die nordwestlichen und südwestlichen Winde Schutz bot. Die Ansicht des Apostels aber, aus seiner langjährigen Erfahrung auf den vielen Seereisen hervorgehoben, stand dennoch fest, daß die Jahreszeit für das Gelingen einer Weiterfahrt zu weit vorgeschritten sei. Diese Ansicht änderte sich nicht, ob auch immerhin in der Nähe ein besserer Hafen zu finden, ob auch ein günstiger Wind sich erheben und dazu verlocken möchte. Und seine Ansicht beharrte sich nur allzubald. Kaum hatte das Schiff mit Hilfe des günstigen Südostwindes den Hafen verlassen, da schlug derselbe nicht nur um, sondern nahm auch orkanartige Stärke an. Damit war aber das Schiff unvermutet in die volle Gewalt des winterlichen Meeres dahingegeben. Rhönika zu erreichen stand außer dem Bereich der Möglichkeit. Von einem Plan und Willen konnte jetzt überhaupt nicht mehr die Rede sein. Sturm und Wogen führten unbeschränkte Alleinherrschaft. St. Lukas drückt das mit den prägnanten Worten aus: „Und da das Schiff ergriffen ward und konnte sich nicht wider den Wind richten, gaben wir's dahin und schwebten also“ (Act. 27, 15). Nicht nur den allgemeinen Zustand des Schiffes, das ein Spielball des Sturmes und der Wogen geworden, beschreibt er, sondern er verfolgt auch ganz genau die einzelnen Ereignisse in dieser bedrängten Lage. Dabei lernen wir, wie der Apostel und seine Begleiter sich nicht allein mit allen Schiffsgenossen im Erleiden der Beschwerden, Widerwärtigkeiten und Leiden eins wissen, sondern auch in Bezug auf das, was die Notlage gemeinsam auszuführen erfordert. Wir er-

fahren, daß sie selber mit Hand anlegen, denn wir dürfen die Wendung von der dritten zur ersten Person in Act. 27, 16–19 „Da konnten wir kaum das hinter dem Schiff schleppende Boot heranziehen.“ „Den huben sie auf, und brauchten der Hilfe etc.“ um so weniger für eine bloße Redensart halten, als wir später, bei einer ähnlichen Gelegenheit auf dieser Reise, den Apostel selber in solcher Tätigkeit beobachten können (Act. 28, 3).

Machtlos mußte man mit ansehen, wie das Schiff von dem Sturme dahingetrieben wurde, und sich aufs Schlimmste gefaßt machen, denn es lief mit rasender Eile den Sandbänken der afrikanischen Küste entgegen. Unter dem Schutz der kleinen Insel Clauda, also in etwas ruhigerem Fahrwasser, wurde mit großer Anstrengung das Boot auf Deck gezogen, damit es nicht am Schiff zerfellen oder vom Sturm losgerissen und entführt werden möchte (Act. 27, 16). Das Schiff aber unterband man mit Tauern, um es widerstandsfähiger zu machen, und „ließ das Gefäß hinunter“, d. h., man warf an zwei langen am Hinterteil des Schiffes befestigten Seilen Anker hinab, die im Wasser hinterherzschleppten. Der rasende Lauf wurde hierdurch allerdings etwas gehemmt, dafür ergossen sich nun aber die Sturzwellen desto wütender über das Verdeck und rissen alles mit sich, was nicht niets- und nagelfest war. Weil das Schiff eine schwere Ladung mit sich führte, war sein Tiefgang ein bedeutender. Das aber erhöhte die Gefahr, daß es in die Syrte fallen, d. h. in der Untiefe auf Felsen oder Sandbänke auflaufen und von den Wogen zerfchlagen werden möchte. Daher wurde ein Teil der Ladung über Bord geworfen, der am nächsten Tage das Schiffsgesetz denselben Weg folgte. Man wußte nicht, wohin man trieb. Denn weder das Licht der Sonne noch der Strahl eines Sternes drang durch die schwarzen Wetterwolken, unter denen man Tag für Tag auf den donnernden Wogen, bald bergeshoch emporgehoben, bald jäh in die schauerliche Tiefe geschleudert, dahinstürzte. Was Wunder, daß die Spannkraft des Leibes wie der Seele den Dienst zu versagen begann (Act. 27, 20). Hoffnungslos starrten aller Augen vom Deck des ächzenden Schiffes in die gurgelnden Wogen als in den sichern Tod. Nur einer, der Apostel, stand erhobenen Hauptes sonder Furcht und Grauen da. „Du mußt vor mir auch zu Rom zeugen!“ hatte der Herr vor zwei Jahren ihm zu Jerusalem aufs bestimmteste verhessen (Act. 23, 11). Daran hatte er sich allezeit gehalten und nicht gezweifelt. Und jetzt, da die Gefahr am höchsten gestiegen und menschlichen Ermessens nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß diese Verheißung noch in Erfüllung gehen könnte, bekräftigt und wiederholt er sie ihm aufs neue. In dunkler Nacht, als die sturmgepeitschten Wogen gegen die Schiffsplanken donnerten und sie zu zertrümmern drohten, stand plötzlich der Engel Gottes vor ihm. „Fürchte dich nicht, Paulus“, so sprach er, „du mußt vor den Kaiser gestellt werden, und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen.“ Mit ruhiger, ja freudiger Zuversicht tritt er am nächsten Morgen unter die Schiffsgenossen, die in den vierzehn Tagen dieser fürchterlichen Fahrt durch Seekrankheit, übermenschliche Anstrengungen, Schlaflosigkeit und stets Todesgefahr jede Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen, aufgegeben hatten (Act. 27, 20 ff.), und sprach: „Lieben Männer, man sollte mir gehorcht und nicht von Areta aufgebrochen haben

und dieses Leides und Schadens überhoben haben. Und nun ermahne ich euch, daß ihr unverzagt seid; denn keines Leben aus uns wird umkommen, nur das Schiff. Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, des ich bin und dem ich diene, und sprach: „Fürchte dich nicht, Paulus! Du mußt vor den Kaiser gestellt werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen. Darum, lieben Männer, seid unverzagt; denn ich glaube Gott, es wird also geschehen, wie mir gesagt ist. Wir müssen aber anfahren an eine Insel.“

Zum vierzehnten Male seit der Abfahrt von Guthafen brach die Nacht herein. Sturm und Wellen brausten und tobten wie immer. Da, um Mitternacht, vermeinten die Schiffer — mit den geschärften Sinnen erfahrener Seeleute aus dem ohrenzerreißenden Getöse das Branden der Wogen herauszuhören, das untrügliche Zeichen, daß Land in der Nähe sei. Das ausgeworfene Senkblei bestätigte die Vermutung. Jetzt galt es schnell zu handeln. Ging die Fahrt in demselben Tempo weiter, so konnte jede Minute die Katastrophe eintreten, daß das Schiff an einer Klippe zerstückelte oder auf eine Sandbank auflief und in Stücke zerbrach. Unverzüglich wurden darum von Hinterdeck die Anker ausgeworfen. Dieselben faßten Grund und brachten das Schiff zum Stehen. Kaum war solches geschehen, als die Schiffsbesatzung unter dem Vorgeben, auch die vorderen Anker auszutwerfen, das eingezogene Rettungsboot herabließen, um, die Passagiere ihrem Schicksal überlassend, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Der Apostel, der ihre ehrlose Absicht rechtzeitig durchschaute, rief dem Unterhauptmanne und den Kriegsknechten zu: „Wenn diese nicht im Schiffe bleiben, dann kann euer Leben nicht erhalten werden.“ Auf einen Wink des Hauptmannes durchhieben die Soldaten die Taue, an welchen das Boot herniederschwebte. Es fiel herab und wurde von den Wellen hinweggeführt. Die Schiffsmannschaft war dadurch gezwungen, an Bord zu bleiben und das Geschick der übrigen zu teilen.

Dies war bei Nacht geschehen. Als nun der mit banger Sorge herbeigesehnte Morgen heraufdämmerte, ermahnte Paulus alle, Leib und Seele für die bevorstehenden neuen Anstrengungen im Kampfe mit den tobenden Elementen zu stärken, indem sie wieder einmal eine ordentliche Mahlzeit zu sich nähmen und den gesunkenen Mut durch neue Hoffnung aufrichteten. Der unscheinbare Gefangene, den, als er an Bord gestiegen, niemand beachtet, ist nun die Hauptperson auf dem Schiffe geworden, Ratgeber, Proviantmeister, Hausvater, Steuermann, Schiffsprediger und Kapitän in einer Person. Er geht allen andern mit seinem Beispiele voran, nimmt das Brot, dankt Gott vor ihnen allen, bricht es und fängt an zu essen (Act. 27, 35). Es mußte dabei jedem das Bewußtsein aufdämmern, daß einer mitten in der größten Todesgefahr nur dann mit solch freudiger Zuversicht seinem Gotte für das bescherte Brot zu danken vermag, wenn er diesen Gott als Helfer und Erretter mit fester Glaubenshand erfaßt hat. Und diese Glaubensfreudigkeit, welcher selbst der umringende Abgrund noch ein Rettungshafen ist und die noch den Augenblick des Zerstückelns des Schiffes als völlige Sicherheit erachtet, trägt auch die Kraft in sich, die ganze Schiffsgenossenschaft aus ihrer dumpfen Mutlosigkeit und verzweifelten Nieder-

geschlagenheit aufzuriitteln und mit neuem Lebensmuth zu erfüllen. „Da wurden sie alle guten Mutes und nahmen auch Speise.“ Und während sie alle aßen, hat St. Paulus die Schiffsgenossen gezählt. Es waren 276 Seelen (Act. 27, 24). So viele hat Gott dem Paulus auf sein Gebet hin geschenkt.

Durch des Apostels Wort und die genossene Speise gestärkt, ging man nun, da es inzwischen völlig Tag geworden und daher die Lage, in der sie sich befanden, besser zu übersehen war, daran, Vorkehrungen zur Rettung zu treffen. Sie erblickten vor sich in nicht allzu weiter Entfernung Land, das sie jedoch nicht kannten, denn sie wußten ja nicht, wohin sie von dem Sturm verschlagen waren. Um sich an dasselbe zu retten, gab es für sie nur eine Möglichkeit: das Schiff so nahe wie möglich auf den Strand laufen zu lassen, um dann, da das einzige Rettungsboot von den Wogen entführt war, schwimmend oder durch das seichte Wasser wadend das Ufer zu erreichen. Zu dem Ende mußte es möglichst entlastet werden. So wurde der letzte Rest des Getreidevorrates ins Meer geschüttet. Dann wurden die Anker taue gekappt, der Vordermast aufgerichtet, ein Notsegel gehißt und das Steuer uferwärts gerichtet. Alsobald setzte sich das Schiff in Bewegung und wurde vom Ostwind schnell landwärts getrieben. Schon glaubte man glücklich den Strand erreichen zu können, als plötzlich ein fürchterlicher Stoß erfolgte. In allen Fugen krachend, kam das Schiff zum jähen Stillstand. Es war auf eine unsichtbare Sandbank geraten. Das Vordertheil saß fest, das Hinterteil aber, der Gewalt der Wellen preisgegeben, brach in Stücke (Act. 27, 39 ff). Es war verloren. Auf dem Vordertheile drängte sich die ganze Schar zusammen, jeder ängstlich auf die eigene Rettung bedacht. Für die Gefangenen war dies ein selten günstiger Augenblick, sich durch Flucht der Gefangenschaft und dem in Rom drohenden Urtheile zu entziehen. Das befürchteten denn auch die römischen Soldaten, die ja für dieselben mit dem eigenen Leben hafteten. Darum schickten sie sich an, dieselben ohne Verzug kurzerhand mit dem Schwerte zu töten. Das war ihr gutes Recht, wenn nicht ihre Pflicht; waren sie doch unter den obwaltenden Umständen außerstande, ihre Flucht zu verhindern. Julius, der Unterhauptmann, jedoch, der Paulus hochverehrte, wollte diesen vor dem gleichen Schicksal bewahren, wehrte darum ihrem Vorhaben und gab vielmehr den Befehl, daß alle ohne Ausnahme, die Schwimmer durch Schwimmen, die übrigen durch Anklamern an Schiffstrümmern, sich ans Land zu retten versuchen sollten. So gelangten alle, wie der Apostel voraus verkündigt, unverfehrt ans Ufer. Hier erfuhren sie, daß die Insel, an der sie gestrandet, Melita (Malta) heiße, und daß sie sich daher unberhofft nahe der italienischen Küste, also nicht allzu ferne von ihrem Reiseziele befänden.

Wiewohl die Bewohner der Insel in den Augen der Römer Barbaren waren, so erwiesen sie den Schiffbrüchigen doch die größte Gastfreundschaft. Tiefend von der Meeresflut, der sie entronnen, zitternd vor Frost, erschöpft von den Anstrengungen und der ausgestandenen Todesfurcht, von einem strömenden Nalreggen überfallen, standen die Schiffbrüchigen, aller ihrer Habe beraubt, am Ufer. Wie wohl mußte ihnen da die gastfreundliche Handreichung der Eingeborenen tun, die sofort ein Feuer anzündeten, damit

sich die Verretteten daran wärmen und trocknen könnten. Die ganze Schiffsmannschaft half beim Holzjammeln, auch der Apostel. Als dieser einen Unwoll Reiser in die Glut werfen wollte, kam eine Otter, von der Hitze aus ihrem Schlupfwinkel aufgeschreckt, hervor, und fuhr Paulo an die Hand, sich daran festbeißend. Entsetzt sahen die Inselbewohner die Schlange an des Apostels Hand hängen und hielten ihn in ihrem heidnischen Aberglauben für einen Mörder, den die Rache der Götter verfolge. Dieser aber schleuderte das Tier ins Feuer, und es bewahrheitete sich an ihm die Verheißung Christi, seinen Jüngern gegeben (Marc. 16, 18; Luc. 10, 19). Es geschah nichts von alle dem, was die Malteser erwarteten. Weder schwoll er auf, noch fiel er tot nieder. Der Schlangenbiß verursachte ihm keinerlei übel. Dies Wunder brachte nun die entgegengesetzte Wirkung bei den Inselulanern hervor. Sie hielten ihn für einen Gott, dem die irdischen Verdernsmächte, weder Meeresstrüen noch Schlangengift, etwas anhaben können.

Der Oberste der Insel Melita, ein gewisser Publius, der von dem wunderbaren Vorgang gehört und dadurch auf den Apostel aufmerksam geworden war, lud diesen und seine Begleiter in sein nahegelegenes Landhaus ein und beherbergte sie drei Tage lang, bis eine anderweitige passende Unterkunft für sie gefunden war, aufs freundlichste. Ohne eine Ahnung davon zu haben, bewährte sich an ihm die apostolische Mahnung: „Gastfrei zu sein vergessest nicht, denn durch dasselbe haben etliche, ohne zu wissen, Engel beherbergt“ (Hebr. 13, 2), und die Verheißung des Heilandes: „Wer dieser Geringsien einen nur mit einem Becher kalten Wassers trinkt, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unvergolten bleiben“ (Matth. 10, 42). Der Apostel heilte den kranken Vater des Publius vom Fieber und der Ruhr. Auch diese Wundertat Pauli verbreitete sich bald über die ganze Insel, und von allen Seiten brachte man nun die Kranken zu ihm, und er heilte sie. So blieben die Malteser nicht ohne Eindruck davon, daß ein Bote Gottes zu ihnen gekommen, wiewohl die eigentliche Predigt des Evangeliums unter diesem Völklein, der fremden Sprache wegen, wie es scheint, nicht möglich gewesen ist. Jedenfalls weiß die Apostelgeschichte nichts davon zu berichten, daß es zur Bildung einer Gemeinde auf der Insel gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengehichtliche Notizen.

† **Bischof Theophilus Meyer.** † — Besonders durch seine Rede auf dem Eifenacher Weltkonvent des Luthertums (1923) ist Bischof Meyer von Moskau weiten Kreisen bekannt geworden. Siehe Quartalschrift 1924, S. 112–116. Wer dann später sein Buch „Nach Sibirien“ gelesen hat, wird von ihm den Eindruck eines ernsten, besonders mit praktischer Organisations- und Verwaltungsgabe ausgerüsteten Mannes gewonnen haben. Auch als tüchtiger Prediger der bedeutenden Peters und Pauls Kirche in Moskau ist er hochgefeiert, sowie er auch als ein Christ mit demütigem Märtyrersinn hervorragt, der in der schweren Leidenszeit, die nach dem Weltkriege über die lutherische Kirche Rußlands hereinbrach, durch Wort und Tat ein Vorbild für die bedrängten Glaubensbrüder wurde, an dem sie sich aufrichteten und stärken konnten. Nun hat ihn der Herr heimgerufen. Er verschied am 28. April 1934. M.

Zur kirchlichen Lage in Deutschland. — Im „Hannoverschen Sonntagsblatt“ vom 3. Juni findet sich über dem Namensbuchstaben des Redakteurs folgende Erklärung: „Nachdem uns bereits seit letztem Sommer die eigene Stellungnahme zu den kirchenpolitischen Ereignissen verboten und nur der Abdruck von Nachrichten über dieselben gestattet war, hat nunmehr der Herr Oberpräsident am 24. Mai angeordnet, daß die in der Provinz Hannover erscheinende Presse bis auf weiteres sich auch jeder Wiedergabe von Nachrichten kirchenpolitischer Art zu enthalten hat. Wir können daher über die Ereignisse der letzten Woche vorläufig nicht berichten.“

Wenn ich richtig verbinde, wird diese Verordnung damit begründet, daß angeblich „insbesondere in Sonntagsblättern kirchenpolitische Dinge der evangelischen Kirche in einer den Interessen des Staates abträglichen Form erörtert und wiedergegeben worden sind“; und „bis auf weiteres“ heißt soviel wie: „Vorläufig auf die Dauer von drei Monaten.“ M.

“**Back to Luther.**” — The “Theological Forum”, organ of the Norwegian Lutheran Church of America, for April, 1934, contains an article by Herman A. Preus on “Recent Developments and Trends within the Church,” in which he, under the sub-head “Forward Movements,” mentions as foremost a “Back to Luther” movement. We rejoiced to read in it the following words on the Lutheran parochial school, which we here reproduce without further comment than that we sincerely hope the earnest plea may be heeded in our own circles as well as in the Norwegian Lutheran Church.

“The pendulum of educational control swings back and forth between the Church and the State. Just now it has swung to the

extreme left, and we behold the Church surrendering the education of her young people more and more to the public school and the university system. This is partly under the stress of economic circumstances, partly under the pressure of propaganda from without by the state and militant Modernism, and partly from within, where a group has consistently favored surrender, particularly in the field of elementary education. The latter would salve our conscience with the argument that parochial schools are un-American. That argument was good war time propaganda, but now it is as dead as a hundred other war time arguments, good and necessary for the emergency perhaps, but now discarded for a more Christian 'Nationalism' . . .

"In the fight for our higher schools, the cause of elementary Christian education has suffered sadly. But here and there voices are being heard, calling for an adequate system of child and youth education within our Church. We have experimented long enough with the Sunday school and, like the Reformed, we are beginning to recognize it as the failure that it is, comparatively speaking. For not only is it an inadequate substitute for home training, as many parents make it, but it becomes a substitute for the Church and public worship, a situation which two years of Confirmation instruction cannot fully overcome. We have tried to supplement it with week-day schools, where in many cases we put our children into the hands of Reformed Modernists for one hour a week. But no Lutheran can be satisfied with such an anomalous situation. Nor does the summer vacation school fill the void. The fact remains that the average Lutheran child is entirely unprepared for Confirmation, and the pastor, if conscientious, often wonders sincerely if the young person has any right to take the Confirmation vows.

"Hasn't the time come when we Lutherans must cease to salve our conscience with disappointing Sunday schools and Reformed week-day schools and face the fact, that the future of our Lutheran Church is threatened because we have rejected a fundamental lesson of history and discarded the inheritance of our fathers? We have thrown our parochial schools in the lap of the unbeliever and with them our children. As fine a public school system as we have, all arguments against parochial schools fall flat. If we refuse to learn the lesson of our experience with and without parochial schools, we should not be too stupid to learn from the Catholics, who have declared for hundreds of years that their strength lies in their child training, and that means parochial schools. Every Lutheran minister in . . . ought to blush with shame that, with all our possibilities, with a Lutheran Church on virtually every corner, we have not a single Lutheran grade school or high school outside of the Missouri Synod. — If 'Back to Luther' is the cry of the hour, then 'back to parochial schools' is a cry that will not soon be silenced."

M.

Gott, Geschichte, Buße. — Mancherlei Anzeichen scheinen darauf hinzuweisen, daß sich die Geschäftslage im Lande dauernd zu heben begonnen hat, daß auch die finanzielle Lage der Synode an dem allgemeinen Aufstiege teilnehmen soll. Wir beginnen aufzuatmen. Jetzt aber gilt es mit der Tat zu zeigen, daß unsere Bußbekenntnisse während der Depression echt waren und nicht aus einer allgemeinen Katerstimmung entsprangen; damit bei uns sich nicht wiederhole, was geschrieben steht: Da aber Pharao sahe, daß er Luft gekriegt hatte (Ex. 8, 15).

Einen ersten Bußruf in diesem Sinn richtete kürzlich „Das Christliche Haus“, Organ des Allg. Ev.-Luth. Schulvereins, an das deutsche Volk, in dem es von der Frage ausgeht, ob nicht das „Schrifttum des Alten Testaments als volksfremd und als untragbar für germanisch-nordisches Empfinden abgelehnt“ werden müsse. Man kann nicht allem zustimmen, was in dem Artikel gesagt wird, doch bringen wir folgenden Passus hier zum Abdruck:

„Das Alte Testament! Wer kennt es denn? Man trittelt an einzelnen Geschichten, wie z. B. den Patriarchengeschichten (Isaaks Opferung, Jakobs Betrügereien usw.) herum, ohne in das Ganze und in den Kern des alttestamentlichen Schrifttums eingedrungen zu sein. Gäbe man sich dazu die Mühe, würde man erkennen, daß einem völkischen Deutschland gerade das Alte Testament etwas zu sagen hat. Denn das Thema des Alten Testaments ist das Ende unserer Tage: Gott und Volk, Nation und Religion. Das Alte Testament ist das goldene Buch der Politik. Es ist die Urkunde von der Erziehung eines Volkes durch Gott im Wandel der Geschichte, darum kann es als Erziehungsgrundlage auch für andere Völker dienen. — Wozu es erzieht? Zunächst zu einer besonderen Auffassung der Geschichte. Alle Geschichte wird im Alten Testament von Gott her gesehen. Siegt das Volk Israel, dann hat Gott ihm den Sieg geschenkt. Gerät es in Knechtschaft und Unterdrückung, dann ist es Gottes Strafgericht. Die Sünde, für die das Volk gestraft wird, ist immer die eine: Abfall von Gott. Im 2. Kapitel des Buches der Richter ist einmal die ganze Geschichte des Volkes Israel in einen Rahmen gespannt: das Volk Israel fällt von Gott ab und dient andern Göttern und Göttinnen; darum gibt Gott es in die Hand seiner Feinde; gequält und unterdrückt, tut das Volk Buße und schreit zu Gott um Hilfe; da erweckt ihm Gott einen Richter, der es aus der Not herausführt — und wieder fällt das Volk von Gott ab, der Kreislauf der Geschichte beginnt von neuem. — Sich solch eine Geschichtsbildung zu eigen zu machen, ist nicht leicht. Alle Geschichte von Gott her zu sehen, und zwar so, daß er unser ganzes Wesen und Leben, unsere gesamte innere Haltung davon bestimmt wird, ist schwer. Das ist eine Aufgabe, die noch vor uns steht, die z. B. von unserem Volk als Ganzem noch nicht gelöst ist. Als der Weltkrieg verloren war, gab eine Partei der andern schuld am Verlust des Krieges, und die Völker untereinander klagten sich gegenseitig an, den Krieg verursacht zu haben. So war nur von Schuld der Menschen und Völker untereinander die Rede. Wo war die Rede von Schuld vor Gott?! Vielleicht wurde auf den Kanzeln davon gepredigt; aber unser Volk als Ganzes, ist es jemals während der Nach-

kriegszeit in eine bewußte Bußhaltung vor Gott hineingekommen? Hat es jemals den inneren Zusammenhang zwischen Schuld und Schicksal vor dem Angesichte Gottes erkannt, so, daß aus einer solchen in das Wesen der Dinge eindringenden Erkenntnis eine Bewegung entstanden wäre? Nein, das steht durchaus noch als Aufgabe vor uns. — Die Grundursache alles völkischen Zerfalls und Niedergangs — so lehrt das Alte Testament — ist der Abfall von Gott.“

Es ist zu bedauern, daß das Thema des Alten Testaments so schief angegeben wird. Das Alte Testament predigt, wie Jesus den Emmausjüngern erklärt, vom ersten bis zum letzten Blatt die große Wahrheit, daß Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen und in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern sollte predigen lassen (Mt. 24, 26. 47). Petrus erklärt der Versammlung in des Kornelius Hause, daß alle Propheten von Jesu zeugen, wie durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen sollen (Apg. 10, 43). Das ist das Thema des Alten Testaments. Aber der Schluß des obigen Zitats ist unumstößliche, ernste Wahrheit: der Abfall von Gott ist Grundursache alles völkischen — und anderen — Zerfalls.

Der Artikel bricht eine Lanze für Beibehaltung des Alten Testaments im Religionsunterricht. Theoretisch wird bei uns der Wert des Alten Testaments nicht geleugnet; aber wie leicht scheinbar geben wir oft in der Praxis nicht nur den Unterricht im Alten Testament, sondern die gesamte christliche Schulerziehung preis, indem wir die uns von Gott anempfohlenen Kinder an die weltliche Schule abtreten? Sollte sich nicht die Echtheit unserer Bußfertigungsbezeugungen in erneuertem, opferwilligem Eifer für die christliche Schule betreiben?
M.

Büchertisch.

Why Not Episcopal? By William Dallmann, D. D. 16 pages 5x7½.
Price, 10c per copy; \$3.50 per hundred. — Northwestern Publishing House.

This pamphlet, published by request of the Milwaukee English Conference, is a reprint from the "Northwestern Lutheran". In a foreword Dr. Dallmann briefly points out what sinister influences frustrated the adoption of pure Lutheranism, the Augsburg Confession, in England and gave rise to the "midge-madge" of Anglicanism. In the body of the booklet he points out 20 distinct errors of the Episcopalians, chief of which is their Romanizing conception of Episcopal Ordination and Apostolic Succession, all others, either directly or indirectly, flowing from this one. — As authorities for Episcopal doctrine Dr. Dallmann quotes Charles Gore, *The Religion of the Church*; Francis J. Hall, *The Historical Position of the Episcopal Church*; A. W. Little, *Reasons for Being a Churchman*; and F. N. Westcott, *Catholic Principles*. M.

The Martyrs of Salzburg. By William Dallmann, D. D. 24 pages, 6x9. Price, 10c. — Concordia Publishing House.

This essay was originally written for the "Concordia Historical Institute Quarterly", with the permission of the editors of which it has now been reprinted in pamphlet form for wider distribution. — The material is assembled in two parts. In the first, Dr. Dallmann presents in very compact form the Salzburg movement in Europe, and in the second he gives the history of the Salzburgers in Georgia. M.

The Story of the German Bible. A contribution to the quadricentennial of Luther's translation. By P. E. Kretzmann, Ph. D., D. D. Reprinted from *Theological Monthly*, 1934. 78 pages, 6x9. Paper covers. Price, 25c. — Concordia Publishing House.

To indicate the wealth of interesting material interestingly presented in this pamphlet, may it suffice to enumerate the headings of the sixteen chapters into which the book is divided. I. The first contact of German people with the Gospel (pp. 3-6); II. Ulfilas and the first Germanic translation of the Bible (pp. 6-9); III. The formal establishment of Christianity in Germany (pp. 10-15); IV. The first translations of parts of the Bible in Germany (pp. 15-18); V. Tatian's

Gospel Harmony in the first German rendering (pp. 18-22); VI. Alliterative poetry and the Old Saxon Heliand (pp. 22-26); VII. Otfried's Gospel Book and other mediæval versions (pp. 26-30); VIII. Psalteries of the fourteenth and fifteenth centuries (pp. 31-34); IX. The eighteen pre-Lutheran translations of the Bible (pp. 34-36); X. The beginning of Luther's work as translator (pp. 36-42); XI. Luther's translation of the New Testament (pp. 42-47); XII. The completion of the whole Bible in German (pp. 47-56); XIII. Early imitators of Luther (pp. 58-65); XIV. The influence of Luther's work upon the translations of others (pp. 65-70); XV. Other German translators since Luther and the later history of his text (pp. 70-74); XVI. The revision of 1883 and its modern forms (pp. 74-77). — Bibliography (p. 78). — The book, as is stated on the title page, is a reprint from Concordia Theological Monthly, made for the purpose of a wider circulation, which it well deserves. M.

Statistical Year-Book of the Ev. Luth. Synod of Missouri, Ohio, a. O. St., for the year 1933. Compiled by E. Eckhardt, Statistician. 194 pages, 5½x8½. Paper covers. Price, \$1.00. — Concordia Publishing House.

While the year 1932 was marked by a sharp decline in the number of candidates for the ministry permanently called, from 159 to 45, the year 1933 shows a slight increase, 71 men having been placed. In the case of teacher candidates the decline continues, the figures for the three years, 1931-1933, being: 61, 20, 16. Combining the number of candidates placed and the "reentered", on the one hand, and the deaths and resignations on the other, and omitting the exchanges between the districts, we find the following totals for gains and losses among pastors; for 1931: 170 — 82; for 1932: 54 — 66; for 1933: 77 — 77. Among the teachers the figures are the following; for 1931: 65 — 44; for 1932: 24 — 28; for 1933: 18 — 29. We deeply deplore that regarding the parochial school something worse than a standstill seems to have set in, and we fear that the temporary employment of candidates for the ministry in church schools will hardly offset the decline. M.

A Century of Lutheranism in Michigan. By Eugene Poppen, Pastor of St. Paul's Ev. Lutheran Church, Detroit. 48 pages, 6x8½. Embossed paper covers. — Toledo Lutheran Co., 538 N. Erie St., Toledo.

A brief, but vivid presentation of local church history; naturally favoring to some degree the American Lutheran Church, of which the author is a member. M.

Eileitung in das Alte Testament, herausgegeben in Verbindung mit Lic. Grete Möller und Lic. Hans Möller von Pastor Lic. Wilhelm Möller.
— Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen).

In der April-Nummer konnten wir noch ganz kurz melden, daß uns von diesem Werk 17 Bogen, 272 Seiten, zugegangen seien. Etwa zur Zeit, da die Quartalschrift die Presse verließ, kamen die letzten Bogen an. Das Werk bietet nun 301 Seiten.

Neben dem, was wir früher gesagt haben, möchten wir als besonders erfreulich hervorheben, daß in dieser Einleitung unter dem üblichen pädagogischen Material dem Aufbau der einzelnen Bücher sorgfältige Aufmerksamkeit gewidmet wird. Das ist eigentliche Einführung in den Inhalt. Dieses Verfahren steht im Einklang mit dem Motto, das dem Werk vorangestellt ist, Ex. 3, 5, und das der Verfasser in einem Vorwort bespricht: „Hier ist heiliger Boden! Hand weg von frevelhaftem Tun! An schauen in heiliger Versehung ist am Platz, antasten, zerstören zer teilen nach eigenem Geschmaç ist verboten!“

Ehe wir durch ein längeres Zitat aus dem Vorwort Pastor Möllers Darlegung der zu befolgenden wissenschaftlichen Methode des Anschauens bringen, hören wir aus dem Schluß des Werkes seine Stellung zur In spirationsfrage. Gegenüber einer mechanischen Inspirationsstheorie sagt er allerdings: „Wir wollen jene Gefahr der Veräußerlichung scharf im Auge behalten, die überall da entsteht, wo man den Geist vergißt, der sich mit der Bibel verbunden hat, und wo man meint, man habe genug am bloßen äußeren Besiß der Schrift.“ Aber „das Wort Gottes ist etwas, das nie überflüssig und überholt werden kann.“ Und die Kritik treibt ein mehr als „tempelschänderisches Tun, indem sie aus Angst vor einer falsch verstan denen und mißbräuchlichen Inspirationslehre (Das ist zu euphemistisch ausgedrückt. M.) die wirklich ausgesagte Theopneustie bis aufs Wort in der Bibel leugnet oder abschwächt und statt dessen behauptet: Die Bibel ent halte Gottes Wort, sei es aber nicht. . . . Im Alten Testament steht der Ausspruch (Jes. 40, 8): Das Wort Gottes bleibt ewiglich, und im Neuen Testament sagt Jesus vom alttestamentlichen Gesetz: Denn ich sage euch wahrlich: Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch Tüffel vom Gesetz, bis daß es alles geschehe (Mt. 5, 18), und von seiner Lehre (Mt. 13, 31): Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen.“ Dazu noch aus dem Vorwort die kurze unqualifizierte Behauptung: „Das Neue Testament läßt keinerlei Zweifel, daß das ganze Alte Testament Gottes Wort ist.“

Nun zu der rechten wissenschaftlichen, d. h. in der Sache begründeten Methode der Arbeit. Es handelt sich bei der durch Inspiration gegebenen Schrift um Heilsgeschichte. Und „überall wird hier übergeschichtliches Ge schichte. Damit tauchen Fragen grundsätzlicher Natur auf, wie solche Gegen stände wissenschaftlich behandelt werden sollen.“ In der Antwort führt Pastor Möller folgendes aus: „Die Geschichtswissenschaft, wenn sie gesund und besonnen ist, läßt selbst ihre Methoden und Grundsätze sich nicht von der Naturwissenschaft vorschreiben, ob diese nun nur kausal-mechanisch oder

zugleich teleologisch denkt. Denn die Geschichtswissenschaft muß das freie Walten der menschlichen Persönlichkeit vor allem in ihre Betrachtung einbeziehen. Was wäre das also für eine Torheit, wenn sie dieses Moment außer Betracht ließe, um von der Naturwissenschaft als voll anerkannt zu werden, oder wenn sie wenigstens jedesmal es gegen diese ausdrücklich abgrenzte, wo sie die naturwissenschaftlichen Kategorien überschritte! Sie gäbe ja ihr Bestes und Eigentümliches auf, um sich in unwürdiger Weise abhängig zu machen. Das gilt es auf höhere Stufe zu übertragen. Über der profanen Geschichte erhebt sich die Heilsgeschichte. Wie soll nun die theologische Wissenschaft dazu kommen, sich sozusagen vor der profanen Geschichtswissenschaft zu beugen und zu verantworten und von ihr gleichsam aus Gnade zu leben? Es wäre das aber auch zweitens zugleich wie ein Verrat an der eigenen Sache, eine Verleugnung ihres tiefsten Wesens. Denn der Wert dieser Heilsgeschichte ist ja gerade das Übergeschichtliche, was doch Geschichte geworden ist. Eine solche Aufgabe der Eigengeschichtlichkeit ist aber in Wirklichkeit drittens auch ganz unvollziehbar, so wenig Moses das Feuer von dem Busch scheiden konnte. Sie ist viertens auch um so gefährlicher und unverantwortlicher, als die profane Wissenschaft geneigt ist, das übergeschichtliche Moment nicht nur zu ignorieren, sondern zu bestreiten! Statt sich wegzuwenden, sollte sich die theologische Geschichtswissenschaft vielmehr voll Stolz darauf besinnen, daß sie diejenige ist, die nicht bei der Geschichtswissenschaft betteln gehen muß, sondern die umgekehrt erst der ohne eigentlichen Kompaß unsicher hin- und herfahrenden profanen Geschichtswissenschaft Richtung zu geben vermag! Unter ausdrücklicher Festhaltung, Anerkennung und Betonung des göttlichen Faktors in der Heilsgeschichte vollzieht sich im übrigen natürlich die Forschung in den Formen der Geschichtswissenschaft, weil ja das übergeschichtliche Geschichte geworden ist, sie nicht etwa nur gestreift hat. Wirklich geschichtlichen Einwürfen der Geschichtswissenschaft ist auf demselben Boden und mit denselben Waffen zu begegnen, während negativ dogmatische belanglos sind und eine Auseinandersetzung erübrigen.“

W.

Alle hier angezeigten Werke sind durch unsere Buchhandlung, Northwestern Publishing House, 935-937 N. Fourth St., Milwaukee, Wis., zu beziehen.

Theologische Quartalschrift.

Herausgegeben von der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von
Wisconsin und anderen Staaten.

Jahrgang 31.

Oktober 1934.

No. 4.

Von der Vermenschlichung der Liebe Gottes.

Wir stellten beim Druck der zum letzten Schluß über Joh. 21, 15–17 gehaltenen Rede eine weitere Erörterung in Aussicht über den auffallenden Gebrauch der griechischen Ausdrücke ἀγαπᾶν und φιλεῖν in der Wechselrede zwischen dem Herrn und Petrus.

Der Herr braucht in seinen ersten beiden Fragen an Petrum das Wort ἀγαπᾶν, während Petrus ihm konsequent mit dem φιλεῖν antwortet. In der letzten Frage läßt der Herr das ἀγαπᾶν fallen und braucht statt dessen Petri Ausdruck φιλεῖν.

Luther hat beide Ausdrücke mit dem deutschen „liebhaben“ wiedergegeben, hält sie also anscheinend für gleichbedeutend. Und das läßt sich nicht als verkehrt bezeichnen, weil beide in der vorhandenen Lage praktisch auf dasselbe hinauslaufen. Und wenn schließlich auch Petrus, nachdem der Herr von seinem zweimaligen ἀγαπᾶς με auf das φιλεῖς με herabgekommen war, in seiner Traurigkeit über das dreimalige Fragen des Herrn das ἀγαπᾶν und φιλεῖν desselben in eins zusammenzufassen scheint, so ist das keine wirkliche Identifikation der beiden Begriffe, sondern lediglich eine populäre Breviloquenz, die nicht beide Worte wiederholen will. Im übrigen sind die beiden Ausdrücke von verschiedenen Übersetzern verschieden gefaßt worden. *)

Es ist keine Frage, daß die beiden Begriffe stark miteinander verwandt sind, ineinander liegen und unter Umständen miteinander

*) King James: Lovest thou me — I love thee. Ebenso die American Standard. Weizsäcker übersetzt ἀγαπᾶν mit „liebhaben“ und φιλεῖν mit „lieben“ — geradezu falsch! Schlachter: ἀγαπᾶν mit „lieben“, φιλεῖν mit „liebhaben“ — richtig. Menge ebenso. Fenton Farrar: Are you my friend — I am your friend. Twentieth Century: Do you love me — Are you my friend — I am your friend. — Dabei fällt auf, daß das Englische für das deutsche „liebhaben“ keinen genau entsprechenden Ausdruck zu haben scheint.

vertauscht werden können. Sehen wir auf den Gebrauch derselben in der Schrift, so wird mit *ἀγαπᾶν* die sittliche (formal gefaßt), mit *φιλεῖν* (von *φίλος*, der Freund) die Freundschafts-Liebe, wie sie sich unter Menschen zwischen zwei oder mehr Menschen findet, also die gesellschaftliche Liebe, bezeichnet.

Gott ist *ἀγάπη*, 1. Joh. 4, 8. 16. Das ist Zusammenfassung des gesamten sittlichen Wesens Gottes, die, weil sie absolut vollkommen und unendlich ist, alle seine Eigenschaften beherrscht, sie in Tätigkeit setzt und dirigiert. Einen Abglanz dieser Liebe hatte er auch seinem Ebenbilde anerschaffen. Dieselbe Liebe erfordert er von dem liebelos gewordenen Menschen im Gesetz, Mt. 22, 37 ff. Sie ist auch im Menschen das Band der sittlichen Vollkommenheit, die Zusammenfassung aller Tugenden, Kol. 3, 14. Gott pflanzt dieselbe Liebe in das Christenherz, wenn auch nur in unvollkommenem Maße, in der Wiedergeburt wieder ein. In dieser Liebe sollen wir Christen wachsen und zunehmen. In der Stärke derselben beruht alle sittliche Kraft. Von der Bedeutung derselben, von ihren Eigenschaften und von ihrer ewigen Dauer redet Paulus 1. Kor. 13. Im Himmel ist sie das Element unsrer Gemeinschaft mit Gott und Christo.

Die *φιλία*, die Freundschafts-Liebe, die gesellschaftliche Zuneigung zwischen gewissen Menschen, ist an sich etwas viel Geringeres als die *ἀγάπη*. Sie ist an sich weder sittlich noch unsittlich. Sie besteht in ihrer Weise auch unter Tieren. Sie ist nicht Gebot sondern Natur; sie ist an sich eine von Gott geschaffene gesellschaftliche Verkehrsform von ungemeiner Bedeutung für das menschliche Wohlfsein. Sie ist sittlich oder unsittlich je nach ihren Gegenständen oder nach ihren Motiven, — nach dem Geist, der sie beherrscht. Wie schön ist die Freundschaft zwischen David und Jonathan, 1. Sam. 20 und 2. Sam. 1. Idem velle, idem nolle — id demum vera amicitia est — wenn das Wollen und Nichtwollen das rechte ist. Wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen, Ps. 133, 1. Wie herrlich, wenn derselbe Glaube und dieselbe Liebe gegen Gott und einander eine Gesellschaft, eine Versammlung beherrscht! Auch in der Kirche ist sie das äußere Mittel zu ihrer Erbauung. Und niemand wird es dem Herrn als einen Verstoß gegen seine allgemeine gleiche Sünderliebe, die göttliche *ἀγάπη*, anrechnen, wenn er mit Lazarus und dessen Schwestern in besonders freundschaftlichem Verkehr lebt, oder selbst einen unter seinen Jüngern an seiner Brust

liegen läßt. „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an?“ Joh. 21, 22. Auch von uns Christen fordert die schuldige gegenseitige ἀγάπη nicht, daß wir mit allen unsern Glaubensbrüdern gleichen freundschaftlichen Umgang pflegen. Der beruht auch auf dem rein menschlichen Wohlgefallen des einen am andern, auf der Entsprechung der gegenseitigen Charaktereigenschaften u. a. m. Ich brauche nicht notwendig mit einem frommen Neger oder mit einem unreinlichen lutherischen Glaubensbruder in demselben Bett schlafen zu wollen.

Andererseits aber hat nun gerade der große Gott der ἀγάπη menschliche φιλία zum äußerlichen Gnadenmittel zur Errettung der verlorenen Welt gemacht. Johannes sagt: „Das Wort war d e r F l e i s c h und w o h n t e unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“, Joh. 1, 14. „Wir haben das Wort des Lebens gehört, mit unsern Augen gesehen, beschaut und mit unsern Händen betastet — und das ist unsre Verkündigung an euch“; 1. Joh. 1, 1–3. Das ist das „k ü n d l i c h große gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbart im F l e i s c h“, 1. Tim. 3, 16. Um uns verlorene Menschen zu gewinnen, hat Gott sich selbst, seine Liebe und alle seine Heilswege v e r m e n s c h l i c h t, weil wir aus bösem Gewissen ihn als reinen Geist fliehen wie ein schreckliches Gespenst. Er hat als menschengewordener und menschlich verknechteter Gott unsre Sündenschuld am Kreuz ausgelöscht, damit wir doch e t w a s verstehen lernten von dem, das er selbst predigt: A l s o hat Gott die Welt g e l i e b t. Um uns sein erworbenes Heil nahezubringen, unsern finstern Verstand zu erleuchten, unser verkehrtes Herz zu befehlen, unsern Gotteshaß und unsere Gottesflucht in Glauben an ihn und in Liebe gegen ihn zu wandeln, hat er sein ewiges göttliches Denken, Fühlen und Wollen in rein menschliches und sein Wort und seine Sprache in rein menschliche Rede gekleidet, hat sich mit uns vergesellschaftet und befreundet, auf daß wir aus seiner Fülle nähmen Gnade um Gnade und wieder sein Volk würden.

Und nun sehen wir ihn b e s o n d e r e menschliche Freundschaft schließen und einen dreijährigen besonders intimen Umgang pflegen als ein menschlicher „Meister“ mit seinen Jüngern als mit denen, die anstatt seiner durch menschliche Predigt und Schrift, aber in göttlicher Kraft, der Welt sein Evangelium verkündigen und die Kinder Gottes

als eine reine Jungfrau und geschmückte Braut ihm zubringen sollen. — Das hätte er sich viel leichter machen und sie durch reiche direkte Geistesausgießung zu ihrem Amt tüchtig machen können, wie er es bei den Propheten des N. T. getan hatte. Daß er es mit seinen Aposteln nicht wieder so machte, daß er bei ihnen beides, die dreijährige menschliche Schulung und die darauf folgende Geistesausgießung anwandte, um sie zu ihrem Amte tüchtig zu machen, das hatte neben anderem seinen Grund darin, daß jetzt die Fülle der Zeit, die Zeit der geplanten völligen Offenbarung seiner göttlichen Liebe und Seligmachung der Heidenwelt herbeigekommen war, die Zeit des entscheidenden Kampfes und Sieges über die Mächte der Finsternis. Jetzt wollte Gott — daß ich einmal ganz menschlich rede — seine Sache gründlich machen. Darum seine Vermenschlichung in der göttlichen Tilgung unserer Schuld; darum die besondere persönliche Schulung seiner Apostel in der Erkenntnis der göttlichen Wahrheit, darum die persönliche menschliche Erweisung seiner göttlichen Liebe, die sie bereit machen sollte, fröhlich mit ihm und für ihn in den Tod zu gehen; darum dazu die Ausgießung des Heiligen Geistes zur völligen Verklärung der erhaltenen Belehrung und zu der Vollendung der Liebe, die stärker ist als Tod und Hölle, Johel. 8, 6. Nur diese Erstarkung seiner zukünftigen Apostel zur Treue bis an den Tod war nach der Tilgung der Sündenschuld der Welt noch nötig, um seinen Sieg über die Macht der Finsternis gewiß zu machen. Am Anfang seines Leidens hatte er im voraus den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen sehen, Luk. 10, 18. In seinem Tode am Kreuz hatte er der Schlange den Kopf zertreten. Wenn nun nach der gründlichen Zurüstung seiner Jünger durch den anschaulichsten Unterricht in Wort und Tat der Heilige Geist über sie kam, dann konnte er den Satan auf tausend Jahre, d. i. bis an den jüngsten Tag binden, daß er seine Auserwählten aus den Heidenvölkern nicht mehr zu verführen vermöchte. Und das hat er getan, Offb. Joh. 20. Er hat in aller Welt, auch unter uns, aufgerichtet das Wort von der Versöhnung, er hat das Amt gestiftet, das die Versöhnung predigt. Das hat er mit seinem Heiligen Geist erfüllt zur Berufung, Erleuchtung, Befehrung, Heiligung und Vollbereitung seiner Auserwählten. Dies Wort und dies Amt ist heute noch so kräftig wie in dem Munde des Herrn und seiner Apostel. „Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? — Jerem. 23, 29. Er meint die Herzens-

felsen der starken Sünder. „Es ist schärfer denn kein zweischneidig Schwert, ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens“, Heb. 4, 12. Da steht seine Verheißung: „Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie gibt Samen zu säen und Brot zu essen, — also soll das Wort, so aus meinem Munde gehet, auch sein; es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende“, Jes. 55, 10. 11. — Das verbürgt uns im voraus den Sieg des Evangeliums über Fleisch, Welt und Teufel.

Nur darauf kommt es an, daß dies Wort in aller Welt verkündigt werde, daß wir, die er zur Verkündigung desselben beruft, unser Amt so treu und fleißig verwalten, wie die Apostel es auch verwaltet haben. Um das zu erreichen, macht es der Herr mit uns gerade so, wie er es mit seinen Jüngern machte, er läßt dem Timotheus durch Paulum sagen: „Was du von mir gehört hast durch viele Zeugen, das befehl treuen Menschen, die da tüchtig sind, auch andere zu lehren“, 2. Tim. 2, 2. In diesen Worten hat der Herr in allem Wesentlichen die besondere Schulung für alle zukünftigen Lehrer der Kirche eingesetzt, die er persönlich seinen Jüngern gab, um sie zum Apostelamt tüchtig zu machen. Unsere theologischen Seminare sind, obwohl äußerlich von Menschen eingerichtet, Gottes Wille und Ordnung. Gott will, daß die zukünftigen Lehrer der Kirche besonders geschult und durch menschlichen Unterricht in seinem Wort zu tüchtiger Führung des Amtes zubereitet werden. Der Lehrer muß seine Sache besser, gründlicher wissen als seine Zuhörer. Er muß größere Liebe zu Christo gewinnen als sie, denn er hat viel mehr Anfechtung. Er muß in der Führung des öffentlichen Amtes treu und stark werden bis in den Tod; das Amt haben die Zuhörer nicht. Dazu ist die besondere Schulung ganz unentbehrlich. Gott könnte das wohl auch anders machen — etwa durch fleißiges Privatstudium des einzelnen. Aber wer das oder ähnliches einwirft, verkennet den großen Rat Gottes der nun einmal von ihm eingeschlagenen Vermenschlichung und Vergesellschaftlichung aller seiner Heilswegen. Das Evangelium, die Liebe, der Heilsrat Gottes ist lauter Geist und Wahrheit und hat keine eigene äußerliche Form. Es muß seine äußerliche Gestalt aus der Naturordnung, aus den natürlichen Verkehrsmitteln der Menschen nehmen, denen Gott es gibt. Wir verstehen die Sprache des Geistes Gottes nicht, darum hat er zu uns

in unserer n a t ü r l i c h e n Sprache geredet, sich überall vermenschlicht von seiner Menschwerdung an bis zum geringsten Buchstaben der Bibel. Lehrerschaft und Schülerschaft sind so gut Gottes Ordnung wie Elternschaft und Kinderschaft. Gott kennt auch die natürliche Trägheit der Menschen wohl. Wenn darum Philippus den eifrig studierenden Rämmerer fragt: Verstehst du auch, was du liebst? — so setzt er voraus, was dieser antwortet: Wie kann ich, so mich nicht jemand a n l e i t e t! — Act. 8. Es ist Unbequemung an die menschliche Naturordnung, wenn Gott Lehramt und Höramt in seiner Kirche einrichtet, wie es Unbequemung an die menschliche Gesellschaftsordnung ist, wenn er seine geistliche Gemeinde zu äußerlichen Versammlungen gestaltet. Schulung ist Gottes Ordnung für die menschliche Gesellschaft, d a r u m auch für die Kirche auf Erden, die aus dem Herrn als dem Lehrer und der Gemeinde als den Hörern besteht. Besondere Schulung für das kirchliche Amt ist es auch. So hat es der Herr selbst uns vorgemacht und dazu hat er's uns befohlen. Das theologische Seminar in Jrgendwo ist Gottes Ordnung, wenn es das ist, was es nach Gottes Willen sein soll. Jeder Lehrer an demselben ist von Gott gesetzt, wenn er nur in Wahrheit ist, was er sein soll: ein fähiger und treuer Lehrer des Evangeliums zur Ausrüstung tüchtiger und treuer Diener des Wortes. Ebenso ist das theologische Schüleramt von Gott geordnet, vorausgesetzt nur, daß der Schüler das köstliche W e r k des Amtes begehrt, die nötigen Gaben hat, lernfähig dafür und fromm und treu im Studium ist. Nur darauf kommt es an, daß wir in dieser Schule in unserm armseligen Maße wesentlich das sind, was der große Meister und seine frommen Jünger als besondere Schule für das Apostelamt — uns zum Vorbilde — auch waren.

Und dazu sind uns in einem theologischen Seminar alle Möglichkeiten, ja Wirklichkeiten gegeben. Wir sind hier eine erkleckliche Zahl von Christen, i m Namen unsers Herrn Christi (Matth. 9, 37. 38) und a u f seinen Namen versammelt. Das macht eine wunderherrliche zweimal göttliche Haus- und öffentliche Lokalgemeinde, in welcher der Herr mit alle seinem Geist und Gnade und Gaben gegenwärtig ist, Mt. 18, 20. Unser Seminar ist eine von der Kirche — ja, von der Kirche, nicht von einem Landspfeulantenverein — auf Gottes ausdrücklichen Willen gegründete (2. Tim. 2, 2) Prophetenschule zur Ausbildung von tüchtigen und treuen Predigern des Evangeliums durch besondere Schulung und Erziehung in Gottes Wort

nach dem Muster, wie sie der Herr mit seinen Jüngern einrichtete. Ist er in einer christlichen Sammlung von zwei oder drei mit seinem Geist, seiner Gnade und seinen Gaben gegenwärtig, so gewiß auch unter uns. Und nicht, um nur zuzuhören oder ein Mittagsschläfchen oder Gericht zu halten, sondern um selbst *Lehrmeister* seiner zukünftigen Diener dadurch zu sein, daß er ihnen durch das Wort, das sie an der Hand erfahrener Lehrer tagein, tagaus unter Gebet und Flehen treiben, den Heiligen Geist in der Fülle mittheile, die zur Ausrichtung ihres zukünftigen Amtes unentbehrlich ist.

Wir Lehrer und Schüler sind hier zu einem besonders intimen Freundschaftsverkehr mit dem Freund unsrer Seelen und großen Oberhirten seiner Gemeinde oder Gemeinden zusammengeschlossen, um ihn aus seinem eigenen Wort in seiner gottmenschlichen Heilands-herrlichkeit recht genau, ganz und gründlich kennen und nicht nur freundschaftlich lieb gewinnen, sondern auch von ganzem Herzen lieben zu lernen mit der Liebe, damit er uns zuerst geliebt hat, 1. Joh. 4, 19, — mit der Liebe, die so stark, ja, stärker ist als der Tod, Hohevl. 8, 6, die sich selbst ganz verleugnen und das Kreuz Christi ihm fröhlich und geduldig nachtragen kann. Beides wirkt auch der unsichtbar unter uns gegenwärtige Herr selbst in unsern Herzen. Auch hier zerschlägt sein Wort Felsenherzen, fährt es uns wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele, richtet es die Gedanken und Sinne unsers Herzens; auch hier überführt es uns von der Sünde, von der Gerechtigkeit und vom Gericht und von der Wahrheit des Evangeliums, Joh. 16; 1. Joh. 5. Gerade auch hier drückt es die wunderbare Liebe Christi immer tiefer ins Herz und erfüllt es mit dem Frieden Gottes, der höher ist denn alle Vernunft, Phil. 4, 7. Und sein Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind, Röm. 8, 16; 1. Joh. 5, 10. Mit der Offenbarung seiner Liebe gewinnt er unsre Liebe.

Und nun müssen wir an der Wirkung dieses Worts nicht zweifeln, wenn wir sie nicht sofort an uns verspüren. Auch in der geistlichen Erziehung hat uns der Herr ganz und gar an die Gesetze der menschlichen Erziehung gebunden. Auch die Erziehung der Jünger ließ sich nicht in ein paar Stunden abmachen; sie erforderte drei lange Jahre. Und dann mußte der Herr dem Philippus sagen: „So lange bin ich bei euch, und du kennest mich nicht? Joh. 14, 9. Wir sind ja alle wie die Jünger von Emmaus trägen Herzens zu glauben, Luk. 24, 25. Es geht auch hier von Stück zu Stück, vorwärts und

rückwärts, bis wir den Rat Gottes klar und voll erfassen und die „Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe“ der Liebe Gottes in Christo auch nur etlichermaßen am Herzen erfahren. Das Reich Gottes geht auf und wächst in uns, auch ohne daß wir's merken, Mark. 4, 26–32. Trotzdem muß Jes. 55, 10 f. an uns wahr werden.

Nur darauf kommt es schließlich an, wie wir dem Herrn zuhören, Luk. 8, 18. Der größte Fluch auch der christlichen und besonders der theologischen Schule ist die Bequemlichkeit. Sie ruiniert die Treue, sie verdirbt die Frucht. Sie gebiert sehr bald die Gleichgültigkeit, die im Lehren und Hören des Wortes unvermeidlich zu einem Herzen führt, das hörend nicht versteht und sehend nicht merkt, Jes. 6, 9. So ging es in der Schule der Jünger dem „verlorenen Kinde“, Joh. 17, 12. Wo Gottes Wort nicht zum Glauben wirken kann, da wirkt es unvermeidlich zur Verstockung und zum Gericht. Denn das ist das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr denn das Licht, Joh. 3, 19. Der Luxus ruiniert jeden Staat, jedes Geschäft, jeden Haushalt, jede Synode und jede Anstalt; man muß doch erst für sich selbst sorgen! Die deutschlutherische Kirche geht an der Staatskrippe, an der Arbeits- und Kreuzescheu, an der Bequemlichkeit des deutschen Pfarrertums zugrunde. Dabei konnte das Studium der Bibel und die so unbequeme Privatseelsorge nicht aufkommen. Sie lebten allzusehr für sich in der bequemen Staatspfarre, und der Mangel an intinem seelsorgerischen Umgang mit ihrem Volk konnte die nötige Liebe und Opferwilligkeit ihrer Gemeinden für das Reich Gottes nicht aufbringen. Noch heute muß der Staat zwei Drittel aller Pfarrgehälter bezahlen. Vestigia terrent. Daß wir uns warnen lassen! Nicht umsonst hat der Herr jeder Christenversammlung seine Gegenwart und besondern Segen verheißen, ob sie Orts-gemeinde-, Stadtgemeinde-, Konferenz-, Synodal-, Synodalkonferenzgemeinde oder Seminargemeinde sei, so sie nur Versammlung auf seinen herrlichen und seligmachenden Namen ist. Das Seminar ist ein einzigartiges Spezifikum von Lokalgemeinde, aus gottgesetzten Lehrern und Hörern bestehend und drei Jahre lang mit ihrem Herrn und Meister tagein, tagaus sich versammelnd, um ihre eigenen Seelen auf der grünen Aue und mit dem frischen Wasser des Evangeliums zum ewigen Leben zu erquicken und stark am inwendigen Menschen zu werden, um ihm in seinem Werk zu dienen und alle eigenen Interessen zu verleugnen. Welch eine Kirche, welch wunder-

bare geistliche Versammlungen! Der Herr ist in seinem heiligen Tempel; es sei vor ihm stille alle Welt, Gab. 2, 20; Ps. 11, 4.

Freilich, etwas Vollkommenes wird es in diesem Leben mit keiner Schulung. Gottes Wort ist ein Meer der Weisheit, der Gnade und der Kraft, das kein Mensch ausschöpfen kann. Wir bleiben in der Erkenntnis Stümper und in der Liebe Schwächlinge bis an den Tod. Und wenn uns nun der Herr nach kurzer oder langer Zeit ins Examen führt und uns nach unserm Glauben fragt, dann werden wir nicht auf die Reinheit und Stärke desselben pochen dürfen, sondern mit dem Vater des besessenen Sohnes sagen müssen: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben“, Mark. 9, 24. Und wenn er uns wie einst Petrum fragt: Liebst du mich mehr als diese? Liebst du mich mit wahrer geistlicher Liebe? — dann wollen wir sagen: Ach Herr, frag nicht so! Ich kann ja darauf nicht antworten. Aber wenn du mich fragst, ob ich dich liebe, so will ich dir wie Petrus getrost antworten: „Herr, du weißt alle Dinge; du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Dann wird uns immer wieder, solange er uns Leben und Kraft verleiht, die gnädige Antwort werden: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! Amen.

U g. P i e p e r.

Rede,

gehalten zur Eröffnung der Sitzungen der Synodalkonferenz
zu Milwaukee am 8. August 1934.

Verehrte Väter und Brüder der Synodalkonferenz!

Teure Glaubensgenossen!

Es war sonst nicht Sitte bei den Versammlungen der Synodalkonferenz, daß eine besondere Eröffnungs- oder Präsidialrede am Anfang der Sitzungen nach der Organisation gehalten wurde. Nicht einmal bei der allerersten Versammlung im Jahre 1872 geschah dies. Die Eröffnungspredigt galt als Eröffnungsrede, wie schon in dem ersten gedruckten Bericht hervorgehoben wurde, weshalb dann auch die Eröffnungspredigt über das Thema „Wie wichtig es sei, daß wir vor allem die Seligmachung der Seelen zum Endzweck unserer gemeinsamen Arbeit im Reiche Christi machen“ im Druck mitgeteilt wurde. Auch bei den ernstesten Verhandlungen im Jahre 1912 über

das Verhältnis der Synodalkonferenz zur Norwegischen Synode wurde die Eröffnungspredigt mit dem Thema „Des Apostels Paulus Unterricht über die Trennung in der christlichen Kirche“ als Eingangsrede abgedruckt. Wenn der Vorsitzende vor zwei Jahren sich erlaubte, eine Ausnahme zu machen und mit einer kurzen Ansprache die Sitzungen einzuleiten, so hatte dies seinen Grund in der Tatsache, daß es vor zwei Jahren gerade sechzig Jahre her war, daß die Synodalkonferenz zu ihrer ersten Versammlung zusammentrat und dies die einfachste Weise schien, an diese Tatsache zu erinnern. In dieser Ansprache wurde deshalb kurz die Geschichte der Synodalkonferenz geschildert, die Veränderungen wurden genannt, die im Laufe der Jahre unter den in der Synodalkonferenz vereinigten Synoden vorgegangen sind, und besonders wurde betont, daß trotz mancher Veränderungen in den Synoden der Synodalkonferenz, trotz der in den vielen Jahren geschlossenen oder gelösten kirchlichen Verbindungen, die Synodalkonferenz durch Gottes Gnade geblieben ist, was sie war: eine Konferenz lutherischer Synoden, die es mit dem Bekenntnis zu Gottes Wort und zu den Symbolen der lutherischen Kirche ernst nehmen und in keinem Stücke davon weichen wollen.

Aber auch diesmal schien es dem Vorsitzenden angezeigt, in einer kurzen Eröffnungsrede an eine Tatsache zu erinnern, die für die Synodalkonferenz, ihre Synoden und alle ihre Glieder wichtig und bedeutsam ist. Als Zweck und Ziel der Synodalkonferenz, wie sie im dritten Paragraphen ihrer Konstitution niedergelegt sind, wird an erster Stelle angegeben: „äußerer Ausdruck der Geisteseinigkeit der betreffenden Synoden; gegenseitige Stärkung im Glauben und Bekenntnis; Förderung der Einigkeit in Lehre und Praxis und Beseitigung vorkommender drohender Störung derselben“. Es dürfte und sollte wohl einmal in einem kurzen geschichtlichen Rückblick hervorgehoben werden, wie die Synodalkonferenz sich bemüht hat, diese Zwecke und Ziele zu erreichen und zu bewahren; und eine Angabe der Lehrverhandlungen, die in den vergangenen zweiundsechzig Jahren auf den Versammlungen der Synodalkonferenz gepflogen worden sind, ist deshalb in mehr als einer Hinsicht lehrreich und vorbildlich. Gerade durch diese Lehrverhandlungen kam recht zum Ausdruck die Geisteseinigkeit der betreffenden Synoden, dadurch wurde gegenseitige Stärkung im Glauben und im Bekenntnis ins Werk gesetzt

und Einigkeit in Lehre und Praxis und Beseitigung vorkommender drohender Störung derselben gefördert. Die Synodalkonferenz hat wichtige Artikel des biblisch-lutherischen Glaubens und Bekenntnisses auf ihren Sitzungen behandelt. Sie hat auch wichtige praktische Fragen in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen. Und selbst wenn sie einmal keine eigentlichen besonderen Lehrvorträge anhörte und besprach, so geschahen doch auch dann die Verhandlungen im Interesse der Einigkeit in Lehre und Praxis und suchten drohende Störungen solcher Einigkeit zu beseitigen. So hat die Synodalkonferenz gleich auf ihrer ersten Versammlung die Lehre von dem Artikel behandelt, mit dem die lutherische Kirche steht und fällt, die Lehre von der Rechtfertigung, und zwar mit besonderer Bezugnahme auf eine zwischen der norwegisch-lutherischen und der schwedischen Augustasynode ausgebrochene Streitigkeit. In nicht weniger als sechs verschiedenen aufeinanderfolgenden Sitzungen wurde auf Grund von achtzehn Thesen über Kirchengemeinschaft gehandelt, weil eben die Synodalkonferenz ja auch als einen ihrer Zwecke diesen hat: „Vereinigung aller lutherischen Synoden Amerikas zu einer rechtgläubigen amerikaniſch-lutherischen Kirche.“ Sie wollte dadurch anzeigen, wie ernst es ihr darum zu tun war, dieses Ziel zu erreichen. Zwischen diese Verhandlungen über Kirchengemeinschaft wurde einmal ein Referat eingeschoben über die Schwagerehe, um diesen Punkt nach Gottes Wort zu beleuchten. In der schweren Kampfzeit der amerikaniſch-lutherischen Kirche über die Lehre von der Gnadenwahl wurde einmal gar kein Lehrvortrag gehalten, obwohl nicht weniger als vier Lehrgegenstände der Konferenz in Thesenform vorlagen, sondern es wurden nur Proteste der drei Synoden von Missouri, Wisconsin und Minnesota angehört und begründet; aber wenn man dann den gedruckten Bericht vom Jahre 1882 aufmerksam durchliest, wird man sofort erkennen, daß fast der ganze Bericht im Grunde nichts als Lehrverhandlung ist, eben ein Bekenntnis der biblisch-lutherischen Lehre von der Gnadenwahl, die von Gliedern der Synodalkonferenz bestritten und geleugnet worden war, aber gerade auch durch diese Verhandlung sieghaft erwiesen und behauptet wurde. Im Anschluß daran wurden auf der nächsten Versammlung der Synodalkonferenz Lehrverhandlungen gepflogen über das Thema: „Wie verwerflich es sei, Sachen des Glaubens aus den Schriften der Väter begründen und die Gewissen an die Lehrentscheidung derselben binden zu wollen“, und damit wurde dieser Gegenstand erledigt. Grundlegend

war sodann die nächste Lehrverhandlung über „Die Göttlichkeit der Heiligen Schrift“ und recht geeignet gerade für die Synodalkonferenz der zweitnächste Lehrvortrag, „Von der Einigkeit im Glauben“, im Jahre 1888. Ein andermal wurde „Die Lehre von der Obrigkeit“ behandelt und dann die Wahrheit „Der Unglaube der Verlorengehenden allein ihr eigenes Verschulden“. Falsche Grundrichtungen in der Lehre wurden bloßgestellt in einem Referat „Über die Schwarmgeistere“, und „Thesen über die kirchliche Praxis“ waren Gegenstand der Verhandlungen auf zwei aufeinanderfolgenden Versammlungen in den Jahren 1896 und 1898, wobei besonders auch die Notwendigkeit der Einheitlichkeit in der kirchlichen Praxis betont wurde. Die große Bedeutung der christlichen Schule fand Ausdruck in dem Referat „Von der Notwendigkeit der christlichen Gemeindefschule für die christliche Familie, die Kirche und den Staat“. Dann ging man wieder einmal zurück auf den Grund der Quelle aller christlichen Lehre und behandelte die Frage: „Sind in der Bibel Widersprüche vorhanden?“ Ein Beitrag zur Einheitlichkeit in der kirchlichen Praxis war das Thema: „Kann ein lutherischer Pastor einem Logenmitgliede das heilige Abendmahl reichen, oder muß er es ihm verweigern?“ Und dann folgte wieder nach einer Reihe von Jahren im Jahre 1906 die Ermahnung in einem Lehrreferat: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist!“ und im Anschluß daran auf der folgenden Versammlung ein Vortrag über „Das herrliche Gut der glaubensbrüderlichen Gemeinschaft“. Auf zwei Sitzungen wurden „Die neutestamentlichen Titel der Christen“ betrachtet, nachdem auf einer dazwischenliegenden Versammlung im Jahre 1912, wie schon erwähnt, ohne besondere Lehrverhandlung das glaubensbrüderliche Verhältnis zu einer Schwester synode besehen worden war und nötige brüderliche Ermahnung stattgefunden hatte. Ein ganz anderes, aber zeitgemäßes Thema war ein Referat über „unsern Kampf gegen Rom“, und dann folgten auf zwei Sitzungen Verhandlungen in bezug auf „den Kampf um unser Schulwesen“. Die folgende Versammlung, im Jahre 1924, befaßte sich wiederum mit dem Gegenstand der „Einigkeit der christlichen Kirche“, und hierauf folgte eine Lehrverhandlung über den „Glauben, das Urwesen des Christenlebens auf der Erde“. In das Zentrum der christlichen Lehre führte wieder recht ein die Lehrverhandlung „Jesus Christus unser einziger und ewiger Hoherpriester“, und in der kirchlichen Zeitlage und in kirchlichen Vorgängen war es begründet, daß im Jahre

1930 „Wahre Union im Gegensatz zu Unionismus und Separatismus“ behandelt wurde. Daran schloß sich als letzte Lehrverhandlung ein Referat über „Das Königtum Christi“, das bei unserer diesjährigen Sitzung seinen Abschluß finden soll.

Wenn wir so die Lehrgegenstände uns vergegenwärtigen, die im Laufe von zweiundsechzig Jahren auf den Versammlungen der Synodalkonferenz zur Sprache gekommen sind, und zwar unter der Leitung ausgezeichneten Lehrer unserer Kirche — ich nenne von den Heimgegangenen nur Walthers, Hönecke, Franz Pieper, August Gräbner, E. A. W. Krauß, Johannes Schaller, Georg Mezger —, dann erkennen wir recht lebendig, wie immer Zweck und Ziel unserer Verbindung war „gegenseitige Stärkung im Glauben und Bekenntnis“ und „Förderung der Einigkeit in Lehre und Praxis und Beseitigung vorkommender drohender Störung derselben“. Gerade in ihren Lehrverhandlungen ist die Synodalkonferenz von ihrer Gründung an bis auf den heutigen Tag sich treu geblieben und soll mit Gottes Hilfe und Gnade sich auch in der Zukunft treu bleiben. Wenn dann auch andere Zwecke und Ziele, die im Jahre 1872 niedergelegt wurden, nicht oder noch nicht erreicht worden sind, nämlich „Anstreben einer Abgrenzung der Synoden nach territorialen Grenzen“ und „Vereinigung aller lutherischer Synoden Amerikas zu einer rechtgläubigen amerikanisch-lutherischen Kirche“ — die *S a u p t s a c h e* ist da: „Geisteseinigkeit der betreffenden Synoden“, „gegenseitige Stärkung im Glauben und Bekenntnis“, „Förderung der Einigkeit in Lehre und Praxis“. Ob die andern Ziele noch erreicht werden, ist der Zukunft vorbehalten und steht in Gottes Hand; aber die Bemühungen der Synodalkonferenz in diesen vielen Jahren und das Bekenntnis, das sie bei jeder Gelegenheit abgelegt hat, sind Zeugnisse dafür, daß die Einigkeit in der Kirche nun fast schon zwei Menschenalter hindurch den Synoden der Synodalkonferenz am Herzen liegt. Dazu wolle Gott sie auch weiter stark und treu machen und ihre Bemühungen und Zeugnisse segnen!

Der eine Lehrgegenstand, der uns in diesen Tagen beschäftigen wird, ist schon genannt worden. Prof. Joh. P. Meyer vom Predigerseminar der Wisconsin-synode in Thiensville wird sein Referat über „Das Königtum Christi“ zu Ende führen und besonders von dem frechen Rivalen, dem Antichristen, und von dem tausendjährigen Reich unsers Königs reden. Dr. E. C. Mvlsäter vom Bethany College der Norwegischen Synode in Manfato wird einen Lehrvortrag in

englischer Sprache halten über das Thema "The Old Testament in the Prophetic Ministry of Christ".

Von den sonstigen Gegenständen, die der Konferenz vorliegen, werde jetzt nur das Hauptgeschäft genannt, die gemeinsame Beratung über das Werk, das die Synoden der Synodalkonferenz ebenfalls ihrem ausgesprochenen Zwecke gemäß immer gemeinsam betrieben haben: die Negermission. Einige wichtige und schwierige Fragen werden an die Konferenz herantreten.

Gott sei uns gnädig und barmherzig und gebe uns seinen göttlichen Segen! Er lasse über uns sein Antlitz leuchten, daß wir auf Erden erkennen seine Wege! Es segne uns Gott, unser Gott! Es segne uns Gott und gebe uns seinen Frieden! Amen.

L. F ü r b r i n g e r.

Das Königtum Christi.

(Teile 4. Der große Rivale Christi;
und 5. Das tausendjährige Reich Christi.)

Ich habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion, so kündigt der im Himmel wohnende Herr nach dem 2. Psalm den tobenden Heiden und rebellierenden Königen auf Erden an. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, so lautet die Proklamation des gen Himmel fahrenden Königs an seine Reichsgenossen auf Erden.

Vor zwei Jahren hat sich die Versammlung der Synodalkonferenz mit dem Königtum Christi beschäftigt, nicht in der Weise, daß nach dogmatischer Methode oder in dogmatischer Anordnung das einschlägige Material über das königliche Amt Christi besprochen wäre, sondern so, daß das ganze Königtum unseres Heilandes in Einzelbildern betrachtet wurde. Es kam zur Verhandlung die Vorgeschichte seines Königtums, nämlich das blühende Reich, das Gott durch seine Schöpfung auf Erden gegründet hatte, der feindliche Einbruch Satans, der im Sündenfall die Menschen des Segens der seligen Gottesherrschaft beraubte, die Kriegserklärung Gottes, in der er den Weibesamen zum ausführenden König ernannte, sein Reich von Feinden zu säubern und den angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Es kamen ferner zur Verhandlung die alttestamentlichen

Erwartungen des verheißenen Königs, das Vorbild, das Israel an David hatte, besondere Weissagungen, die sich in den Propheten und Psalmen finden, Lobgesänge, in denen das Volk seiner Hoffnung fröhlichen Ausdruck gab. Schließlich kam Jesus selbst als König zur Besprechung. Verhandelt wurde, nach einer kurzen Betrachtung seiner Ankunft in der Welt, besonders eingehend seine Prinzipien-erklärung, wie er sie in ernster Stunde vor Pilatus feierlich zu Protokoll gegeben hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll; dazu dann einige Beispiele seiner königlichen Wirksamkeit auf Erden.

Damit fand die Arbeit vor zwei Jahren ihren Abschluß und hätte füglich dürfen als beendet angesehen werden. Der ehrwürdige Herr Präses jedoch war anderer Meinung. Er bat Ihren Referenten, noch einige Bilder hinzuzufügen; und da es sich um ein uner-schöpfliches Thema handelt, uner-schöpflich an Material sowie an Lehre und Trost, so war Ihr Referent auch gerne bereit, weiter zu dienen. Es soll unser König noch von zwei Seiten besonders zur Darstellung kommen, einmal in seinem Kampfe gegen seinen großen Rivalen, den Antichristen, sodann in seinem tausendjährigen Reich auf Erden.

Der Antichrist.

Wo von Jesu als dem Könige im Alten Testament die Rede ist, da wird er so dargestellt, daß sein Königtum als eine schwere Last, als ein beständiger heißer Kampf erscheint. Jesaias weissagt von dem Kinde, des Name Friedefürst sein soll, seine Herrschaft sei auf seiner Schulter. Das ist eine eigenartige Weise, von der Regierung eines Königs zu reden. Auf der Schulter trägt man Lasten. Und eben das ist es, was Jesaias zum Ausdruck bringen will: das Königtum wird unserm Herrn nicht eine ununterbrochene Reihe von Gastmählern und Freudenfesten und Genüssen aller Art bringen, es wird ihm vielmehr wie eine auf der Schulter liegende schwere Bürde viel Anstrengung und Schweiß kosten.

Und das bezieht sich nicht nur auf den Anfang, auf die Gründung seines Reiches. Die war allerdings mit Arbeit der aufreibendsten Art verbunden. Sein Reich lag verheert da, er mußte es mühsam wieder herstellen; es war in die Hand von blutgierigen Feinden geraten, er mußte den Kampf mit ihnen wagen und ihnen mit Aufopferung des eigenen Lebens die Herrschaft wieder entreißen. In Gethsemane sehen wir ihn blutigen Schweiß im Ringen mit dem

Tode vergießen, auf Golgatha erreicht der Kampf seinen Höhepunkt. Wohl mochte Jesaias, auf die Gründung des Reiches Jesu gesehen, schreiben: Seine Herrschaft liegt auf seiner Schulter.

Aber auch der weitere Verlauf dieses Königtums wird passend mit solchem Worte ausgedrückt. Herrsche unter deinen Feinden, wie der 110. Psalm sagt, heißt doch auch, daß sich die Herrschaft unsers Königs nur im Kampf, und zwar in ununterbrochenem Kampf gegen den hartnäckigsten Widerstand seiner Feinde wird behaupten können. Es sind nicht nur Feinde, die sein Reich von außen bedrohen, es sind Feinde, die ihm seine Herrschaft in ihrem eigentlichen Sitz, im Herzen seiner Gläubigen streitig machen. Mit den Feinden von außen könnte er wohl ohne große Anstrengung schnell aufräumen, aber seine Herrschaft in den Herzen durch Zeugnis der Wahrheit gegen die verlockenden Lügen seiner Feinde durchzusetzen, die Herzen der Christen im einfältigen, willigen Gehorsam gegen die Wahrheit zu erhalten, kostet Mühe und Arbeit, Langmut und Geduld. Seine Herrschaft liegt auf seiner Schulter.

Um des Widerstandes der Feinde willen ändert Jesus seine Regierungsmethoden nicht. Er schalt nicht wieder, da er gescholten ward, er drohte nicht, da er litt, sagt Petrus von der Gründung des Reiches durch Jesum. Die Feinde mögen schelten und drohen, oder auch schmeicheln und heucheln, Jesus behauptet seine Herrschaft ihnen gegenüber nicht mit gleichen Mitteln. Wollte er drohen und schelten, so würden allerdings die Feinde wie die Spreu im Winde verstreut werden, aber der Herr würde damit zugleich sein eigenes Reich, wie er es in seinem ewigen Liebesrat geplant hat, vernichten.

Weil uns die Regierungsmethoden Jesu von Natur wesensfremd sind, weil wir im Kampf gegen die Feinde unsers Königs so leicht vergessen, wes Geistes Kinder wir sind, und gerne in Anpassung an die Kampfmethoden der Feinde zu Mitteln und Methoden greifen, die, der Kistkammer der Feinde entlehnt, uns selbst und der Sache unsers Königs nur Schaden zufügen können, so dürfen wir es nicht unterlassen, uns immer wieder in eine ernsthafte Betrachtung seiner Regierungsart zu versenken, damit die angeborene Neigung zu den selbstschädigenden Mitteln je mehr und mehr in uns überwunden und der Glaube an die sieghafte Weise Jesu in uns gestärkt werde.

In feierlicher Stunde in peinlichem Verhör bezeugt Jesus, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Wenn er sein Reich gründet, wenn er sein Reich befestigt, wenn er sein Reich führt und verwaltet,

so bedient er sich dabei einer Methode, die dieser Welt unverständlich, widersinnig erscheint. Eine bessere Art, sein Reich zugrunde zu richten, als die Art Jesu ist, sein Reich zu bauen, kann man nach der Meinung der Welt gar nicht erfinden. Die Ziele, die Jesus verfolgt, sind die verkehrtesten, die man sich denken kann. Die Güter, die er verheißt, erscheinen der Welt als das Leben entwertend, alle Lebensfreude störend, ertötend. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, es widerspricht dieser Welt.

Wer kann es mit seinem gesunden Menschenverstand fassen, wenn Jesus seinen Reichsgenossen als die einzig zulässige und wirksame Weise folgendes empfiehlt: Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen? (Luk. 17, 33.) Das soll ein vernünftiger Mensch glauben! Für ein Reich, in dem es so hergeht, soll er sich begeistern! Ein solches Reich muß er ablehnen. Und auch wir können nur durch tägliche Übung in der Selbstverleugnung im Glauben an dieses Reich bewahrt werden.

Gerade auf dieser Linie erfolgt der Vorstoß des Hauptgegners von Christi Reich. Der Antichrist bekämpft das Reich des Himmelskönigs nicht so, daß er mit äußerlicher Gewalt gegen dasselbe stürmt, sondern so, daß er unter dem Schein, das Himmelreich zu stützen, die Reichsmethoden verderbt und die Reichsgüter verfälscht. Das ist der Antichrist, und alles, was solche Art an sich hat, ist antichristlich. Johannes bezeugt schon: Nun sind viel Widerschriften worden (1, 2, 18). Das galt zu jener Zeit, das gilt in erhöhtem Maße von unserer Zeit. Das betrifft auch unsere Synodalkonferenz. Wir, die wir aus einer geistlichen Bewegung gegen den großen Antichristen durch das Werk der Reformation geboren sind; wir, die wir schon mit der Muttermilch einen Horror vor dem großen Antichristen eingejogen haben; wir, die wir täglich in heiligem Zorn den großen Antichristen zu Rom bekämpfen und die uns anbefohlenen Seelen vor seinem Trug und Macht warnen: gerade wir müssen uns oft dabei ertappen, wie wir in allerbesten Meinung dem Antichristen Vorspanndienste leisten, indem wir die Art und die Ziele und die Güter unsers Königs in seinem Reich aus dem Auge lassen und fremdartige Elemente in unsere Reichsarbeit einmengen.

Es dürfte für unsern gegenwärtigen Zweck am einfachsten sein, wenn wir nicht aus der ganzen Schrift allerlei Stellen zusammentragen, die vom Antichristen handeln, sondern uns auf ein Kapitel

beschränken, in dem der Apostel Paulus ausführlich den Antichristen und sein Wesen beleuchtet, die Kampfesart unsers Königs klar herausstellt und uns unsere Aufgabe dem Antichristen gegenüber einschärft. Es ist dies das zweite Kapitel des zweiten Thessalonicherbriefs. (Verlesen.)

Der Punkt, über den Paulus in diesem Kapitel die Thessalonicher belehren will, ist „die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi“, genauer, ob der „Tag Christi vorhanden sei“, d. h. unmittelbar vor der Tür stehe.

Was bedeutet der Tag Christi für die Entwicklung seines Königreichs? Das führt Paulus hier nicht weiter aus, er kann die Kenntnis darüber bei den Thessalonichern voraussetzen. Er redet im ersten Korintherbrief ausführlicher davon, Kap. 15, 20–28.

„Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. Sientemal durch einen Menschen der Tod, und durch einen Menschen die Auferstehung der Toten kommt. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also werden sie in Christo alle lebendig werden. Ein jeglicher aber in seiner Ordnung: der Erstling Christus, darnach die Christo angehören, wenn er kommen wird. Darnach das Ende, wenn er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird, wenn er aufheben wird alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt. Er muß aber herrschen, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege. Der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod. Denn er hat ihm alles unter seine Füße getan. Wenn er aber sagt, daß es alles untertan sei, ist es offenbar, daß ausgenommen ist, der ihm alles untertan hat. Wenn aber alles ihm untertan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst untertan sein dem, der ihm alles untertan hat, auf daß Gott sei alles in allen.“

Der Tag Christi bedeutet den Höhepunkt, die schließliche Vollendung seines Reiches. Am Tage Christi wird das Königtum Christi seinen letzten Zweck voll erreicht haben. Er ist ja von Gott als König eingesetzt, um das Reich Gottes von Feinden zu säubern, um die Werke des Teufels zu zerstören. Wenn Christus das blühende Reich, das Gott am Anfang der Kreatur unter den Menschen gegründet hatte, das sie durch nachlässige Verteidigung gegen den feindlichen Einfall des Satans verloren hatten, aus der Hand der Feinde entrisen und in seiner ursprünglichen Herrlichkeit und Segensfülle wiederhergestellt hat, dann kommt der Tag Christi, an

dem er das Reich Gott und dem Vater überantworten wird, auf daß Gott sei alles in allen.

Diese Bedeutung des Tages Christi wendet Paulus in 1. Kor. 15 an auf die Lehre von der Auferstehung der Toten. Der Tod gehört zu den Feinden des Reiches Gottes, der im Gefolge der Sünde und durch die Gewalt der Sünde unter den Menschen seine verderbliche Tyrannei aufgerichtet hat und uns durch seine Furcht im ganzen Leben als Knechte hält. Nun hat zwar Christus den Tod überwunden, hat seine Macht gebrochen — er ist ja auferstanden von den Toten — aber scheinbar herrscht der Tod weiter mit ungebrochener Gewalt: auch die gläubigen Jünger Jesu sterben noch, verweisen in den Gräbern, sind scheinbar hoffnungslos unter die Gewalt Herrschaft des Todes für Zeit und Ewigkeit verkauft. Der Tag Christi ändert das Bild: dann wird auch dieser letzte Feind aufgehoben werden. Das Königtum Christi hat dann seinen höchsten Zweck erfüllt, er wird das vollendete Reich Gott und dem Vater überantworten, der dann in Ewigkeit so regieren wird, daß er sich selbst mit aller ihm inwohnenden Liebe und seiner uner schöpfl ichen Segensfülle über und in seine Reichsgenossen ergießen, kurz, alles in allen sein wird.

In unserer Thessalonicherstelle wendet Paulus die Bedeutung des Tages Christi auf die Lehre vom Antichristen an.

Es war unter den Thessalonichern der Wahn mit unheimlicher Gewalt aufgetreten, daß der Tag Christi mit seiner herrlichen Vollendung des Reichs und unserer Versammlung zu ihm unmittelbar bevorstehe. Sie hatten sich von ihrem Sinn bewegen, sie hatten sich „erschrecken“ (*θροεϊσθαί*, d. h. durch lautes Rufen) übertäuben, aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Sie waren in unordentliche Ekstase geraten.

Als eine mögliche, ja die wahrscheinlichste Quelle ihrer ungebührlichen Erregung nennt Paulus seinen eigenen Brief an die Thessalonicher. Er bezieht sich wohl hauptsächlich auf die bekannte Epistellektion vom 25. Sonntag nach Trinitatis (Wir wollen euch aber, liebe Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, usw.), sowie auch auf die vom 27. Sonntag nach Trinitatis (Von den Zeiten aber und Stunden, liebe Brüder, ist nicht not euch zu schreiben, usw. — 1. Thess. 4, 13–18; 5, 1–11). Hier hatte er sie gewarnt, daß sie sich von dem Tage nicht wie von einem Diebe sollten überraschen lassen. Er hatte sie in bezug auf ihre entschlafenen Angehörigen getröstet, daß diese an dem Tage des Herrn in keiner Weise benach-

teilt sein würden, da auch „wir, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn“, vor den Entschlafenen nichts voraushaben werden. „Wir, die wir leben“, hatte der Apostel ganz natürlicherweise geschrieben, denn sowohl er wie seine Leser waren ja noch am Leben. Und ebenso natürlich hatte er fortgefahren: „Wir, . . . die wir überbleiben“, ohne damit sagen zu wollen, daß jeder einzelne von ihnen den Tag des Herrn vor seinem Tode erleben werde, oder auch nur, daß ein einziger von ihnen bis dahin überbleiben werde. Es werden Christen den Tag des Herrn erleben, Christen, die zu uns gehören, und mit denen wir so eng verbunden sind, daß wir zusammen eine ungeteilte Einheit bilden. So hatte der Apostel in unbefangener Glaubensfreudigkeit von dem Tage des Herrn geredet. Durch Mißverständnis seiner Worte hatten sich die Thessalonicher zu der Idee verleiten lassen, die Zeit des Endgerichts sei vorhanden.

Dagegen wendet sich Paulus nun mit der Warnung: Lasset euch niemand verführen in keinerlei Weise: denn er kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme.

Wie haben wir Paulus hier zu verstehen? Will er einen Rechenfehler, den sie begangen haben, korrigieren? Will er ihnen zeigen, daß sie in ihrer Berechnung des jüngsten Tages einen wichtigen Faktor außer acht gelassen haben?

Das ist von vornherein nicht sehr wahrscheinlich. Nirgends in der Schrift wird die Kenntnis des genauen Datums der Wiederkunft des Herrn für uns als wichtig hingestellt. Paulus redet in seinen Briefen zwar viel von diesem Tage, auf den wir sehnsüchtig warten, und von der herrlichen Vollendung des Königtums Christi und seiner Erlösten, die den Lauf vollendet und Glauben gehalten haben, und denen dann die Krone der Gerechtigkeit gegeben wird; aber nirgends unternimmt er es auch nur im entferntesten, Zeit und Stunde dieses großen Tages zu bestimmen. Das hat er von seinem Herrn und Meister gelernt, der noch am Tage seiner Himmelfahrt seinen Unwillen äußerte, als seine Jünger ihm mit der törichtesten Frage kamen, ob er jetzt das Reich dem Israel wieder aufrichten werde: Das geht euch nichts an (*οὐχ ὑμῶν ἐστίν*), hatte er kurz und bündig, fast schroff geantwortet. Und zuvor hatte er es ausgesprochen, daß auch die Engel im Himmel keinerlei Kenntnis über Zeit und Stunde hätten, ja, daß diese ganze Frage ihn, den Sohn, nicht weiter interessiere.

Schon diese allgemeine Stellung des Neuen Testaments zu der

vormühigen Frage nach dem genauen Datum der Reichsvollendung Jesu läßt es als unwahrscheinlich erscheinen, daß Paulus nur die falsche Berechnung der Thessalonicher durch den Hinweis auf einen von ihnen übersehenen Hauptfaktor korrigieren will. Noch mehr wird das klar, wenn wir seine erregten Ausdrücke beachten. Er spricht von einem „Vom-Sinn-bewegt-werden“, derb von einem „Berückt-werden“ ihrerseits, davon, daß sie sich „übertäuben“ lassen und das Gleichgewicht verlieren, davon, daß sie „verführt“ werden, irre gehen, den rechten Weg und das rechte Ziel verfehlen, und also um ihr ganzes Heil betrogen werden. Solche ängstlich besorgte Erregung des Apostels wäre schwer zu begreifen, wenn es sich ihm lediglich um die Korrektur eines Rechenfehlers handelte. Was er jetzt vom Antichrist sagt, hat in dessen Verlauf unmittelbar mit dem Tag Christi selbst, mit seinem Reich in dessen Verlauf und Vollendung zu tun; es hat es auch unmittelbar mit dem Glauben, der Rechtfertigung, der Heiligung der Thessalonicher zu tun. Es soll sie warnen vor falschen Schritten, stärken und ermuntern zum rechten Verhalten dem Reich Christi und seinem großen Rivalen gegenüber. Es handelt sich um Fragen, die unser persönliches und kirchliches Leben aufs innigste berühren.

M.

(Fortsetzung folgt.)

Feststellbare Daten zur Offenbarung Johannis.

Gegenüberstellung von Weissagungen und bereits eingetretener Erfüllung.

Von Theodor Hansen, luth. Pastor.

(Fortsetzung.)

Es laufen in diesem Kapitel zwei Bilder nebeneinander her zur Beschreibung des antichristlichen Papsttums, das Bild vom Surenweib und von der großen Stadt Babylon. Beide Bilder gehen auf die Reden der Propheten im Alten Testament und auf die schon dagewesenen Weissagungen in diesem Bibelsbuch zurück. Die zum Verständnis nötigen Wort- und Sacherklärungen gibt der Seher selber in Ap. 17: 9. 12. 15. 18. Diese müssen natürlich genau beachtet und nicht übersehen werden. Hätten alle Ausleger das immer getan, wären wir mit vielen Willfürdeutungen und Schwärmerträu-

men verschont geblieben. Das rote Surenweib ist das teuflische Gegenbild zu dem Weib, durch welches die Kirche Christi dargestellt ist, die heidnische Weltmacht als solche zuerst und danach die namenschriftliche Weltmacht, solange und soweit sie im Dienste des Papsttums steht. Also das uns schon aus Ap. 14 bekannte Doppeltier, das seinem Wesen und Werk nach im Grunde eins ist. Die große gottlose Stadt Babel aber steht für das päpstliche Rom, als satanisches Gegenbild zur Gottesstadt des geistlichen und des himmlischen Jerusalems. Zwei Bilder, weil eins alleine für den beabsichtigten Zweck nicht zugereicht hätte; was von dem antichristlichen Wesen und Treiben an dem Tier nicht aufgezeigt werden konnte, das wird am Bild des Babel-Roms aufgezeigt. Die Schwierigkeiten fürs Verständnis liegen nicht in den gebrauchten Worten und Bildern, sondern in den damit bezeichneten Sachen, die eben nicht alltägliche Dinge dieser Welt sind, sondern ein Geheimnis Satans in sich beschließen, Ap. 17: 5. Um der Gleichsetzung zwischen dem Surenweib und der Surenstadt willen kann überall in diesem Bibelbuch unter Babel nur das geistige Rom-Babel und nicht die alte Stadt Babel am Euphrat gemeint sein. Deren Glanz war längst unwiederbringlich dahin, zur Zeit der Abfassung unsers Bibelbuchs war sie klein und ganz unbedeutend, und sie hat in der Geschichte der Kirche (wo wir doch die Erfüllung suchen müssen) überhaupt keine Rolle gespielt. (Zuerst genannt wird Babel in Ap. 14: 8-11, und da kann nur das Babel-Rom des Papst-Antichristen gemeint sein, ebenso in Ap. 16: 19. Wenn bei Ap. 16: 12 der Gedanke an das Euphrat-Babel scheinbar nahe liegt, so wird dieser Gedanke in Ap. 17: 1 b und 18 als nicht beabsichtigt abgewiesen. Vollends entscheidend aber ist Ap. 17: 5, wo ausdrücklich gesagt ist, daß das rote Surenweib und die große Surenstadt ein und dasselbe Ding sind. Darum muß Ap. 17: 9 b geradesogut auf die Stadt als auf das Weib bezogen werden; und auf die Stadt bezogen wird es zu einer geographischen Angabe, die nicht außer acht gelassen werden darf.) So viel von diesem Kapitel im allgemeinen.

Uns interessiert in diesem Kapitel vor allem der Abschnitt B. 8. 9 b. 13, von den sieben Häuptern des Tiers, von welchen eins zehn Hörner trägt. Die Ereignisse, die darin beschrieben sind, lassen sich unter Berücksichtigung der drei dazu notwendigen Forderungen sehr wohl (wenn auch nur mehr oder weniger bestimmt) datieren. In diesem Abschnitt haben wir eine weiterführende Rückverweisung

auf das schon in Ap. 13 gegebene und dort auch schon zum Teil dem Seher erklärte Weissagungsbild. Die dort gegebene Erklärung blieb vor der Reformation stehen, die hier gegebene weitere Erklärung trägt nicht nur einige Einzelheiten zum bessern Verständnis der schon gegebenen Erklärung nach, sondern erklärt vor allem genau auch noch das, was bei der Erfüllung nach der Reformation fallen soll. Und dies letztgenannte ist besonders zu beachten, weil der Herr seine Offenbarung mit Absicht so gegeben und erklärt hat, zum Nutzen der Kinder Gottes, die nach der Reformation leben sollten und die diese Offenbarung vor allem angeht. In Ap. 13 war von dem Tier gesagt: daß es gesund war, todkrank wurde an einer Schwertwunde, und wunderbar geheilt wurde. Hier wird von demselben Tier gesagt: daß es gewesen ist, nicht ist, wiewohl es doch ist. Wie jedermann sehen kann, das ist ein und dasselbe, und die erste Rede erläutert die andere Rede. (Siehe wieder die zu Ap. 13 dazu gebotene Auslegung aus der Geschichte der Erfüllung). Aber nun wird für den Seher und seine Zeitgenossen (aber auch für uns) für die Zeit der anhebenden Erfüllung ein geographischer Hinweis nachgetragen. Der Hinweis liegt in der Rede von den sieben Häuptern, die sieben Berge und auch sieben Könige bedeuten, damit ist klärlieh auf Rom hingewiesen. Und zwar so, daß an Rom nicht als Stadt sondern als Weltmacht gedacht werden muß. Schon Johannes und seine Zeitgenossen konnten und sollten die Augen recht dahin richten, wo sich die zukünftige Erfüllung anspinnen sollte. Auch der Zeitpunkt der zukünftigen Erfüllung ist hier denselben schon angedeutet, aber nicht so einfach und klar wie der Ausgangspunkt der Erfüllung. Der historische Hinweis liegt hier in B. 10–12, in den Sinnbildern von den sieben Häuptern und den zehn Hörnern. Schon zu Ap. 13 haben wir gesehen, daß Johannes im Unterschied von dem Propheten Daniel nicht vier, sondern nur ein Tier gesehen hat, das aber die Merkmale alle der vier Tiere bei Daniel an sich trug. Daniel sah vier unterschiedliche Repräsentanten der Weltmacht aufeinander folgen, Johannes sieht nur eine Weltmacht, die Weltmacht. Damit ist angedeutet, daß jede ans Licht tretende Erscheinung und Form der Weltmacht dem Herrn und seinem Reiche gegenüber immer dieselbe Feindschaft bewiesen hat und beweisen wird. Aber während bei Daniel das vierte Tier die zehn Hörner auf seinem einen Haupte trägt, trägt hier bei Johannes das eine Tier auf einem, und zwar (wie wir sehen werden) auf dem sechsten Haupte die zehn Hörner.

Damit wird angedeutet, daß bei dem verwandten und doch verschiedenen Gesicht im Alten und im Neuen Testament die Bedeutung dieser beiden Gesichte sich vor allem in dem Haupte mit den zehn Hörnern berührt. Und damit ist eine wesentliche Hilfe zum Verständnis des Gesichtes bei Johannes gegeben. (Das Bild bei Daniel in Ap. 2, das in der Hauptsache nur bis auf die Zeit des Messias zielte, kommt zum Verständnis unserer Stelle nur sehr wenig in Betracht. Dagegen das Bild in Daniel, Ap. 7, in dem das vierte Tier mit den zehn Hörnern die Hauptsache ist, und das über die Zeit des Messias hinaus schon auf den Jüngsten Tag hinweist, kommt dafür sehr viel in Betracht.) Dem Seher werden hier durch geweissagte Ereignisse zwei Zeitpunkte bezeichnet, aber nur so, daß er dieselben zwar bestimmt erwarten, keineswegs aber vorher, vor ihrem Eintreten, berechnen kann, und der eine dieser Zeitpunkte ist bei Daniel noch in keiner Weise fixiert. Um den ersten dieser geweissagten Zeitpunkte zu markieren, zählen bei Daniel die vier Tiere als solche, bei Johannes aber die sieben Häupter des einen Tiers. Aber beide Zählungen treffen darin zusammen, daß der so bezeichnete Zeitpunkt (von jedem etwas unterschiedlich angesehen) das Bestehen des heidnischen Römischen Reiches ist. Nach Daniel (in Ap. 2 bestimmt, in Ap. 7 nur angedeutet*) soll zur Zeit dieses vierten Weltreichs der Messias erscheinen; er erschien während der Blüte desselben, zur Zeit des Kaisers Augustus. Und nach Daniel (Ap. 7) soll danach einmal auch der Antichrist erscheinen, und zwar als ein ganz anders geartetes Horn neben den übrigen Hörnern auf dem Kopfe des vierten Tiers. Daniel will gar nicht die Zeit des Antichristen bezeichnen, sondern nur angeben, daß er auch kommen wird, und will außerdem die Art und Weise seines Auftretens andeuten. (Vgl. Speckhards Studie, *Z. und W.*, Bd. 59, 1913, S. 49 ff.) Bei Johannes aber handelt es sich vor allem um die Zeit des Antichristen alleine. Nicht um die Zeit der Erscheinung des Messias, die hat er erlebt und Christum

*) Nach den obigen Angaben verwerfen wir die Deutung von Dan. 7 auf den Antiochus Epiphanes (175–164 v. Chr.), als textwidrig. Dan. 7: 17. 18 weist zurück auf Dan. 2: 34. 35 und 44. 45; da haben wir Christum, der vor dem Antichrist kommen sollte und gekommen ist. Antiochus Epiphanes kann nicht unter die zehn Könige, die aus dem Römischen Weltreich hervorgingen, gezählt werden. Von ihm ist erst in Dan. 8 geweissagt, unter dem vermessenen kleinen Horn, das an einem der nachmaligen vier Hörner des Ziegenbocks aufwächst, der Ziegenbock ist das hellenische Weltreich Alexanders des Großen.

im Fleisch gesehen. Auch nicht mehr um das Erscheinen des Antichristen überhaupt, darüber ist ihm schon mancherlei offenbart, und daß dessen Auftreten erst nach dem Auftreten Christi erfolgen wird, ist selbstverständlich. Darum wird ihm in Ap. 17: 9–11 (besonders B. 10) zunächst offenbart, daß der Antichrist schon zur Zeit seines sechsten Tierhauptes, also während des heidnischen Römischen Weltreichs, unter dem der Seher lebt, zu erwarten steht und aufkommen soll. Dann wird ihm aber weiter in Ap. 17: 12–18 (besonders B. 12) auch offenbart, daß doch die eigentliche Zeit des Antichristen erst in eine spätere Zeit fallen wird, die der Seher nicht erleben kann. Aus dieser Verbindung erkennen wir klar, daß wir die zehn Hörner auf dem sechsten, und nicht etwa auf dem siebten Haupte zu denken haben. Wie bei allen den Bildern der Offenbarung, die auf das Alte Testament zurückgehen, so muß man auch bei diesem Bilde genau darauf acht haben, worin diese Bilder in beiden Testamenten gleichlaufen und worin sie auseinandergehen, um die Bedeutung derselben bei unserm Seher recht zu erkennen. Daß Johannes hier sieben Weltreiche zählt, und nicht wie Daniel vier, ist veranlaßt durch das Bild, das ihm vor Augen steht. Und einer der sieben Schalenengel sagt ihm, was er sich dabei denken soll, nämlich (in Ap. 17: 10): Fünf sind gefallen und einer ist und der andere kommt noch. Da es bei diesem Bilde (nach Ap. 17: 12) nicht auf die wechselnde Person des jeweiligen Herrschers, sondern auf sein Reich ankommt, so ist mit dem „Einer ist“ nicht der Kaiser Nero bezeichnet, sondern sein noch heidnisches Römisches Reich, in welchem Johannes unter Kaiser Nero und dessen Nachfolgern lebte. Also, von den Lebzeiten des Apostels Johannes an, ist hier gesagt, steht das Emporkommen des Antichrists zu erwarten*). Das kommt mit der Aussage des Apostels Paulus in 2. Thess. 2: 7 überein, daß sich die antichristliche Bosheit bereits damals heimlich regte. Johannes deutet aber nirgends an, wie er nach Anleitung des Schalenengels die sieben Häupter nun im einzelnen gezählt hat. Weil ein Blick auf die bereits eingetretene Erfüllung der Weissagung Daniels es an die Hand gibt, wird er etwa so gezählt haben: Assur (Sanherib), Babel (Nebukadnezar), Medopertien (Kores-Cyrus), Griechenland (Alexander) und Syrien

*) Dies ist die zweite zeitgeschichtliche Angabe in der Offenbarung Johannis; die erste fanden wir in Ap. 1: 9–11. Nach weiteren Angaben in der Lebenszeit des Apostels braucht man in diesem seinem Buche nicht zu suchen.

(Antiochus Epiphanes). (Vgl. hierzu, was zu Ap. 13 über die Weltmächte in den Gesichtern Daniels gesagt worden ist.) Übrigens kommt auf die Art der Zählung hier wenig an, weil sicher ist, daß mit dem sechsten Haupt das noch heidnische Römische Reich gemeint ist, dessen westlicher Herz- und Hauptteil dem Papsttichristen zur Beute fallen wird. Was ist aber dann mit dem siebten Haupte gemeint, „und wenn er kommt, muß er eine kleine Zeit bleiben“ (Ap. 17: 10)? Nun, wenn wir im Bilde bleiben und zugleich auch die Erfüllung fragen wollen, dann kann damit nur das Oströmische Reich mit der Hauptstadt Byzanz oder Konstantinopel gemeint sein. Zur Zeit des Apostels war es noch nicht da, und hat gedauert von 476, dem Untergang des Weströmischen Reiches, bis 1453, dem Verlust Konstantinopels an die Türken. Nachdem es gekommen war, blieb es, aber im Schatten der Ohnmacht. Aber hier ist mit dem „bleiben“ wohl weniger die politische Dauer dieses Reiches gemeint als der Umstand, daß es ihm trotz seiner Ohnmacht gelungen ist, unabhängig von der Oberherrschaft des Papstes zu bleiben, nicht nur bis zur Kirchenspaltung im Jahre 1054, sondern auch danach. Übrigens ist das siebte Haupt nur ein Strich zur Vervollständigung des Bildes, es wird in der Offenbarung überhaupt nicht wieder erwähnt. Es ist wohl nur erwähnt um des achten Hauptes willen, zum Unterschied von demselben. Von diesem achten Haupte wird in Ap. 17: 11 zur Kennzeichnung gesagt: Einmal, daß es das Tier ist, von dem schon die Rede war (in Ap. 13), weiter, daß es zwar als achttes gezählt werden kann, aber richtiger als eins unter den sieben, nämlich als das sechste, gezählt werden mußte. Beide Aussagen drücken auf verschiedene Weise dieselbe merkwürdige Tatsache aus: Daß der Papst und sein Reich die einzig auffindbare, aber fiktive Fortsetzung des Weströmischen Reiches ist.

Das Bild von den sieben Häuptern wird in Ap. 17: 12–18 abgelöst von dem Bild der zehn Hörner, die Könige, d. i. Reiche bedeuten, aber erst zu einer späteren Zeit aufkommen sollen. Wenn von denselben gesagt wird: Aber wie Könige werden sie eine Zeit Macht mit dem Tier empfangen (W. 12), so ist damit zweierlei gesagt. Einmal, sie werden keine ganz unbeschränkten Herrscher sein, wie die heidnischen Kaiser zur Zeit des Johannes, werden auch nicht immer alle den Titel König führen. Zum andern, daß sie trotz der Teilung und zum Teil anderweitigen Machtbeschränkung doch die Erben und Träger der Weltmacht, die von Alters her besteht, sein werden. Da-

zu ist zu beachten, daß in diesem Gesicht klar unterschieden wird, einerseits zwischen dem auch durch die zehn Hörner noch vorhandenen Tier (in B. 13) und andererseits zwischen dem Surenweib (in B. 15) und der gleichgesetzten Surenstadt (in B. 18). Während in diesem 17. Kapitel das Bild vom Surenweibe vorkommt, tritt (wie wir sehen werden, um der Zeitlage willen) im 18. Kapitel die Surenstadt in den Vordergrund. Um dieser Wahrnehmungen willen können wir sagen: Die zehn Könige repräsentieren für die ihnen gegebene Zeit die von Gott geordnete rein weltliche Staatsgewalt (Röm. 13: 1 b), das Surenweib oder die Surenstadt aber die nur angemessene geistlich-weltliche Papstgewalt. Der Begriff der zehn Könige ist, nach Daniels Vorgang, stehende Bezeichnung für die Vertreter der geteilten Staatsgewalt, einerlei ob ihrer gerade immer zehn sind oder nicht. Die Ziffer zehn darf in solcher stehenden Bezeichnung zu keiner Zeit gepreßt werden. (Bei Daniel ist die spätere Zerteilung zweimal gemeinsagt, zuerst in Dan. 2 als zehn Behen, und dann in Dan. 7 als zehn Hörner. Nur das Bild von den zehn Hörnern wird weiter ausgeführt, weshalb die Offenbarung auf diese Danielstelle zurückgeht. Aber in Daniel 7 sind es erst zehn Könige, dann zehn Könige und der Antichrist, dann wieder sieben Könige und der Antichrist. — Außerdem ist zu beachten, daß in der Offenbarung nur die Staatsgewalten, und nie der Antichrist, als Hörner gezeigt werden.) Ein Ausleger hat somit keine Verpflichtung nachzuweisen, daß die Zahl der hier durch Hörner bezeichneten Staatsgewalthaber immer gerade zehn beträgt; die Ausleger, die sich Not und Mühe damit gemacht haben, hätten sich dieselbe sparen können und sollen. Mit der größten Bestimmtheit läßt sich das Datum derselben aus der Geschichte der Erfüllung ansetzen, worauf nicht allzuviel ankommt. Drei Daten kommen in Betracht, 476 das Ende der Völkerwanderung in Europa, was wohl zu früh ist, 756 Pipins Schenkung bezw. 800 päpstliche Krönung Karls des Großen, was gut paßt, und 843 Teilungsvertrag zu Verdun unter den Karolingern, was wenig paßt. Wir entscheiden uns für die beiden mittleren Zahlen, einmal weil dann zum erstenmal Staatsgewalt und Papstannäherung in freundliche Beziehung zueinander getreten sind, zum andern weil in unserm Gesicht von den zehn Königen ganz deutlich zwei Zeitläufte unterschieden sind. Ap. 17: 12–14 beschreibt das Verhältnis zwischen Staatsgewalt und Papstannäherung so, daß die Herrscher dem (zweiten, geheilten Wunder-) Tier, auf dem der Papst reitet, willig ihre

Gewalt geben, und diese Beschreibung schließt ab mit einem deutlichen Hinweis (in B. 14) auf die bereits im 14. Kapitel geweissagte Reformation. Dieser erste Zeitlauf unter den zehn Königen reicht also von 756 bzw. 800 bis 1517–1580. Was darüber Einzelnes aus der Geschichte als Erfüllung anzuführen ist, haben wir bereits zu den vorhergehenden Kapiteln beigebracht. In Ap. 17: 15–18 ist das Verhältnis zwischen den beiden Gewalten so angegeben, daß sie sich hassen und befehlen. Und der Zankapfel zwischen beiden ist (nach B. 15) der Gehorsam der Völker, den jede Gewalt für sich gegen die andere in Anspruch nehmen will. Dieser zweite Zeitlauf unter den zehn Königen reicht von der Reformation bis zum Jüngsten Tag, den wir nicht datieren können und wollen. Was darüber aus der Geschichte als Erfüllung angeführt werden kann, werden wir zum 18. und den folgenden Kapiteln beibringen. — Diese hier geweissagte Teilung des Zeitlaufs unter den zehn Königen ist das letzte Datum, bei dem die drei nötigen Erfordernisse zur bestimmten Festlegung als ganze Erfüllung zutreffen. Wenn wir trotzdem fortfahren, im Folgenden noch weitere Daten beizubringen, so sind dieselben nur als annehmbare Teilerfüllungen anzusehen. Alle Hilfszahlen, die wir bis jetzt angeführt haben und weiter anführen wollen, sollen in erster Linie nur das Verständnis der zu gebenden und bestimmt geweissagten Hauptdaten klar machen. Daneben dienen sie dem einen oder andern Zweck: zu zeigen, daß eine bereits früher eingetretene Erfüllung fortbauert, oder daß es sich um Teilerfüllung handelt, die sich von Zeit zu Zeit wiederholt, oder endlich, daß eine von andern Auslegern zeitlich anders fixierte Erfüllung keineswegs als Enderfüllung anzusehen ist.

Die Zeitgenossen des Apostels Johannes sollten nicht in den Irrtum verfallen: Dies und jenes in der Weissagung geht uns noch nichts an, weil es in die Zukunft fällt. Darum wurden ihnen auch schon Merkzeichen und Hinweise für ihre frühe Zeit gegeben, die andeuteten: wo, wie und in welcher Folge diese zukünftigen Dinge schon zu ihren Zeiten anfangen würden, sich anzuspinnen. In Ap. 13 sagte ihnen die Rückverweisung auf die Weissagung Daniels, deren Erfüllung bis auf ihre Zeit sie wohl kannten, daß das erste Tier das Römische Weltreich darstellte, in welchem sie lebten. Und^e betreffs des zweiten Tiers sagte ihnen das Rätselwort von der Namenszahl 666, daß sie dessen Aufkommen in der Kirche zu Rom erwarten sollten. Und in diesem 17. Kapitel dient der geographisch-historische

Hinweis, daß das geistliche Babel auf ihren sieben Hügeln zu suchen sei, zur sicheren Bestätigung dieser vorhergegebenen Kennzeichen. Wenn sie diesen Hinweisen in der Beurteilung der geschichtlichen Vorgänge in Staat und Kirche Folge gaben, so mußten sie, daß sie mit ihrem urteilenden Erwarten die rechte Richtung einhielten. Auch für spätere Kinder Gottes unter dem Druck des Papsttums, die durch die Schrift unmittelbar zur Erkenntnis Christi gekommen waren, waren diese Merkzeichen und Hinweise noch nötiger und unerläßlicher. Die mußten durch dieselben auch etlichermaßen zur Erkenntnis des Antichristen kommen, um trotz der Lehre und des Lebens der Kirche ihrer Zeit bei und in Christo verbleiben zu können. Auch noch für uns in der letzten Zeit der Welt, die wir neben dem hellen Hauptlichte der Weisfagung auch das Nebenlicht der eingetretenen Erfüllung haben, behalten diese Merkzeichen und Hinweise ihren hohen Wert. Dieselben dienen uns, zusammen mit den übrigen als erfüllt belegbaren Ereignissen und Daten, zur gewissen Versicherung in der rechten Auslegung, daß wir alles, was denselben widerspricht, unbedenklich als falsche Auslegung abweisen können. Es ist eben die ausgesprochene Absicht des Herrn Christi (Ap. 1: 1; 22: 5. 20), daß seine Christen von Anfang an alles, was in diesem Bibelbuche gemeisfagt ist, im Glauben erwarten, in der Entwicklung beurteilen und nach der Erfüllung recht würdigen sollen.

Das 18. Kapitel ist ein zweiter Nachtrag zum Hauptgesicht im 16. Kapitel, und zwar näher zum Vorngericht der fünften Schale, zugleich enthält es eine weitere Ausführung zu dem Abschnitt Ap. 17: 15–18. Demnach fallen alle Einzelausführungen in diesem Kapitel nach der Reformation und vor den Jüngsten Tag, von dem erst das 19. Kapitel handelt. Für die Bezeichnung Hurenweib tritt jetzt die Bezeichnung Babel, die Hurenstadt, ein, weil die Zeitlage sich verändert hat, das Tier der Weltmacht trägt nicht mehr willig den Antichrist und seine Kirche. Außerdem handelt es sich in diesem Kapitel mehr um die Lebensgreuel als um die Lehrgreuel des Papsttums. (In Ap. 16: 3; 19: 20 und 20: 10 heißt der Antichrist der falsche Prophet, um seiner Lehrgreuel willen.)

Der Inhalt dieses Kapitels teilt sich in vier Teile. Erstens, Ap. 18: 1–3, sieht und hört der Seher wieder den schon aus Ap. 14 bekannten Reformationsengel. Damit ist angezeigt, daß alle nachfolgend aufgezählten Strafgerichte mit der Reformation ihren Anfang genommen haben. Zweitens, Ap. 18: 4–8, die Aufforderung

vom Himmel einerseits an die Kinder Gottes, die noch darin stecken, von dem Papstbabel auszugehen, um den Gerichten über dasselbe zu entgehen, andererseits an die zehn Könige und sonstigen göttlichen Strafwerkzeuge, der Hurenstadt allen erdenklichen Schaden anzutun. Drittens, Ap. 18: 9–20, die Beschreibung der mancherlei vorlaufenden Gerichte Gottes über das Papsttum seit der Reformation. Viertens, Ap. 18: 21–24, die symbolische Handlung eines Engels, die anzeigt, daß der Jüngste Tag gewiß kommen und nicht ausbleiben wird. Das Kapitel enthält also die laufende Vollstreckung der durch Gottes Urteil im vorigen Kapitel angekündigten Gerichte Gottes bis zum Endgericht am Jüngsten Tag. — Angesichts dieses Zusammenhangs ist es schier unmöglich, wenn es im Folgenden viermal bei Teilgerichten heißt: auf einen Tag oder eine Stunde, diese Aussage auf den Jüngsten Tag zu deuten. Damit ist einfach zurückgewiesen auf den Anfang der Reformation, auf den 31. Oktober, den Tag des Anschlags der Thesen Dr. M. Luthers. Diese Tat kam dem Papst und seinen Kreaturen unerwartet plötzlich und unabwendbar, wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Und mit demselben hat sich alles spätere Unglück für den Papst und seinen Anhang angehoben; alles spätere Unglück über ihn schreibt sich irgendwie aus Zusammenhängen und Folgewirkungen dieses Tages her. Mit gleicher Plötzlichkeit und Unabwendbarkeit sollen alle späteren Unglücksschläge über ihn kommen. Wiederum, wenn es bei diesen Teilgerichten achtmal heißt: „und nicht mehr“, so ist damit ausgedrückt, daß alle Abwehr, die der Papst versucht, doch vergebens bleibt. Jedesmal wenn er meint, dem Herrn und seiner Kirche einen rechten Schlag zu versetzen, dann brechen kurz vorher oder gleich nachher seine Anschläge zusammen und kommt Verderben über ihn. Und was den Ausgang der Kinder Gottes aus Babel anbetrifft, so hat derselbe bei der Reformation angefangen und dauert nach derselben fort. Dieser fort-dauernde Ausgang der Kinder Gottes gehört mit zu den vorlaufenden Gerichten Gottes über den Antichrist. Es ist bei Gott das schwerste unter diesen Gerichten, tut auch dem Papste am meisten weh, fällt aber vor Menschengenügen nicht so auf, als die übrigen Strafgerichte auffallen. Hinsichtlich dieser anderen und geringeren Strafgerichte machte sich bei vielen Auslegern die Neigung bemerkbar, die Ankündigung derselben möglichst buchstäblich zu verstehen und dann dieselben entweder in der Vergangenheit oder Gegenwart als erfüllt aus der Geschichte zu belegen, oder meistens ihre zukünftige buchstäb-

liche Erfüllung in sichere Aussicht zu stellen. Diese Mühe ist aber in beiden Fällen vergeblich, weil die Ankündigung in unserm Text nur eine farbenreiche bildliche Veranschaulichung dieser Strafgerichte ist, keine buchstäbliche Vorausverkündigung. Doch lassen sich auch bei richtiger symbolischer oder idealer Deutung die meisten Einzelheiten dieser Strafweisagung aus der bereits vorliegenden Teilerfüllung schon hinreichend geschichtlich belegen. Man muß sich nur hüten, eine nachweisbare Teilerfüllung solcher Einzelheiten als ganze und endliche Erfüllung hinzustellen. Die bringt in jedem Falle erst der jüngste Tag.

Um unsers Zweckes willen beschäftigen wir uns vor allem näher mit dem Abschnitt Ap. 18: 9–20. Darin ist zunächst von der großen Stadt Babel die Rede. Was uns anderswo und hier von dieser Stadt gesagt ist, das verbietet uns, darunter sowohl die Stadt Babel am Euphrat als auch die Stadt Rom am Tigris zu verstehen, es ist vielmehr das geistliche Babel-Rom, das Reich des Papsttums. Nach Ap. 16: 2 hat sie ihren Sitz am Euphrat, nach Ap. 17: 9 hat sie ihren Sitz auf den sieben Bergen, also auch am Tigris, und nach Ap. 17: 1. 15 auch noch an vielen andern Wassern, und unter diesen Wassern sind Völker zu verstehen. Das paßt nur auf das Reich des Papsttums, der bis zur Reformation schier alle christianisierten Völker unter sich gebracht hatte. Und die Größe dieses Babel-Roms wird uns in dreifacher Hinsicht beschrieben. Erstens hinsichtlich der Macht, sie beherrschte alle Regenten und Völker, die Könige und Herren konnten ohne ihre Gunst ihre Herrschaft nicht aufrecht erhalten. Zweitens, hinsichtlich des Reichtums, bis zur Reformation war das eigentliche Vermögen der Völker in die tote Hand des Papstes, der Geistlichen und der Klöster geraten. Außer Gold und Silber werden hier allerlei Kostbarkeiten genannt, die für den päpstlichen Götzendienst benötigt waren, daneben auch vermeintliche Kostbarkeiten, die nur durch den Papst und seine Abgötterei einen fiktiven Wert erhielten. Drittens, hinsichtlich ihrer vielfachen Sündengreuel, unter denen die leibliche und geistliche Hurerei (dieselbe, die vor allem der Prophet Hosea an den Juden strafte) obenan gestellt wird. Um der Macht und Reichtums willen waren vor allem die Könige (und die Fabrikanten, Kaufleute und Verkehrsvermittler, als Repräsentanten der Völker) genötigt, freundschaftliche Beziehungen zum Babel-Rom zu unterhalten. (So wenig hier die Könige bildlich zu deuten sind, ebensowenig die genannten Repräsentanten aus ihren

Völkern.) Aber durch diese freundlichen Beziehungen wurden dieselben auch in die Sündengreuel des Papsttums, vor allem in die geistliche Hurerei der Abgötterei hineingezogen. Um ihrer persönlichen Vorteile willen haben dieselben an diesen Papstgreueln sich beteiligt und denselben bei andern großen Vorschub geleistet; das vor allem wird denselben in Ap. 17: 3 als Schuld zugemessen, wenn dem Papst selber und seinen geistlichen Helfershelfern auch viel größere Schuld zufällt.

Das Rom-Babel soll um dieser Sünden willen gestraft, völlig geplündert, verbrannt und ganz von Grund aus zerstört werden. Nach Ap. 18: 8 wird der Herr selber es tun, nach Ap. 17: 16. 17 wird er sich der zehn Könige als williger Werkzeuge dazu bedienen. Die einzelnen Züge im Bilde der geweissagten Zerstörung sind z. T. den bereits erfüllten Weissagungen über die Zerstörung der einstmaligen Welthauptstadt Babylon (vgl. Jes. 13; Jer. 50) und der alten Welthandelsstadt Tyrus (vgl. Hes. 26. 27) entlehnt. Bei buchstäblicher Ausdeutung dieses Gesichtes kommt man aber in große Verlegenheit, weil die Stadt Rom seit der Reformation auf die Weise nicht zerstört worden ist. Die Sackung Roms, durch Grundberg im Dienste Karls V. im Jahre 1526, könnte als geschichtlicher Beleg für eine solche Erfüllung nicht zureichen, weil Rom dann wohl ausgeplündert, aber nicht verbrannt und völlig verwüstet worden ist. Anders ist es aber bei der rechten geistlichen Deutung dieses Gesichtes, dabei läßt sich für jeden Zug im Bilde bis jetzt eine völlig zureichende Erfüllung geschichtlich nachweisen, und was daran zur endlichen Erfüllung noch fehlt, das wird der Jüngste Tag uns bringen. Was hier nämlich wirklich geweissagt und verheißen ist, das ist, ohne Bild gesagt, nur dieses: Ein einmaliger, plötzlicher und völliger Zusammenbruch des Papsttums und seines Reichs, und zwar dergestalt, daß er seine frühere Macht und Herrlichkeit nie wiedererlangen kann, sondern bis zum Jüngsten Tag in stetem Niedergang bleiben muß. Das ist in der Reformation geschehen und wirkt sich seitdem bis zum Jüngsten Tag weiter aus. Luther und seine geistlichen Mitarbeiter haben die Gewissen der einzelnen Christen durch das Evangelium von der Herrschaft des Papsttums zuerst ganz und völlig frei gemacht, so daß er für Kinder Gottes kein Hindernis mehr ist zur Seligkeit und sie auch nicht mehr zum äußeren Gehorsam zwingen kann. Die staatsrechtlichen und bürgerlichen Folgerungen aus dieser so aufgerichteten Gewissensfreiheit für ihre Untertanen zu ziehen und

schützen, dazu waren die Fürsten und Herren berufen. Und sie haben diese Folgerungen gezogen, zuerst für sich und dann auch für ihre Untertanen, zum unheilbaren Schaden des Papsttums. Die lutherischen Fürsten und Herren der Reformationszeit gingen darin voran und gingen darin so weit, als sie zu der Zeit gehen konnten, und die andern protestantischen (und selbst viele katholische große und kleine) Herrscher folgten ihnen darin bald nach und gingen weiter, als die ersten gegangen waren. Leider aber haben die herrschenden Herren in dieser Beziehung nicht ganz reinen Tisch gemacht, denn seit dem Westfälischen Frieden 1648 behielten sie einen Teil der dem Papste entzogenen Kirchengewalt in eignen Händen, anstatt dieselbe den protestantischen Kirchen ihrer Gebiete ganz zu übergeben. Man darf daher den protestantischen Fürsten in dieser Beziehung gewiß nicht zu wenig, erst recht aber nicht zu viel gutschreiben. — Gründlicher haben die großen und kleinen Herrscher das Ausplündern des Papstes und seiner Kreaturen besorgt. Manche Erzbistümer wurden in Staatsgebiete umgewandelt, die Güter und Gelder der Klöster und Pfründen aber eingezogen aus der toten Hand und teils für kirchliche und teils für weltliche Zwecke verwendet, und so den Lebenden wieder nutzbar gemacht. Und das geht so fort seit der Reformation, selbst in katholischen Ländern. Noch in der Neuzeit sind in Italien, Frankreich und sogar in Spanien katholische Kirchengüter und -schatze staatlich eingezogen und nutzbar gemacht worden. Das sind voll hinreichende geschichtliche Belege für die bis jetzt vorliegende Erfüllung der mehr nebensächlichen Einzelheiten in dieser Weissagung. Dazu mag ja und wird auch ohne Zweifel noch weiteres als geschichtlicher Beleg dafür in der Zukunft hinzukommen. Darüber soll und darf aber nicht übersehen werden, daß in der Hauptsache die eigentliche Erfüllung dieser ganzen Weissagung, wie sie lautet, besteht in dem einmaligen völligen Zusammenbruch des Papsttums durch die Reformation und in seinem steten Niedergang und Nichtwiederhochkommen seit der Reformation.

Zu viele Ausleger übersehen immer noch zu Ap. 17 und 18 die bereits vorliegende völlige Erfüllung der kirchlichen Hauptsache, und wegen dieser Augentrübung können sie dann auch die hinreichend vorliegende Erfüllung der politischen Nebensache darin nicht sehen, und suchen vergeblich in der Zukunft nach gar nicht geweissagten politischen Umwälzungen hinsichtlich der Staatsgewalten und der Papstgewalt. Gegen diese Augentrübung hilft aber eine zweifache

Feststellung aus dem Text der Offenbarung. Einmal, in Ap. 17: 15–18 haben wir kurz und einfach die eigentliche Weissagung des Unglücks, das den Papst betreffen soll, während wir in Ap. 18: 6–19 die farbenprächtige Ausmalung der Folgen dieses Unglücks haben, aus denen wir erkennen sollen, daß, wie und wann dieses Unglück in der Erfüllung über den Papst gekommen ist. Zum andern, in Ap. 17 ist von den zehn Königen die Rede, die, von Gottes Willen und ihrem eignen Interesse getrieben, als eine Einheit handeln, aber in Ap. 18 ist bloß von Königen die Rede, die als solche nicht die Einheit der zehn Könige mehr sind, sondern Einzelne, wie die Repräsentanten aus ihren Völkern (Kaufleute und Schiffsherren) nur Einzelne sind. Die zu Mageweibern gewordenen Herrscher usw. haben wir unter den Katholiken und etwa solchen protestantischen Mächthabern zu suchen, die ohne guten Willen des Papstes nicht ruhig auf ihren Thronen sitzen können.

Es wird nicht unangebracht sein, die bereits hinreichende Erfüllung auch der politischen Nebensache in dieser Weissagung ein wenig mehr zu belegen aus der Geschichte. Die katholischen Fürsten der Reformationszeit haben den Papst in kritischen Stunden im Stich gelassen, trotzdem sie sich dem Papst feierlich zur Unterdrückung und Ausrottung der Protestanten verpflichtet hatten. Dann gerade trieb ihr eigner Vortheil sie an, es heimlich mit den Protestanten zu halten, entweder weil ihre Machtmittel wirklich versagten, oder weil sie befürchteten, daß der Papst auch ihnen selbst gegenüber beschwerlich werden möchte, falls sie ihm darin ganz zu Willen wären. Das tritt deutlich in der schwankenden Politik Kaiser Karls V. oftmals heraus, oft konnte er nicht und oft wollte er nicht als weltlicher Arm des Papstes gegen die Protestanten eingreifen, und nachher war es regelmäßig zu spät, den Schaden, der dem Papste daraus erwachsen war, wieder zu heilen. Weiter gehört hierher vor allem Herzog Georg von Sachsen, Luthers persönlicher bitterer Feind. Derselbe war offenbar ein viel besserer Papist als der Kaiser, aber ein viel ungeschickterer Diplomat als derselbe. Selbst dieser Herzog wünschte für seine Person die größten äußerlichen Greuel des Papsttums abgestellt zu sehen, nur konnte er nicht sehen, daß gerade Luther mit dem Evangelium dabei war, die Wurzel aller dieser Greuel abzuschneiden. Herzog Georg war es zufrieden, selber weniger als bisher vom Papste abzuhängen mit Seinesgleichen, er fürchtete aber, durch eine durchgreifende Reformation seine Unbeschränktheit den Unter-

tanen gegenüber zu verlieren, wenn die Papstmacht ganz beiseite geschoben würde. Außer ihm sind noch die katholischen Fürsten zu nennen, die vor andern in dem Pactschen Bündnis (1527–1528) verwickelt waren, König Ferdinand I. von Böhmen, die Herzöge Wilhelm und Ludwig von Bayern und Kurfürst Joachim von Brandenburg. Das Bündnis hat ohne Zweifel bestanden und ist ernst genug gegen die Protestanten gemeint gewesen, wurde nur vor der Zeit bekannt, um ausgeführt werden zu können. Endlich gehören katholischerseits mit zu der Front der zehn Könige, allerdings wohl weniger willig in Gottes Hand als andere, Kaiser Ferdinand II. und sein Busenfreund Kurfürst Maximilian von Bayern. Beide waren Jesuitenzöglinge, und beiden fällt zur Last, daß der schreckliche Dreißigjährige Krieg so lange andauerte. Sie hatten es auf blutige Ausrottung der Protestanten und völlige Wiederherstellung des Papsttums nach der Reformation mit ganzem Willen abgesehen. Aber beim Friedensschluß 1648 mußten sie dennoch alle Hauptinteressen des Papstes preisgeben, um den für sie nötigen Frieden zu erlangen. Daß der Papst diesen Frieden bis heute noch nicht anerkannte, hat denselben in seiner Geltung nicht beschränkt und dem Papste dieses Unglück auch nicht verjüßt. — Die Obengenannten bilden zugleich auch die erste und vornehmste Gruppe der fürstlichen Klagenweiber über den Sturz des Papstthums und seines Babel-Roms.

Unter den lutherischen Fürsten der Reformationszeit stehen, in Hinsicht auf Gewissensfreiheit dem Kaiser und dem Papst gegenüber, die Kurfürsten von Sachsen, Friedrich der Weise und Johann der Beständige, als leuchtende Vorbilder für alle Zeiten da. Sie waren bereit, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, ließen sich aber nicht bewegen, dem Kaiser das zu geben, was Gottes ist und bleibt. Und weil dem Papst nichts gebührt, so gaben sie ihm, einmal durch das Evangelium im Gewissen von ihm frei geworden, hinfort auch nichts mehr. Dabei ist nicht zu vergessen, daß menschlich geredet Kaiser und Papst damals noch über sehr reale Machtmittel gegen ihre Feinde verfügten, denen diese Kleinfürsten keine gleichwertigen Machtmittel gegenübersetzen konnten. Aber sie folgten ihrem in Gottes Wort gebundenen Gewissen in rechter Freiheit und ließen Gott walten. Ihrem guten Beispiel in der damals anerkanntermaßen waghalsigen Mißachtung der päpstlichen Oberherrlichkeit folgten die andern protestantischen Fürsten und Obrigkeiten

nach, und je länger je mehr in gewisser Weise auch katholische Herrscher. Hierher gehört auch die völlige Nichtbeachtung der Beschlüsse des Tridentinischen Konzils, in den Jahren 1545–47, 1551–52, 1562–62, von seiten aller Protestanten. Seit dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648, nach dem Dreißigjährigen Kriege, kümmern sich etliche Jahrhunderte die protestantischen Herrscher gar nicht und die katholischen Herrscher sehr wenig um den Papst. Und wenn dann später, namentlich seit der französischen Revolution, die Herrscher in ihrer Politik wieder in auf- und absteigender Kurve durch Konkordate dem Papste und seinen Wünschen mehr Beachtung schenken, so entspricht das auch unserer Weissagung. Eben die Konkordate, mit denen der Papst sich zufrieden gibt, weil er muß, beweisen, daß er nicht mehr der unwiderstehliche Oberherr ist und werden kann, der er früher gewesen ist. Während der Papst vor der Reformation in solchen Machtfreigkeiten zuletzt unbestrittener Sieger blieb, fast in jedem Fall, ist er jetzt dabei meistens der Besiegte mit dem leeren Schein eines halben Siegers.

Seit der französischen Revolution im Jahre 1789–1794 und der auf dieselbe folgenden Neuordnung der politischen Verhältnisse hat der Papst auch in stöckkatholischen Ländern fortwährend Nöte und Sündel, die kein Ende nehmen wollen. Die Massen dieser Völker hängen ihm nicht mehr an wie früher. Sein Heimland Italien ist, trotz des lange innegehabten Kirchenstaates, ihm nie sehr willig gehorsam, sondern immer sehr auffässig gewesen. Ohne den Schutz und Beistand der Waffen ausländischer Mächte würden die Italiener dem Papst schon lange vor 1870 den Kirchenstaat und die Stadt Rom weggenommen und ihrem Nationalstaate einverleibt haben. Die endliche Wegnahme derselben im genannten Jahre ist nur ein bemerkenswerter Markstein im Niedergang seiner Weltgeltung seit der Reformation. Und wenn im Jahre 1929 der Regent Mussolini, aus innerpolitischen Ursachen mit scheinbar versöhnlicher Geste, dem Papst im kleinsten Ausmaße den sogenannten Vatikanstadtstaat — kleiner als eine Durchschnittsfarm in Amerika — zurückgegeben hat, so hat der Papst damit an politischer Geltung in der Welt nichts gewonnen. Mussolini hat das getan, nicht um dem Papste aufzuhelfen, sondern um denselben auf diese verwundbare Seite schlagen zu können, falls der Papst seiner Innenpolitik zu merklichen Einfluß entgegensetzen sollte. Gerade in Italien, wo man das Tun und Treiben am päpstlichen Hofe am besten kennt, genießt der Papst am we-

nigsten Achtung und Anhänglichkeit. — Frankreich, einst das Land des allerkatholischsten und allerabsolutesten Königs in Europe, und darum die Lieblingstochter des Papstes unter den Nationen, ist schon längst dem Papste die auffässigte Nation in der Welt, trotzdem sie stöckkatholisch bleibt. Es hat längst alle Liebe zum Papst und damit auch alle Gegenliebe von seiten des Papstes verloren. — Österreich, im Grunde ein stöckkatholisches Land, hatte selbst unter seinen papst-ergebenen Kaisern bis zum Ende seiner Kaiserzeit viele Schwierigkeiten mit dem päpstlichen Stuhl. Kaiser und Untertanen wollten sich die Politik nicht vom Papste vorschreiben lassen und wollten die finanzielle Ausaugung durch die Papstkirche abgestellt sehen. Daher entstand die besonders von 1901–1910 mächtig anschwellende Los-von-Rom-Bewegung unter den österreichischen Völkern. Ursprünglich war es eine politische Bewegung aus den genannten Ursachen, erst von 1905 an bekam dieselbe einen stärkeren religiösen Einschlag, und sie flaute dann nach und nach in dem Maße als Massenbewegung ab, in welchem die politischen Interessen mehr hinter den religiösen Interessen zurücktraten. Aber die Bewegung hat als religiöse Bewegung keineswegs aufgehört, wenn man auch nicht mehr soviel davon liest; noch immer treten jährlich viele aus der katholischen Kirche aus und gehen in protestantische Kirchen über. — Auch die Aufrichtung einer Republik im stöckkatholischen Spanien, im Jahre 1931, richtete sich viel weniger gegen den verjagten König und seine Granden als gegen den Papst und seine Jesuiten und andere Orden und die Geistlichkeit, deren Druck, Ausaugung und Übermut dem Volke zuletzt unerträglich ward. — Auch in der neuen Welt lehnen sich die verschiedenen katholischen aber politisch ohnmächtigen Herrscher und Völker seit dem Weltkrieg je länger je kräftiger gegen politische Bevormundung und gegen den Druck und die Ausaugung des Papstes und seiner Knechte auf, ohne bis jetzt merkliche Neigung protestantisch zu werden. In Mexiko hat die selbst papistische Obrigkeit seit 1926 sogar zu solchen Waffen gegen die Werkzeuge des Papsttums gegriffen, die weit über das Recht und die Macht einer Obrigkeit gegen Untertanen hinausgehen, in der Absicht, damit den Papst und seine Werkzeuge zu treffen. (Beschlagnahme von Kirch- und Schulgebäuden, Pfarrhäusern usw., überaus harte Bedingungen, dieselben wieder in kirchlichen Gebrauch nehmen zu dürfen, Gestattung von nur einem Geistlichen für eine unbedienbar große Seelenzahl, Forderung, daß nur verheiratete Priester Beichte hören und Messe

lesen dürfen usw.) Bis jetzt winkte dem Papste in diesem Streite in Mexiko noch kein Sieg, weil er nicht im Besitze wirklicher weltlicher Machtmittel ist, den Machtmitteln einer weltlichen Obrigkeit zu begegnen, die die Masse des Volks nicht gegen sich hat. — Die protestantischen Völker in Nord-Europa haben seit der Reformation zu starke Abneigung gegen den Papst gezeigt, und ebenso zu starkes Mißtrauen gegen Konkordate ihrer Regierung mit dem päpstlichen Stuhl, als daß der Papst durch Konkordate dort viel für sich gewinnen konnte. — In Nordamerika hat die Masse des Volks je und je eine starke Abneigung gegen das Papsttum gezeigt, sonst hätten die aufeinanderfolgenden politischen Geheimgesellschaften, die sich gegen die Politik der katholischen Kirchenleiter kehren, keinen Boden gefunden. Von 1834–52 bestand das wenig organisierte aber starke Native American Movement, das sich gegen alle, vor allem aber gegen katholische Einwanderer richtete; es führte mancherorts zu Tumulten und Gewalttaten. In den Jahren 1852–58 übte die geheime und geschworene Gesellschaft National Council of the United States of North America (die sogen. Knownothings) einen starken Einfluß auf die Wahlen aus gegen katholische Wahlkandidaten; viele kleine und große Politiker bekannten sich zu dem katholiken- und fremdenfeindlichen Programm dieser Gesellschaft. Der amerikanische Bürgerkrieg rückte dann zeitweilig andere Interessen in den politischen Vordergrund. Aber seit 1887 besteht wieder die American Protective Association, eine geheime und geschworene Gesellschaft, die durch eifrige Propaganda vor den Wahlen vor allem Katholiken und Fremdgeborene aus den öffentlichen Ämtern herauszuhalten sucht. Sie übte in den Jahren 1891–97 einen großen Einfluß auf die Wahlen aus, trat dann aber mehr in den Hintergrund, um gelegentlich wieder aufzutreten. Mit gleichen Zielen entstand 1916, als geschworene geheime Gesellschaft und mit mehr oder weniger gewalttätiger Einschüchterungspraxis gegen Andersdenkende, der Ku Klux Klan, der seit 1922 ziemlich Einfluß auf die Wahlen gewann, jetzt aber vorübergehend weniger ans Licht tritt. Ein seit etwa 1906 bestehendes religiös-politisches Blatt, The Menace, das alle irgendwie glaublichen Skandale unter den amerikanischen Katholiken veröffentlichte und meist den Wahrheitsbeweis dafür beibringen konnte, erreichte zwischen 1908–16 eine unerhört große Leserschaft, ging dann aber etliche Jahre später ein. Die Ursache des Rückgehens solcher Unternehmungen ist weniger die Ungunst des Volks als die Profit-

gier, die in Amerika bei erfolgreichen Unternehmungen sich so leicht einschleicht und Zerwürfnisse unter den Leitern und Treibern veranlaßt. Im Gegensatz zu der Stimmung der Masse des Volks haben seit langem viele amerikanischen Politiker stark mit den katholischen Würdenträgern geliebäugelt und denselben manche unzulässige Gunst erwiesen, weil dieselben die Stimmen der wohlorganisierten katholischen Wähler bei den Wahlen dirigieren und kontrollieren. Das gilt besonders von den Präsidenten McKinley, Th. Roosevelt, Wilson und Taft, sehr zum Aerger ihrer nichtkatholischen Wähler. Im Jahre 1928 wagten es die Katholiken zum erstenmal, dem Volke der Vereinigten Staaten durch die demokratische Partei einen katholischen Präsidentschaftskandidaten aufzudrängen, erreichten damit aber nur dies, daß der Kandidat der republikanischen Partei, Hoover (der sonst sicher nicht gewählt worden wäre), mit außerordentlicher Majorität zum Präsidenten gewählt wurde.

Ganz abgesehen davon, was für weitere geschichtliche Belege für die bereits vorliegende Erfüllung dieses 18. Kapitels uns die Zukunft noch bringen mag, so erhellt doch schon aus der Fülle der hier nur kurz umrissenen geschichtlichen Belege dafür mit hinreichender Gewißheit, daß nicht nur die geweissagte kirchliche Hauptsache, sondern daneben auch die geweissagte politische Nebensache bereits hinlänglich, ja ziemlich ganz und völlig, erfüllt worden ist. Der Jüngste Tag ist also bereits nahe, und der Richter der Welt und auch des Antichristen steht bereits vor der Tür. Darum schließt dieses Kapitel sehr zum Nachdenken reizend mit der symbolischen Handlung eines starken Engels, der einen Mühlstein auf Nimmerwiedersehen ins Meer schleudert. Das ist eine sinnbildliche gewisse Versicherung, daß der Jüngste Tag plötzlich zu seiner bestimmten Zeit eintreten wird, um alle vorlaufenden Gerichte Gottes mit dem Endgericht auf einmal und auf ewig ganz zum Abschluß zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über das neue Deutschland.*)

Unterzeichneter, der in Amerika aufgewachsen ist und in St. Louis Theologie studierte, hat sich im ersten Jahr des neuen Deutschlands nicht öffentlich geäußert. Nicht etwa, weil er nicht von Herzen der neuen Regierung zugestimmt hätte. Er ist schon 1930 auf die Seite ihrer Ideen getreten. Aber es schien ihm, daß man bei solchen, die ganze Weltgeschichte verändernden Umwälzungen mit der öffentlichen Äußerung nicht zu sehr eilen sollte. Er hat aber im vergangenen Frühjahr für sich Aufzeichnungen gemacht, und hat jetzt die Genugtuung, daß nach einem Jahr alle diese Urteile sich als voll auf bestätigt erweisen.

Er möchte zunächst mitteilen, daß sich folgende Urteile bewährt haben: Die neue Macht, die in Deutschland auf gesetzlichem Wege ohne Auflehnung gegen die Obrigkeit, in Hindenburg verkörpert, zur Regierung kam, hatte nirgends Mord oder Blutvergießen auf dem Gewissen. Die von der Judenpresse des Auslandes verbreiteten Greuelnachrichten von der Ermordung, Schändung und Verstümmelung der Gegner der Regierung, besonders auch von armen Juden und deren Frauen und Kindern, sind restlos erlogen gewesen. Selbstverständlich sind ein paar private Ausschreitungen vorgekommen, es mögen zwei oder drei Fälle von "lynching" gewesen sein — einer in Lübeck an einem Juden, der einen S.-M.-Mann niedergestreckt hatte, wurde gleich bekannt — dazu kommen Verprügelungen von einzelnen Juden, die sich gegen die Bevölkerung vorher herausfordernd und frech benommen hatten. Es mag auch einmal einem unrecht geschehen sein. Es liegt nicht im Interesse Deutschlands, von der Wahrheit irgend etwas zu verbergen. Die Wahrheit aber ist, daß heute, nach einem Jahr, und zugleich im Blick auf das ganze Jahr, der Schreiber dieser Zei-

*) Herr Dr. P. Gehlandt in Berlin-Brick war so freundlich, uns diesen von Pfarrer W. Esch in Stuttgart verfaßten Aufsatz zu beliebiger Verwendung zuzustellen. Wir hoffen unsern Lesern damit einen Dienst zu tun, daß wir denselben in der „Quartalschrift“ zum Abdruck bringen. Herr Pfarrer Esch ist Mitglied der mit uns bekennniseinigen sächsischen Freikirche in Deutschland.
M. Lehninger.

len ausrufen muß: Eine so große Veränderung, die so unblutig und ordnungsmäßig verlaufen wäre, ist fast in der ganzen Weltgeschichte unerhört. Die Disziplin der nationalen Bewegung macht Deutschland die höchste Ehre. Dies gilt auch von der Behandlung der Kommunisten. Auch die Führung der Gefängnisse und Konzentrationslager ist hochanständig.

Man bedenke auch in Amerika, daß in Deutschland jeder verständige Mensch mit heißem Dank gegen Gott erfüllt ist, weil in der letzten Stunde der Kommunismus oder Bolschewismus, der schon große Macht in der Hand hatte, völlig niedergeschlagen worden ist. Wir hier in Deutschland haben es Tag für Tag beobachten können, wie unter den früheren schwachen Regierungen bei der allgemeinen Not und der ungehinderten Propaganda der marxistischen Elemente unser Land dem Chaos immer näher kam. Dies abzuwenden — das gesteht jeder anständige Deutsche ein — war nur Hitler und seiner einzigartigen Volksbewegung möglich. Wie dankbar das ganze Volk ist, bewies die Wahl vom 12. November 1933, die Hitler un-g-e-z-w-u-n-g-e-n — es war geheime Abstimmung — fast die Stimmen des ganzen Deutschlands brachte.

Die Parteien sind verschwunden. Hierbei muß der Hauptnachdruck auf die Vernichtung der sozialdemokratischen und der römisch-katholischen Zentrumsparterie gelegt werden. Zur Beurteilung ist ein geschichtlicher Überblick unerläßlich. Die römische Kirche trennt grundsätzlich Kirche und Staat nicht. Ihr Ideal ist der Kirchenstaat, in dem die Kirche den Staat beherrscht. Ihre Methoden in einem zu Zweidrittel nichtkatholischen Lande muß natürlich das "Divide et impera" (teil und herrsche!) sein. Demgemäß paßte dem Zentrum die sozialdemokratische Revolution von 1918, weil Deutschland nun nicht mehr die vorher in der Monarchie gegebene letzte schwache Einheit besaß. Das Zentrum sah, daß Deutschland unter dem parlamentarischen System immer in Rechte und Linke gespalten bleiben würde. Dann aber könnte das Zentrum hohe Ansprüche stellen und im Grunde jede Entscheidung in der Innen- und Außenpolitik davon abhängig machen, ob sie Roms Macht fördere, dem Endziel dienlich sei, Deutschland wieder katholisch zu machen. Und nun die Sozialdemokratie? Sie war hervorgegangen aus dem „Kommunistischen Manifest“ des Juden Karl Marx.

Ihren Ursprung hatte sie also mit dem Kommunismus und Bolschewismus gemeinsam. Ihr Grundgedanke war auch, daß das Eigentum an allem schuld sei. Materialismus war ihre Weltanschauung, Religion erklärte sie für Privatfache, aber die Bekämpfung der Religion war ihr im Grunde Parteifache. Der Ehe, die den Menschen selbständige und bleibende Verantwortung und Bindung zumutet, war sie immer mehr oder weniger feindlich. In ihrer Mitte wurde der Ausspruch getan: „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt.“ Sie glaubte an die Internationale. Sie wollte durch Klassenkampf Deutschland lieber sprengen, damit ein wehrloses Deutschland mit der Menschheitsverbrüderung den Anfang mache. Sie freute sich, das alte Deutschland im Augenblick der größten Not nach dem verlorenen Krieg gestürzt und das Reich durch den Versailleser Vertrag zugunsten Frankreichs wehrlos gemacht zu haben. Zentrum und Sozialdemokratie arbeiteten Hand in Hand, so sehr sie sich auch haßten. Unser persönliches Urteil war vom Jahr 1922, als wir unsern Fuß auf die deutsche Erde setzten, bis heute, daß beide Parteien im Grunde vaterlandslos und volksverderblich und die Stoßtruppen gottloser Weltanschauungen waren. Gott sei Dank, daß sie niedergeschmettert sind! Dann aber mußte mit dem ganzen Parteiwesen gebrochen werden, denn sonst hätten weite Volkskreise sich hinter andere zurückgesetzt gefühlt. Darum wird auch jeder verständige Lutheraner im Ausland verhältnismäßig leicht die Notwendigkeit des Verschwindens aller Parteien, wenn Deutschland leben sollte, begreifen.

Deutschland ist zum erstenmal ein Volk. Bismarck ließ die Länder. Unter diesen war das katholische Bayern fast ein Staat für sich, zur Freude Frankreichs. Die Fürstenthümer sind 1918 verschwunden und im Januar dieses Jahres die Länder. Jede Verwaltung in Deutschland ist dem Reich direkt untergeordnet. Jeder, der historisch denkt, weiß, daß dies eine Notwendigkeit war in dem auf allen Seiten dem Einfluß großer fremder Völker ausgesetzten, durch Jahrtausende in Stämme auseinandergerissenen Deutschland. Wichtiger aber noch ist dies: Alle Klassen gegeneinander verschwinden. In dem vergangenen Jahre haben wir alle mit eigenen Augen es gesehen, wie es dem deutschen Volk, wie nie in seiner Geschichte, zum Bewußtsein kam, daß alle Landesteile, Klassen und Stände zusammengehören. Der deutsche Arbeiter, der seit dem Industrialismus einerseits links liegengelassen

wurde, andererseits sich der Führung volks- und staats- und religionsfeindlichen Gesindels meist jüdischer Abkunft und sozialdemokratisch-bolschewistischen Bekenntnisses anvertraut hatte, wird in Massen zurückgewonnen zur Nation, voran die Jugend. Das können nur Volksmänner tun. Große Volksmänner sind Hitler und seine Hauptmitarbeiter. Der einfache Mann versteht: Das sind meine Brüder!

Deutschland hält die Schöpfungsordnungen wieder in Ehren. Mit der herrschenden liberalen Weltanschauung hing es zusammen, daß besonders in den letzten vierzehn Jahren vor Hitler jede Art der Unsittlichkeit sich öffentlich breit machen konnte. Es ist etwas Erhebendes, zu sehen, wie die neue Regierung mit eisernem Wesen Schund und Schmutz hinauslegt. Nicht in dem Bestreben, die Leute fromm zu machen, sondern nur Männer- und Frauenwürde wiederherzustellen. Der Frau wird die gottgegebene Stellung oft in trefflicher Weise zugewiesen. Gott gebe, daß auch die Geburtenziffer wieder steigt! Das wäre sehr Großes. Von der Führung geht ein gesunder Antibolschewismus aus. Die Sauberkeit der ganzen öffentlichen Verwaltung ist wieder hergestellt. Die Jugend, die vorher verwilderte und verwahrloste, lernt in der Hitlerjugend, der S.-M. und S.-S. und vor allem im Arbeitsdienst, wieder Manneszucht, nicht Militarismus, wie wir nach einem Jahr der Beobachtung mit bestem Gewissen bezeugen können. Millionen haben Arbeit gefunden, das Bauerntum ist gestärkt worden. Überall wirkt sich die Hochachtung vor dem Schöpfungsmäßigen aus, wenn natürlich der Volkskörper auch immer noch viel Wunden aufweist.

Es ist einfach eine Folge der Besinnung auf eigenes gottgeschaffenes Wesen, wenn der Einfluß des modernen Zudentums, das, wie auch „Lehre und Wehre“ und der „Lutheraner“ schon vor Jahrzehnten betont haben, Deutschland zersetze, auf ein Mindestmaß beschränkt wird. Das ist nicht Ungerechtigkeit, sondern Gerechtigkeit. Soweit wir hiesigen Lutheraner sehen können, bleibt die Betonung des Massgedankens auf politischem Gebiet in gefunden Grenzen.

Aber das läßt sich nicht leugnen: Deutschland steht in einer Umwälzung des gesamten Geisteslebens, wie sie sich größer nicht denken läßt. Diese Welle ist auch nicht auf Deutschland beschränkt, obchon der

Beitrag des Kanzlers und Führers Adolf Hitler ein ungeheurer ist, faßbar schon in seinem Buche „Mein Kampf“. Die Welle trat, wie jeder weiß, zuerst siegreich in Italien auf. Ihre Wellenschläge haben längst andere Länder um uns herum erreicht. Eines ihrer gemeinschaftlichen Merkmale scheint die Forderung des Führertums, der klar plazierten, dem einzelnen hervorragenden Manne zugewiesenen, Verantwortung zu sein. Man ist Mehrheitsbeschlüssen müde, fordert Männer der Tat, die ihren Hals für ihre Sache wagen. Der andere Hauptgedanke ist das Volkstum. Man will die tausenderlei Mächte eines modernen Staates unter einen Hut zusammenfassen, alles soll dem Ganzen dienen, nicht mehr eigene Wege gehen. Man sieht in der Regierung die Stelle, die für die Zusammenarbeit des Ganzen unter allen Umständen zu sorgen hat. In Deutschland kommt der Gedanke hinzu, ein Verfallnis der deutschen Geschichte nachzuholen und endlich das ganze Volk zu einer inneren Einheit, wie es Frankreich und England und selbst die Vereinigten Staaten schon lange waren, zusammenzuschweißen.

Wir haben schon gesagt, daß der deutsche Partei-Parlamentarismus, nach französischem Muster zugeschnitten, ein Ding der Unmöglichkeit war und nur den Bolschewismus gezeitigt hätte. Deutschland blieb keine andere Wahl als die des volksnahen Führersystems unter einem Mann, Hitler. Über andere Länder zu urteilen, steht uns nicht zu. Wir schreiben auch nicht, um politische Ideen zu verfechten, sondern um Glaubensgenossen und Freunden ein gerechtes Urteil über die Vorgänge in unserem Lande zu ermöglichen. Immerhin entbehrt das Ende eines Kreuzzuges unter der Losung „Make the world safe for democracy“ nicht einer gewissen Komik. Mögen Fanatiker lernen, daß keine Regierungsform ewig ist, keine die absolut beste, keine aus dem Christentum oder Luthertum abzuleiten, keine in der Kirche nachzuahmen! Mögen Völker lernen, nicht andern Völkern Verfassungen aufdrängen zu wollen!

Was die nach der neuen Weltanschauung vom Staate beanspruchte Totalität betrifft, so sehen wir lutherischen Christen keinen Schriftgrund, dem Staate auf dem Gebiete des Volkslebens diese weitgehende gestaltende Macht zu verweigern. Wir bleiben bei 1. Petr. 2, 13: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen.“ Wir haben als Bürger nahe genug vor der Auflösung aller Bande gestanden. So bedrückt uns die ungeheure Gewalt der Regierung weniger als vorher die Ungewißheit, was die

geheimen Mächte hinter dem Thron anstellten und am Ende bewirkten. Sie treibt uns aber doppelt ins Gebet für die Lenker eines solchen „totalen“ Staates. Dabei kommt für uns natürlich kein Übergreifen des Staates in das Gebiet unseres Glaubens in Frage. Bisher hat der Staat uns auch völlig in Ruhe gelassen. Das Konkordat, das der neue Staat mit der römischen Kirche abgeschlossen hat, bereits sehr bald nach der Machtübernahme, ist sogar eine historische Tat. Es geht von dem Gedanken aus: Die Priester haben absolut aus der Politik zu bleiben, der Staat aber läßt seine Finger aus der Religion. Wenn dieser Grundsatz nicht mit der gleichen Deutlichkeit auf die evangelische Kirche angewandt wurde — was wir tief bedauern —, so scheint das in keiner Weise am mangelnden guten Willen der Staatsführung gelegen zu haben, sondern an der unheilvollen Zerfahrenheit der früheren „Staats-, jetzt Volkskirchen“. In ihnen trat eine Partei auf, die „Deutschen Christen“, die aus dem Nationalsozialismus eine Religionsquelle für die Evangelische Kirche machten und zugleich den Staat drängten und schoben, sie doch zu unterstützen. Diese Partei arbeitete mit politischen Mitteln und mußte die Mehrzahl der Stimmen bei den Kirchenwahlen im Sommer zu bekommen. Wie gesagt, die Schuld liegt bei einer zerfahrenen kirchlichen Führung — und an dem alten wunden Punkt, daß die Kirche ihre Pfarrer nicht selbst erhält. Aber es ist der Mühe wert, daß wir über die Kirchenfrage besonders schreiben. Gott berate unsern Staat, zwischen politisch-völkischer Weltanschauung und dem Gebiet der christlichen Religion klar zu scheiden und Kirche und Staat grundsätzlich und praktisch zu trennen! W. S j ch, Pfarrer.

Stuttgart, den 17. Februar 1934.

Die Zustände in der protestantischen Kirche Deutschlands.

Trotz aller drohender Berichte in den amerikanischen Zeitungen und Zeitschriften wird es zu einem abermaligen Kriege zwischen Deutschland und seinen Feinden in den nächsten Jahren schwerlich kommen. Die Antikriegsstimmung ist unter dem gemeinen Volk der feindlichen Völker viel stärker als bei uns. Die Politiker können sich der Einsicht nicht erwehren, daß Hitler und seine Regierung den Frieden ernstlich will, daß nach der furchtbar ernstlichen Rede von Rud. Heß der Krieg gegen Deutschland das Ende der europäischen Kultur, die Vernichtung Deutschlands zugleich den Untergang Frankreichs und das Ende der englischen Vorherrschaft auf der Welt bedeute. Auch der Beitritt Rußlands zur Völkerliga ändert bei dessen wirtschaftlicher Not und seinen zwei Kriegsfrenten nichts an der Weltlage. Nur der blinde Nationalhaß der Polen und der unberechenbare Tigersinn der französischen Politiker könnten die gefürchtete allesverheerende Brandfackel entzünden. Von unserer eigenen abermaligen Beteiligung an einem europäischen Kriege gilt John Kenneth Turners Wort "Never again!" — Wer sich über die inneren gesellschaftlichen Verhältnisse zuverlässig unterrichten will, lese in der „Abendchule“ vom 20. September d. J. den Bericht Dr. Marriots von der Washington University in St. Louis.

Desto schlimmer sieht es in der „Deutschen Evangelischen Kirche“ unter dem Regime des Reichsbischofs Dr. Ludwig Müller aus. Um unsern Lesern ein richtiges Urteil zu ermöglichen, brachten wir in der letzten Nummer der D. Schr. (Juli 1934) die Konstitution der neugegründeten Reichskirche in ihrer Vollständigkeit mit allen ihren Begründern und Offiziarien. Welch ein Gemisch von Christen und offenbaren Anchristen, von liberalsten Unionisten und „strengen“ Lutheranern und Reformierten! Alle anscheinend ein herzenseiniger Bruderbund zur Gründung einer festgefügtten evangelischen Kirche.

Und so lautet Artikel 1, der Bekenntnisparagraph dieser Verfassung: „Die unantastbare Grundlage der Deutschen Evangelischen Kirche ist das Evangelium von Jesus Christus, wie es uns in der Heiligen Schrift bezeugt und in den Bekenntnissen der Reformation neu ans Licht getreten ist. Hierdurch werden die Vollmachten, deren die Kirche für ihre Sendung bedarf, bestimmt und begrenzt.“

Keine amerikanisch-lutherische Orts- oder Synodalkirche brauchte sich dieses Bekenntnisses zu schämen, wenn es — Lutherisch gemeint wäre. Aber so war es bei der Gründung der „Deutschen Evangelischen Kirche“, bei der Annahme dieser Verfassung und bei der Wahl des Reichsbischofs am 27. September 1933 in Wittenberg nicht gemeint, wenn grammatisch und historisch klare Worte von vernünftigen Menschen noch verstanden werden müssen, wie sie lauten.

Unter allen vernünftigen Menschen ist klar, was mit „unantastbare Grundlage“ gemeint ist. Ebenso klar und historisch ganz unmißverständlich

ist „das Evangelium von Jesus Christus“. Genau so klar ist historisch „die Heilige Schrift“. Aber historisch schon nicht mehr klar ist die Bezeichnung „Bekennnisse der Reformation“. Bei uns Lutheranern von altem Schrot und Korn sind das die lutherischen Bekenntnisschriften, die in vielen wichtigen Lehren (von der Heiligen Schrift als alleiniger Quelle und Maßstab der Lehre gegenüber der Vernunft, 2. Kor. 10, 5, von der Person Christi, von Taufe und Abendmahl und anderen) den Bekenntnissen der Reformierten Kirche widersprechen, um deretwillen die Lutherische Kirche (vgl. Marburg) der Reformierten Kirche bis auf die preussische Union die kirchliche Bruderschaft versagt hat. Hier ist der Ausdruck aber im Sinne nicht nur besagter Union, sondern aller rationalistischen, reformierten, Schleiermacherischen, Ritschlerischen liberalistischen lutherisch sich nennenden staatlichen Professoren und Pastoren genommen, der Lutherum und Calvinismus wider alle Wahrheit in dieselbe Pfanne schlägt und sich durch den klaren Wortlaut der Heiligen Schrift auch in keiner Lehre mehr gebunden weiß, sondern Menschenwort und Gottes Wort auf eine Stufe stellt. In dieser Konstitution hat der religiöse und moralische Indifferentismus das Wort und macht gerade in diesem wichtigsten aller Artikel die gesamte Terminologie ungewiß. Man kann nicht mehr erkennen, was die an sich klaren Worte sagen sollen. Sie sollen ja das lästerliche antichristliche Bekenntnis der großen Partei der sogenannten Deutschen Christen geradezu einschließen wie die wirklich noch evangelischen Christen, die liberalistische unierte Partei, welcher der Herr Reichsbischof angehört, ebenso wie die „strengen“ Lutheraner, die ganz ungläubigen Bibelkritiker wie die noch gläubigen sich lutherisch nennenden Bibelkritiker, die Modernisten, die Jesum für einen bloßen, aber guten, wenn auch über sich selbst unklaren Menschen erklären, dessen fromme Moralität uns als Muster zur Auswirkung einer eigenen Gerechtigkeit dienen solle, ebenso wie die altmodischen Lutheraner, die im Christusglauben Luthers und aller wahren Christen steden geblieben sind. Item, in diesem 1. grundlegenden Artikel werden Christus und Belial in ein Joch gespannt, an dem alles, was sich in Deutschland Protestant nennt, christbrüderlich zusammen ziehen sollen — wozu? — Damit diese bisher innerlich so zerrissene Staatskirche eine einige staatskirchliche Reichskirche werde, die das deutsche Volk im Nazismus und damit in der patriotischen Volkseinheit und der politischen Treue gegen die rechtmäßige Hitlerregierung stark stärke, ja — stark stärke. — Denn nicht mit Unrecht sehen die Politiker in der christlichen Kirche die stärkste Stütze des Staats und in ihrer Opposition eine der größten Gefahren für die jeweiligen politischen Machthaber. Das weiß jeder, der die Geschichte des mittelalterlichen Kampfes zwischen Papsttum und allem Fürstentum auch nur oberflächlich kennt. Mußte nicht Bismarck so gut nach Canossa gehen wie der unglückselige vierte Heinrich? Wo ist eine so alles vor sich her treibende politische Gewalt wie im Mohammedanismus! — In der Gründung der Deutschen Evangelischen Kirche galt es die „protestantische“ Kirche noch viel effektiver in den politischen Dienst des regierenden Deutschen Staates zu ziehen, als man es in dem durch von Papen mit dem Vatikan geschlossenen Konkordat in bezug auf die Katholiken Deutschlands fertig gebracht zu haben — sich einbildete.

Es war ja Hitler in seinem intensiven Deutschtum, in seinem herzzerfressenden Mitleid mit dem durch den Marxismus so tief verunsittlichten und verkommenen deutschen Volk, in seinem unstillbaren Zorn über das durch die Lüge, Übermacht und Grausamkeit der Feinde so schändlich vergewaltigte und dem wirtschaftlichen Untergang preisgegebene, unter unfähigen Führern sich selbst zerfleischende Deutschland gelungen, in 14jähriger, mit rücksichtsloser Selbstverleugnung geführter, gegen die stärkste Opposition ohne Schwertstreich sich durchsetzender Agitation, die jüngere Generation des deutschen Volks zu begeisterter Vaterlandsliebe und sittlichem Anstand wieder zurückzurufen. Das ist auf nationalpolitischem Gebiet etwas so Großes, wie es seit Karl dem Großen in der deutschen Nation nicht wieder vorgekommen ist. Und wenn ein amerikanischer Berichterstatter den Eindruck bekommen hat, daß die Masse des deutschen Volks Hitler als den nationalen Messias Deutschlands verehere, so klingt der Vergleich für christliche Ohren übertrieben und lästerlich, aber daß man ihn nicht nur im deutschen Volk, sondern so weit die anständige deutsche Zunge klingt, für den nationalen Retter Deutschlands aus seiner gegenwärtigen Not hält, das ist keine übertriebene Schätzung des der deutschen Nation von Gott gegebenen Mannes.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sein Werk fehlerlos sei. Daß er in der Behandlung der Judenfrage in jedem einzelnen Falle das Richtige getroffen hat, ist nicht zu erwarten. Daß er die Hochberräter von neulich kurzerhand erschießen ließ, sah grausam aus, war aber vor Gott recht und vor Menscheaugen klug. Hitler hat auch andere politische Fehler gemacht. Aber sein größter Fehler besteht in seiner verkehrten und destruktiven Behandlung der vorgefundenen kirchlichen Lage, die er zwar nicht persönlich inauguriert und geleitet hat, für die er aber doch verantwortlich zu machen ist. Natürlich haben wir in erster Linie seine Stellung zu der bisherigen „protestantischen“, d. i. nichtkatholischen Kirche Deutschlands im Auge. Die protestantische „Kirche“ ließ sich auf dieselbe Weise wie Rom nicht für seine Pläne gewinnen. Sie war ein Töhuwabohu von einander zerfleischenden gebildeten Christen, Halbchristen, Heiden und sittlich und geistlich verkommenem Massenvolkstum, lediglich durch einen nichts mehr sagenden, rein negativen Namen zusammengehalten — eine wirre Masse, deren Rom als seines kirchlichen Gegners nur noch verächtlich spottete, und die es bereits zuversichtlich als seine zukünftige kirchliche Beute ansah. Als geborener Katholik geistlich und kirchlich nur oberflächlich gebildet, stand Hitler selbst vor der Frage, wie er diese disparate Masse zur Festigung seiner innen- und außenpolitischen Macht vereinigen könne, ratlos da. Da traten seine früheren Kriegs- und Leidenskameraden, die durch sein brennendes Deutschtum, seine Aufrichtigkeit und Treue, seine aufopfernde Selbstlosigkeit und unerschütterliche Charakterfestigkeit in Verfolgung seiner politischen Ziele in den 14 Jahren seiner Agitation seine gleichgesinnten Freunde und Helfer geworden und geistig sehr bedeutende Männer und starke Charaktere waren, in die Situation und lösten die Frage nach ihrem Sinn. Nachdem Hitler Reichskanzler geworden war, hatte er begreiflicherweise seine bewährten Freunde in seinen Regierungsstab gezogen und den Gedan-

ten der Vereinigung der 24 protestantischen Landeskirchen zu einer einheitlich organisierten und von einem Reichsbischof regierten Reichskirche in die Öffentlichkeit lanziert. Das wurde von allen Seiten freudig begrüßt und öffentlich emsig diskutiert. Dabei zeigte sich aber auch sofort die längst bestehende Spannung in der Lehrstellung zwischen den positiven und den liberalistischen Elementen der Kirche. Die ersten wollten einen Mann wie Bodelschwingham im Reichsbischofsamt, und Hitler schien gegen dessen Wahl nichts einzuwenden zu haben. Die hintertrieb aber geschickt die ihn in der Regierung umgebende Coterie von lauter mehr oder minder liberalistischen Freunden, deren Mann sich der mit Vorliebe einen „Lutheraner in der preussischen Union“ nennende und doch weitherzig liberalistische und am 27. Sept. 1933 in Wittenberg erwählte gegenwärtige Reichsbischof war. Die Wahl wurde von der Reichsregierung bestätigt und durch die Ernennung eines dem Reichsbischof unterstehenden geistlichen Ministeriums vervollständigt. Den einzelnen landeskirchlichen Behörden verblieb die freie Bestimmung über das Bekenntnis und den Gottesdienst; alle äußerlichen Verwaltungsmassregeln, die gesamte äußere Ordnung der Kirche wurde Sache der staatskirchlichen Regierung, des Reichsbischofsamts. Um letzterem gerecht zu werden, führen wir hier einige der offiziellen Erklärungen des „Rechtswalters der neuen Kirche, Dr. Jäger, aus der „Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ von Leipzig vom 13. Juli d. J. an. über seine Aufgabe sagt er: „Die geistlichen Fragen bearbeitet der Reichsbischof selbst und als sein Gehilfe der Reichskirchenvikar, ferner die theologischen Mitglieder des Geistlichen Ministeriums. Die gesamte äußere Ordnung, d. h. die Fragen rechtlicher und organisatorischer Art werden durch mich, den Rechtswalter der Evangelischen Kirche, bearbeitet. . . . Ich denke keineswegs daran, in die Fragen des Bekenntnisses und der inneren religiösen Haltung des einzelnen Deutschen einzugreifen. . . . Ich weiß um die notwendige Trennung der Gebiete Bescheid. Ich sehe meine wesentliche Aufgabe darin, mit meinen Kräften daran mitzuwirken, daß als Grundlage für dauerhafte religiöse Arbeit von der sachlich rechtlichen Seite her ein reibungsloser Organismus geschaffen wird.“ — Auf die Frage: Stört die Neuordnung der kirchlichen Dinge nicht das Bekenntnis- und Glaubensgut? antwortet er: „Durchaus nicht. In jenem großen Rahmen, in dem die Evangelische Kirche zusammengefaßt werden muß, bleibt der Bekenntnisstand und das Glaubensgut unangetastet. Die Selbständigkeit der Kirchenbezirke in Kultus und Bekenntnis bleibt garantiert; lediglich in Verwaltung und Gesetzgebung muß jedoch absolute Kircheneinheitlichkeit herrschen.“ Frage: Gibt es nicht dennoch gewisse Kircheneinrichtungen, die Glauben und Bekenntnis auch auf äußere Formen ausdehnen? Antwort: „Im Luthertum gibt es solche nicht, wohl aber bei gewissen reformierten Gruppen. . . . Die erscheinen uns . . . durchaus vereinbar mit der neuen Kirchenverfassung.“ — — — „Die irdische Ordnung der Kirche ist immer Wandlungen unterworfen, und sie wird gerade heute besser innegehalten durch das Führerprinzip. . . . Die jüngsten Auseinandersetzungen erklären sich zum großen Teil aus einem falsch verstandenen Gegensatz zwi-

ischen der äußeren Ordnung der Kirche und dem Glaubensgebiet.“ Darauf erklärt dann Rechtswalter Dr. Jäger die kirchliche Neuordnung für eine Forderung der Zeit. Sie erfordere bewußte einheitliche Zusammenfassung aller vorhandenen Energien auf allen Gebieten des Volkslebens. Die jetzt noch in 24 ohnmächtige Landeskirchen zersplitterte evangelische Kirche des Reichs stehe in Gefahr, von anderen großen Entwicklungsströmen unsrer Zeit von außen her niedergedrückt und überflutet zu werden. Dem zu begegnen, sei seine Aufgabe. Er meint, nach Luthers Gedanken müsse in Deutschland eine starke innere Verbundenheit zwischen Staat und Kirche vorhanden sein und zum Ausdruck kommen (1), „wenn der gläubige Deutsche in seiner Kirche den Weg zu seinem Gott finden solle. Das Wesen der heute vollzogenen Staatsumwälzung müsse auch in der neuen Reichskirche zum Ausdruck kommen. Diese müsse auch kirchenpolitisch eins werden. So diene sie auch am besten dem deutschen Volk und dem Nationalsozialismus.“

Das sind recht aufklärende Gedanken; oberflächlich kann man sie nicht nennen; sie sind auch nicht alle verkehrt.

Aber in den Worten von der notwendigen einheitlichen Zusammenfassung aller vorhanden Energien auf allen Gebieten des Volkslebens, — „Die Reichskirche müsse auch kirchenpolitisch eins werden u. dgl.“, kommt der monströse moderne Gedanke vom totalitären Staat zum Ausdruck, der als absoluter Gegensatz zu der freien Kirche im naturgemäß beschränkten autoritären Staat schon in der bisherigen Gestalt die Staatskirche überall ruiniert hat, und der in der angestrebten intensiveren Form nur die Vernichtung ihres wahren Wesens als der Gemeinde Christi involviert. Sie setzt Christum als Herrn der Kirche ab und den Staat ein. Aus der anscheinend etwas ungeschickten praktischen Durchführung dieser Idee innerhalb des „großen Rahmens“ der Konstitution durch den Reichsbischof ist der Krieg entstanden, der gegenwärtig die Gestaltung der neuen Kirche beherrscht und die ganze hitlerische Regierung zum Gespött ihrer auswärtigen Feinde macht — besonders in unserm Lande, das sich unter der möglichst vollkommene Trennung von Staat und Kirche bisher so wohl befunden hat.

Diese Trennung hätte, im ganzen Lande durchgeführt, die ganze Frage restlos gelöst. Der heutige deutsche Staat hat nicht die geringste Schwierigkeit mit irgendeiner der deutschländischen Freikirchen, und diese nicht mit dem Staat, weil sie die gottgewollte Stellung zu ihrer gottgegebenen Obrigkeit einnehmen nach Röm. 13. Sie geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist — um ihres in Gottes Wort gebundenen Gewissens willen. Sie freuen sich der von Hitler durchgeführten patriotischen Einigung des Volks, der Überwindung der marxistischen Sozialdemokratie und der Abwendung der kommunistischen Gefahr. Sie stehen zu ihm in jeder politischen und wirtschaftlichen Maßnahme, die nicht wider Gottes Wort ist. Mehr verlangt auch Hitler von der Freikirche nicht. Er rührt ihre Selbstregierung unter dem Evangelium ebensowenig an wie ihr Bekenntnis und ihren Kultus. So muß man annehmen, daß er dieselbe Stel-

lung auch den gesamten bisherigen Landeskirchen gegenüber eingenommen hätte, wenn sie sich vom Staat friedlich scheidend, als Freikirche etabliert und einmütig die rein politische und wirtschaftliche Regierung ebenso wie die bereits bestehenden Freikirchen unterstützt hätten. Aber das wollten ja die Landeskirchen nicht! Das war ihnen ja im Jahre 1918 von der revolutionären sozialistischen Regierung ganz umsonst in den Schoß geworfen worden. Aber sie nahmen es nicht an. Sie hingen sich in der von ihnen selbst gemachten Weimarer Kirchenverfassung wieder an die Rockschöße des nun sozialistisch gewordenen Staats. Sie wollten lieber untertan als frei sein. Warum? — Sie hatten so manche „Gründe“. No. 1 war die geschichtliche Tradition, die doch nicht durchbrochen werden durfte. No. 2 der angelische in der Trennung liegende Verrat am deutschen Volk. Die evangelische Kirche müsse Volkskirche bleiben (als ob sie es seit 1555 je anders als *par ordre* der Fürsten gewesen wäre!). Aber das waren doch nur Vorwände, mit denen sie sich selbst die Augen verklebten. Tatsächlich lag es so, daß sie zwar das gesamte nichtkatholische Volk in seinen kirchlichen Bemerkungen auf den Kirchenlisten führten, aber dessen Herzen verloren hatten. In bequemen staatskirchlichen Pfarrhäusern wohnend, mit einem recht auskömmlichen Gehalt ausgestattet, von der Obrigkeit gegen „gemeindliche Böbelherrschaft“ geschützt, vom Staat durch die Universitäten mit einem wissenschaftlich gebildeten Pfarrernachwuchs versehen und fürs Alter mit einer sicheren Pension gut versorgt, mußten sie zwar ihr öffentliches Predigen regelmäßig innehalten und ihre staatskirchlichen Listen genau führen, aber die Privatseelsorge, die doch die andere Hälfte des öffentlichen Predigtamts ausmacht (vgl. Art. 20, 31 und die Pastoralbriefe), wurde in den allermeisten Pfarochien fast total verjäumt. An deren Stelle traten staatskirchliche Verordnungen. Hier lag die eine starke Quelle des Verderbens der Kirche. Zwar sagt Justus Jonas in seiner Paraphrase der Apologie mit Recht: „Es ist kein Ding, das die Leute mehr bei der Kirche behält denn die gute Predigt.“ Aber er wie Melancthon verstanden — wie der lateinische Text zeigt — unter der guten Predigt die utilis et perspicua praedicatio evangelii. Auch die war schon lange vor dem Weltkrieg in den Landeskirchen — auch abgesehen von den vielen modernistisch das Evangelium ruinierenden Predigten — vielfach auch von den lutherischen Kanzeln nicht mehr zu hören. Das Volk verstand die Predigt nicht mehr, nicht gerade weil sie eine zu gelehrte Sprache führte, sondern weil sie nicht unmittelbar auf das geistliche Bedürfnis der Zuhörer einging. Sie redete allgemein christliche und kirchliche, aber dem einzelnen fernliegende Dinge. Sie klang immer, als stände zwischen Prediger und Volk eine nicht beiseite zu schiebende Wand. Der Prediger predigte nicht aus privatseelsorgerlicher Erfahrung der geistlichen und leiblichen Not seiner Gemeinde heraus, weil er sie nicht kannte. Er hatte den geistlichen Kontakt mit seinen Schäflein, die er seit ihrer Konfirmation nicht mehr kannte, verloren, und sie den Kontakt mit ihm. Und weil er sie nicht genug liebte, um sich die persönliche Mühe privater Seelsorge um sie zu geben, erwuchs in ihnen nicht das Vertrauen, viel weniger die herzliche Liebe, die in jedem Schäflein gegen

feinen Hirten erwächst, das sich in der persönlichen Fürsorge desselben wohl versorgt weiß. Das gemeine christliche Volk in der deutschen Staatskirche fand in der Regel wenig persönliche Liebe bei seinen Pastoren und brachte ihnen wenig oder weniger entgegen. Darum ging auch der Kirchenbesuch immer mehr zugrunde. Jede Gemeinde wird einen fremden Pastor, der eine tüchtige Predigt macht, zur Abwechslung das ein- und anderemal gern hören und ihn loben, aber lieb gewinnen und gehörig versorgen wird sie nur den eigenen Pastor, der nicht nur eine utilis et perspicua concio macht, sondern auch durch treue Privatseelsorge beweist, daß er jedes Schäflein seiner Herde sehr lieb hat. Dann füllen sie sonntäglich seine Kirche, dann lassen sie ihn nicht hungern, dann werden sie fleißig zu allen gu'en Werken. Der Verfall der Privatseelsorge ist zu einem Teil der Verfall der Kirche. Daran als zu einem Teil ist auch die deutsche Landeskirche verstorben. Und das hat den landeskirchlichen Pastoren kein Geringeres als der jetzige Reichsbischof Ludwig Müller mündlich und des öfteren schriftlich gerade ins Gesicht gesagt, als es die Bildung der neuen Kirche unter einheitlichem straffen Regiment galt. Sie hätten das Volk nicht hinter sich, weil sie es in Bequemlichkeit veräümt hätten. Jetzt gelte es unter ihre Leute gehen und das Evangelium (wie er es versteht) wieder in jedes deutsche Haus tragen. Der Ernst der Zeit fordere von jedem Pastor Tätigkeit.

Die andere Ursache des Verderbens war der geradezu entsetzliche Verfall der Lehrzucht in den deutschen Landeskirchen. Die war nie gehörig gehandhabt worden, auch nicht zur Zeit der Konfordinformel, die noch so manche Unterschrift mit der Peitsche hatte erzwingen müssen. Erst recht nicht nach dem Dreißigjährigen Kriege, wo die Ernährungsfrage alles Interesse in Anspruch nahm. Im Nationalismus fiel sie ganz dahin, es war die Zeit allgemeiner geistlicher Verwüstung. Die Schleiermacherei warf die Theologie gerade in der Zeit des Wiedererwachens des lutherischen Glaubens trotz allen frommen Scheins vom unmittelbaren Schriftgrund herunter und etablierte unter der mündig gewordenen Bibelkritik den Individualismus der persönlichen „christlichen“ Erfahrung als die Lebensquelle der Kirche, die Leute wie Hengstenberg und F. Chr. Baur, Theod. Zahn und Wellhausen, Feuerbach und Wilmars, Ritschl und Philippi, die Erlanger, Leipziger und Tübinger, G. Thmels und Ad. Harnack als Führer an das Schiff derselben Staatskirche stellte und damit den Wirrwarr der Lehre schuf, der die Kirche vor dem jetzigen Versuch des Neubaus verwüstete. Die preußische Union von 1817 trieb die treulutherischen Breslauer aus sich hinaus. Aber auch die lutherischen Landeskirchen füllten sich mit jeder Generation mehr mit unversitteltlich gebildeten, durch die herrschende negative Bibelkritik halb oder ganz ungläubig gemachten Pfarrern, Gymnasiallehrern und Schulmeistern, die da predigten und lehrten, was sie selbst glaubten oder nicht glaubten, und das deutsche Kirchenvolk um seinen Glauben brachten. Wir erinnern hier nur an den „Roten Katechismus“ in Sachsen. Auf vielen landeskirchlichen Kanzeln standen sogar Christusleugner und Bibel schmärer, die — im Gegensatz zu den noch lutherisch denkenden und lehrenden Pastoren — sich eifrig bemühten, ihren Unglauben unter das Kirchenvolk zu bringen. Die Folge war, daß das landeskirchliche Volk zur

Gäfte oder mehr mit seinen Pastoren, Professoren und Lehrern dem kirchlichen Liberalismus verfiel, sich unter der Hitlerischen Volksbewegung zu den Führern der sogenannten Deutschen Christen schlug und gegen die noch „positiven“ Pastoren und Kirchenführer sich zu der Partei zusammenballte, die der gegenwärtige Kirchenführung den liberalsten Geist gibt. Als darum in 1918 die Landeskirchen bei der durch den Krieg verursachten Verarmung des deutschen Volks vor die Frage der Freikirchenbildung gestellt wurden, war vor allem andern eins schrecklich klar: die Trennung vom Staat bedeutete die Selbsternährung der Kirche aus den um das Evangeliums willen ihr frei dargereichten Mitteln des noch vorhandenen Kirchenvolks. Das war bei dem durch den Mangel an Privatseelsorge geschaffenen Mangel an Liebe des Volks gegen ihre bloß offiziellen Pastoren gerade bei der damaligen allgemeinen Verarmung ganz ausgeschlossen. Das Volk hätte seine Pastoren verhungern und die Kirche verfallen lassen. Um sich und den äußeren Bau der Kirche zu erhalten, mußten sie an der Staatskrippe bleiben; darum machten sie damals die Landeskirche von neuem zur Staatskirche. Sie gingen wieder zurück zu den Fleischtöpfen und Zwiebeln Ägyptens. Sie hatten das Hungern und Leiden um Christi willen in der Wiege des Staats ebenso schlecht gelernt wie die saure tägliche Mühe und Arbeit der Hirtenseelsorge, die nicht abläßt, einen jeglichen der ihr Befohlenen „Tag und Nacht mit Tränen zu ermahnen“.

Nun kam unerwartet die tief in die Herzen schneidende Hitlerische Bewegung und forderte die Unterstützung und Mitarbeit der Kirche, wie oben von Dr. Jäger auseinandergesetzt ist. Sie war bisher Staatskirche gewesen, jetzt sollte sie es in intensivem Sinne werden und den neuen Staats- und Volksgeist pflegen. Bisher war sie in Lehre und Praxis innerlich aufs gefährlichste uneinig und zerplittert; jetzt sollte sie sich unter einem allumfassenden Bekenntnis („weiten Rahmen“, Dr. Jäger) durch ein einheitliches starkes Reichsregiment neu organisieren und regieren lassen. Darauf gingen sie alle ein, obwohl ihnen die Türen zur Freikirche sperrangelweit offen standen. Sie sahen ja die Weite des Bekenntnisparagrafen; sie kannten doch den Geist des ganz offenerziegn breitspurigen lutherischen Unionisten, der als Kandidat für das Reichsbischofsamt vor sie trat. Warum wählten sie ihn denn? Und wenn er nun im Sinne des weiten Bekenntnisparagrafen die übrigen Paragraphen der Konstitution durchzuführen sucht, mit welchem Recht macht man ihm Opposition? Daß er sich in einzelnen Fällen — wie in dem Fall Niemöller — vergreift, ist sehr menschlich. Ist nicht Artikel 1 genau auf die bis dahin in der Kirche herrschende und gemeinsam aufrecht erhaltene Lehr- und Zuchtlosigkeit der Landeskirchen zugeschnitten? Wenn Artikel 1 diesen breiten Liberalismus in Lehrbekenntnis und Kultus garantierte, warum nun in Fragen des staatskirchlichen Rechts dem Reichsbischof sich nicht ebensogut fügen, wie vorher den zuständigen Landesbischöfen? Die Opponenten sehen sich jetzt dem Verdacht aus, daß sie nicht sowohl für Christum und das Evangelium als vielmehr um die Vorherrschaft ihrer Partei in den Neuen Kirche kämpfen.

Doch wir haben nicht im Sinn, die Herrschaft des gegenwärtigen

Reichsbischofs und seiner Genossen zu verteidigen, sondern wir möchten gern auf die christliche Unmöglichkeit einer Staatskirche ohne Vergevaltigung hinweisen. Herr Rechtswaller Dr. Jäger hat halb Recht, wenn er sagt, im Luthertum gebe es keine Kircheneinrichtungen, die den Glauben auch auf äußere Formen ausdehnen. Er hätte klarer und wahrer geredet, wenn er gesagt hätte, das Luthertum kenne keine bestimmte Gestalt rechtlicher Kirchenregierung. Die Kirche ist in sich selbst ein rein geistliches Ding, das als solches nur einen Herrn — Christum — kennt und nicht mit äußerlichen Gebärden kommt. Tritt sie in äußerliche Erscheinung, so wird sie ein äußerlicher Verein, der damit eo ipso unter das in der Welt jedesmal geltende Recht tritt und sich als solcher demselben nollens, volens unterstellen und — leiden muß, was die Welt ihr antut. Sie ist vor dem Staat eine rein bürgerliche Gesellschaft, wie jeder Christ äußerlich ein Bürger des Staats ist und dem Kaiser das Seine geben muß, solange er nicht von ihm verlangt, was Gottes ist. Das ist die gottgemachte Trennungslinie zwischen Kirche und Staat. Es ist ja ein fataler Irrtum, wenn Herr Dr. Jäger mit anderen kirchlichen Gelehrten Deutschlands meint, nach Luthers Gedanken müsse in Deutschland (warum denn nicht auch anderswo?) eine starke innere Verbundenheit zwischen Staat und Kirche vorhanden sein und zum Ausdruck kommen, „wenn der gläubige Deutsche in seiner Kirche den Weg zu seinem Gott finden solle“. Einen solchen Gedanken hat Luther nie ausgesprochen. Uns in Amerika ist Luthers Stellung zu den Fürsten als Notbischöfen und zu den Konsistorien, die den staatlichen Papsi wieder in die Kirche einführen wollten, allzumohl bekannt, als daß wir uns durch solche Behauptungen des Urteils verwirren ließen. Die innere Verbundenheit des Staats und der Kirche besteht darin und soll dadurch zum Ausdruck kommen, daß sie sich beide nach Röm. 13 und 1. Petri 2 halten.

Unterdes geht der Kampf zwischen den Parteien in der neuen Kirche zum Schaden der doch noch lutherisch sein wollenden weiter. Die liberalen Elemente tragen mit der reichsbischoflichen Regierung langsam dem Sieg davon. Von den 24 Landeskirchen haben sich 22 der neuen Kirche eingegliedert — versteht sich mit Vergevaltigung der lutherischen Minderheiten. Nur Bayern mit dem tapferen lutherischen Bischof Meiser und Württemberg, dessen Bischof Wurm kürzlich schon abgesetzt wurde, stehen noch aus. Gott gebe, daß sich unter solchen Führern alles, was in Deutschland noch rechtgläubig ist — es gibt deren noch Hunderttausende — den Weg zur Bildung einer vom Staat unabhängigen, nach Gottes Wort mit ihm verbundenen Freikirche finden. Das wäre für das deutsche Volk und den deutschen Staat der rechte Gewinn. R. P.

Lebensbild St. Pauli.

(Fortsetzung.)

Drei Monate etwa dauerte der Winteraufenthalt auf Malta, November, Dezember und Januar hindurch. Als sich im Februar 62 ein alexandrinisches Schiff, das auf der Insel überwintert hatte und das Wappen der Zwillinge Kastor und Pollux führte, für den italienischen Hafen Puteoli segelfertig machten, da begab sich der Zenturio Julius mit seinem Gefangenentransporte an Bord desselben. Die Malteser bezeugten Paulo und seinen Gefährten ihre Dankbarkeit für die ihnen durch den Apostel gewordene Heilung ihrer Kranken, indem sie ihnen die zum Reisebedarf nötigen Lebensmittel, Kleidung und dergleichen aufs Schiff brachten. Die Fahrt ging zunächst nach dem etwa 70 Meilen entfernten Syrakus. Dasselbst warf das Schiff für drei Tage Anker. Wievohl Lukas darüber nichts sagt, ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß St. Paulus in diesen drei Tagen den Juden der Syrakuser Synagoge Christum gepredigt hat, denn die Tradition nennt den Apostel Paulus den Begründer der sizilianischen Kirche. Von Syrakus nach Regium hinauf scheint das Schiff ungünstigen Wind gehabt zu haben. Aber von hier führte eine stetige Brise sie schnell durch die gefährliche Straße von Messina, der sprichwörtlichen Sghila und Charymbis, nach Puteoli im Norden des Golfes von Neapel (Act. 28, 13). Hier betrat der große Heidenapostel zum ersten Male den Boden von Italien. Puteoli war damals die Hafenstadt von Rom. Hier landeten die Kornschiffe von Ägypten. Von hier gingen die Handelsschiffe nach dem Westen, nach Spanien.

Der Hauptmann gestattete dem Apostel, sich in Puteoli frei zu bewegen. Er fand hier eine Christengemeinde. Wer sie gegründet, seit wann sie bestanden, wird nirgends vermeldet. Eines aber erfahren wir, daß man schon zu der Zeit kaum an eine Küste des mittelländischen Meeres landen konnte, ohne in jeder Stadt ein Christenhäuflein anzutreffen. Das Senfkorn des Reiches Gottes hatte wunderbar schnell in der Welt Wurzeln geschlagen, die Kirche Christi war in wenigen Jahren zu einem verheißungsvollen Baum herangewachsen. „Da fanden wir Brüder und wurden von ihnen gebeten, daß wir sieben Tage dableiben“, schreibt Lukas (Act. 28, 14). „Wir“, sagt er, wen meint er damit? Zunächst gewiß den Apostel und seine Begleiter, sich mit eingeschlossen. Sie aber hätten dort nicht ganze sieben Tage bleiben dürfen, wenn nicht der Zenturio Julius es ihnen gestattet und um ihretwillen ebenfalls so lange daselbst verweilt hätte.

Am achten Tage ließ der Hauptmann seine Kolonne antreten und marschierte mit ihr auf der breiten Kunststraße, die sich durch die Pontinische Niederung hinzog, nach der „ewigen Stadt“. Die Christen von Puteoli hatten unterdessen Boten nach Rom vorausgeschickt und die dortige Gemeinde von der bevorstehenden Ankunft des großen Apostels in Kenntnis gesetzt. Eine erwartungsvolle, freudige Bewegung bemächtigte sich ihrer. Man konnte die Zeit seines Eintreffens kaum erwarten und ordnete den Vorstand

der Gemeinde und eine Anzahl Brüder ab, die dem verehrten Gaste zur Begrüßung entgegengehen sollten. Eine größere Schar folgte diesen aus eigenem Antriebe. Die ersten trafen in Appii Forum, zwei, die anderen in Tres Tabernä, eine Tagereise von Rom, den Apostel und seine Begleiter. Welche Begrüßung heiliger Freude in jenen entlegenen Orten, die sonst nichts sahen als gleichgültige Reisende, die in Appii Forum die Maultiere wechselten und in Tres Tabernä eine leibliche Erquickung zu sich nahmen. — Aufgemuntert und gestärkt durch die Liebe der Brüder, die Paulum nie gesehen und doch so gut kannten, der ihnen vor drei Jahren einen solch teuren Vorboten, den köstlichsten aller seiner Briefe, vorausgeschickt und ihnen dadurch seine heiße Sehnsucht nach ihnen kundgetan, geht die Reise weiter dem langersehnten Ziele, Rom entgegen. Die Straße, die sie nun zogen, hatte während ihres Bestehens glänzendere Bilder dahinziehender Reisefolken gesehen als alle übrigen Straßen der damaligen Welt; nie aber zog jemand diesen Weg, an dem so viele Augen der Liebe hingen wie an diesem Manne in Ketten, diesem Gesandten Jesu Christi. Je näher sie der Weltstadt kamen, je größer wird das Gedränge auf der Straße. Endlich schreiten sie durch die Porta Capena. Paulus ist in Rom. Julius führt seine Gefangenen geradenwegs über das Forum, an dessen goldenen Meilenstein alle Straßen der Welt zusammenliefen, nach der auf dem palatinischen Hügel gelegenen Prätorianer Kaserne, um sie dortselbst dem Oberbefehlshaber zu überantworten. Das war zu der Zeit der gewaltige Vurnus, ein Mann gerader Art und durchaus edler Gesinnung, der leider kurz nach Pauli Eintreffen von dem berüchtigten grausamen Günstling Nero's, Tigellinus, gestürzt wurde. Des Landpflegers Festus Begleitschreiben, das sich so günstig über den Apostel aussprach, so wie das vortreffliche Zeugnis, das ihm der Centurio Julius ausstellte, bewog den Oberbefehlshaber, Paulus nicht mit den übrigen Gefangenen in das Kasernengefängnis zu stecken, sondern ihm die mildeste Art von Haft, die custodia libera, zuzugestehen. Er durfte danach selber eine in der Nähe gelegene Privatwohnung wählen und dortselbst unter Bewachung eines dafür abkommandierten Kriegsknechtes, an dessen Arm der seinige angeketet war, wohnen; auch von demselben begleitet sich frei in der Stadt bewegen. Mit Freuden hörten die Christen in Rom von dieser wohlwollenden Anordnung des Oberkommandanten. Bald hatten sie für ihn eine passend gelegene Herberge gefunden. Vielleicht war dieselbe, wie in Korinth und Ephesus, in der Wohnung des Ehepaars Aquila und Priscilla, die ja nach Röm. 16, 3 wieder in Rom lebten. In dieser seiner Herberge war es dem Apostel gestattet, ungestört Besuche zu empfangen, mit seinen Gästen zu verhanden und einen brieflichen Verkehr nach außen zu unterhalten.

Pauli letzte Lebensjahre.

Raum daß der Apostel sich mit Hilfe der dortigen Christen ein wenig häuslich eingerichtet, sehen wir ihn wie sonst überall in voller Tätigkeit. Er gönnt sich keine Rast, er macht es, wie sein Herr und Meister gesagt und ihm vorgelebt: „Ich muß wirken, solange es Tag ist, es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.“ Wußte er doch nicht, wieviele Tage im

Dienste des Evangeliums ihm noch vergönnt sein würden. Aber auch dann, wenn ihm zwei oder mehr Jahre unverbotener Predigt im voraus garantiert gewesen wären, hätte er schwerlich eine Minute länger gezögert, auszurichten, wozu die Liebe Christi ihn drang.

Man könnte sich wundern, daß der Apostel bis zuallerlezt an der Regel festhält, sich zunächst an die Juden zu wenden. Auf allen seinen Missionsreisen hat er so gehandelt und überall, in Asien und Europa, davon nur Feindschaft und Verfolgung geerntet. Und doch, trotz all der bitteren Erfahrungen beginnt er auch in der Welthauptstadt wieder seine Arbeit an diesem undankbaren, halsstarrigen Geschlechte. Die Gut jener Liebe, die langmütig und freundlich ist, alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet, die über alle Menschen-, über alle Engelzungen, über alle Weissagungen, alle Geheimnisse und alle Erkenntnisse, ja über allen bergeverzekenden Glauben erhaben ist, verleih ihm Freudigkeit und Kraft; und schon die natürliche Liebe zu seinem Volke treibt ihn dazu. Es hat etwas Ergreifendes, zu sehen, wie auch der heutige Jude noch, obwohl er kein Vaterland, kein nationales Heiligtum mehr besitzt, dennoch beim Gebet sein Angesicht stets gen Morgen richtet, und wenn es mit ihm zum Sterben geht, seine Füße nach Osten wenden läßt, der geliebten Heimat der Väter entgegen, um mit dem sehnsuchtsvollen Seufzer: Jerusalem, Jerusalem! zu vercheiden. Wir können jenen armen Verblendeten unsere Verwunderung nicht versagen, die noch immer, nach mehr denn achtzehnhundert Jahren, vor den armseligen Resten der Tempelmauer der hochgebauten Stadt stehen und um ihr verlorenes Vaterland, ihr zertrümmertes Heiligtum in verzehrendem Schmerz klagen. So hat noch niemals ein Volk an seinem Volkstum gehaftet. Der Apostel ist auch in diesem Stücke ein rechter Israelite. Er wünscht Jerusalem Glück, und seinem armen, in sich zerrissenen, von blinden Blindenleitern in leibliches und geistliches Elend gestürzten, von grausamen Feinden geknechteten Volke die Freiheit und das Heil, das er in Christo gefunden, das ihn so restlos glücklich macht. Ja, so unaussprechlich liebt er sein Volk, daß er bereit ist, die eigene Seligkeit daranzugeben und von Christo verbannt zu werden, wenn er seinen Brüdern nach dem Fleische dieses Heil und diese Seligkeit damit zuwenden könnte (Röm. 9, 3). Die ganze, große, unbeschränkte Liebe des Apostels tritt nirgends klarer, gewaltiger zutage als in diesem Wunsche.

Wiewohl er an dem Gedanken, Israel als Volk für Christum zu gewinnen, verzagt, erachtet er es schon als einen unaussprechlichen Gewinn, auch nur hie und da etliche Kinder seines Volkes in das beseligende Licht des Kreuzes Jesu Christi führen zu dürfen. Und er weiß, daß kein Missionar so berufen, so geschickt, so eifrig ist, dieses Resultat herbeiführen zu helfen, als der Jünger Christi, der aus den Juden gewonnen. Das bewegt ihn, trotz aller Schmerzreichen Täuschungen, sich immer und überall zuerst an seine Volksgenossen zu wenden, um ihrer etliche zu gewinnen.

So läßt er denn am dritten Tage nach seinem Eintreffen in Rom die Vorsteher der jüdischen Synagoge, deren es dort zu jener Zeit sieben, mit einer Gesamtzahl von 60.000 Seelen gab, zu sich bitten. Weil der Umstand, daß er sich auf den Kaiser berufen, anstatt sich von dem Hohen Räte

richten zu lassen, dazu angetan war, ihn in ein falsches Licht zu stellen, und ihm den Eingang zu den Juden von vornherein zu versperren, zeigt er ihnen zunächst mit herzlichen Worten, daß er diese Berufung nur notgedrungen eingelegt habe, ohne dabei auch nur im entferntesten daran zu denken, eine Anklage gegen sein Volk zu erheben. Er bittet sie, Vertrauen zu ihm zu haben und sich durch die Ketten, die er trage, nicht irre machen zu lassen. Nicht weil er Israels Hoffnung habe fahren lassen, sondern gerade weil er daran festhalte, trage er dieselben. Der Unterschied zwischen ihm und seinen Volksgenossen bestehe nur darin, daß sie die Erfüllung dieser Hoffnung erst in der Zukunft erwarteten, er hingegen die unwiderleglichen Beweise dafür habe, daß die Erfüllung derselben bereits eingetreten sei.

Die Vertreter der jüdischen Synagogen erwiderten hierauf, sie hätten weder mündlich noch schriftlich etwas Nachteiliges über ihn erfahren und seien begierig, in größerem Kreise etwas von seiner Lehre zu erfahren. Sie wußten nur soviel, daß die Sekte, der er zugehöre, an allen Enden den heftigsten Widerspruch hervorgerufen. Mit Freuden ist der Apostel bereit, den Wunsch der Juden zu erfüllen. An dem dafür bestimmten Tage erschienen denn auch viele derselben in Pauli Wohnung, und vom Morgen bis an den Abend sucht er sie zu überzeugen, daß Jesus der von den Propheten verheißene, von den Vätern erwartete Christ Gottes, der wahrhaftige Messias sei.

St. Lukas erzählt, diese Predigt habe einen Zwiespalt unter den Zuhörern hervorgerufen. Einige fielen dem Evangelio zu die anderen stritten heftig dagegen. Seit seiner ersten Predigt vor etwa 25 Jahren in Damaskus hatte der Apostel dieselbe Erfahrung gemacht. Wehmutsvoll gedenkt er darum eines das Verhalten der Juden kennzeichnenden Wortes des großen Propheten, das der Herr seinerzeit selber auf sie angewandt (Matth. 13, 13 ff. und ruft ihnen zu: „Wohl hat der Heilige Geist durch den Propheten Jesajas zu unsern Vätern gesagt: Gehe hin zu diesem Volke und sprich: Mit den Ohren werdet ihr's hören und nicht verstehen. Und mit den Augen werdet ihr's sehen und nicht erkennen. Denn das Herz dieses Volkes ist verstockt. Und sie hören schwer mit den Ohren und schlummern mit ihren Augen, auf daß sie nicht dermaleinst sehen mit den Augen und hören mit den Ohren und verständig würden im Herzen und sich bekehren, daß ich ihnen hülf“ (Jes. 6, 10). — Er fügte dem noch das Wort hinzu, das für ihn den höchsten Triumph der Gnade Gottes bedeutet, für die Ohren der ungläubigen Juden jedoch etwas Entsehlisches war: „So sei euch kundgetan, daß den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes, und sie werden's hören.“ Da sie das vernahmen, liefen sie entrüstet davon.

Zwei Jahre hat St. Paulus zu Rom das Reich Gottes verkündigt und von dem Herrn Jesu gelehrt, und zwar mit aller Freudigkeit unverbotten. Mit Freudigkeit kann nur der wirken, der Freudigkeit im Herzen trägt und davon überzeugt ist, daß er da, wo er steht, von dem Herrn der Kirche selber hingestellt ist. St. Paulus ging nicht eigene Wege, er suchte sich das Arbeitsfeld nicht selber aus. Er ließ sich von seinem Meister führen, von dem Heiligen Geiste wehren und weisen (Act. 16, 6 ff.). Darum er auch in der schwersten Trübsal und bei dem scheinbar größten Mißerfolge

nicht verzagte, weil er gewiß war, auch im Gefängnisse stehe ich auf dem Posten, den mir der Herr zugewiesen. Auch meine Bande müssen zur Förderung des Evangeliums dienen. Wahrscheinlich hat er in der Welthauptstadt gerade deswegen unverbunden predigen dürfen, weil er ein Gefangener war. Die Herren des römischen Regiments hielten einen Mann, der in Ketten einherging, den man jeden Augenblick unschädlich machen konnte, für ungefährlich; die Juden aber standen in Rom selber auf viel zu heißem Boden, um etwas gegen ihn wagen zu dürfen.

So sehen wir den treuesten aller Knechte und größten aller Zeugen Jesu Christi in seiner Mietwohnung, die sich zu einem heiligen Tempel gewandelt, dastehen. Sie ist wohl in einer stillen Straße abseits von dem Getriebe der Miesinstadt gelegen. Es sieht in dieser Wohnung sehr einfach, aber nicht gerade sehr ärmlich aus. Die Liebe der Christen in Rom und namentlich in Philippi hat dafür gesorgt, daß der große Feldherr Jesu Christi an allem, was zum täglichen Leben nötig ist, keinen Mangel hat, ja, daß er auch hier gastfrei sein kann ohne Murren. Einen Weibstuhl, wie ihn der Apostel in Corinth und sonstwo aufschlug, um sein täglich Brot zu verdienen, entdecken wir hier nicht. Die Gefangenschaft hat ihm dafür die Hände gebunden. Weich und entkräftet sieht er aus. Die zwei Jahre der cäsareanischen Gefangenschaft mit den vorausgegangenen Mißhandlungen in Jerusalem und den nachfolgenden Strapazen und Leiden auf dem stürmischen Meere und bei dem Schiffbruch haben zu den vorher erworbenen Malzeichen Jesu Christi neue Spuren an seinem alternden Leibe hinterlassen. Doch auf seiner Stirne steht das Wort Ewigkeit zu lesen. In seinem Auge spiegelt sich ein wunderbarer Friede, sein Blick drückt neben unbeugsamer Tatkraft tiefe Demut, heiligen Ernst und herzliche Liebe aus. Ein Gefangener und dennoch ein wahrhaft Freier! Kein Bann der Sünde lastet auf seiner Seele. Das Wort: „Mir ist Erbarmung widerfahren“, ist der ständige Lobgesang auf seinen Lippen; seine ganze Erscheinung die verkörperte Illustration zu seinem Bekenntnis: „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark!“ (2. Kor. 12, 10), „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!“ (Phil. 4, 13). Er predigt darum auch hier mit aller Freude das Reich Gottes und lehrt von dem Herrn Jesu.

St. Lukas sagt: „Er nahm auf alle, die zu ihm einkamen“ (Act. 28, 30). Das weist auf den Verkehr mit den einzelnen Seelen hin. Was mögen da auch nur an einem einzigen Tage für Gestalten zu ihm gekommen sein! Mein wer immer auch kam, mit welchem Anliegen er kam, in welcher Gefinnung er kam, er wurde von dem so in Anspruch genommenen Apostel nicht abgewiesen. Das Wort des Herrn: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“, ist auch im Herzen seines Dieners lebendig. Daß unter denen, die zu Paulo kamen, sich auch der damals am kaiserlichen Hofe weilende berühmte Philosoph Seneca, der Lehrer Neros befunden, dessen Schriften viele auffallende Anklänge an Worte und Gedanken des Neuen Testaments aufweisen, und von dem schon Hieronymus und Augustin und später viele andere Theologen annahmen, daß er ein Christ geworden sei, möge, da es sich ja doch bloß um eine Vermutung handelt, nur nebenbei bemerkt werden. Daß dagegen des Apostels Predigt manchen Soldaten

der kaiserlichen Leibwache zu einem Soldaten Jesu Christi wandelte, ist gewiß. Von den 1.200 Mann, die in der Prätorianerkaserne einquartiert waren, wurde immer wieder ein anderer zur Bewachung des Gefangenen abkommandiert und täglich mehrmals abgelöst. Da das zwei Jahre so fortging, mögen wohl tausend Soldaten, und darüber, mit ihm bekannt geworden sein. Sie waren dann nicht nur seine Wächter, sondern auch seine Zuhörer. Mancher mag zuerst von der Verehrung für den Gefangenen, dann von von der Macht der Wahrheit des Evangeliums ergriffen, zum Glauben gekommen sein. So daß St. Paulus den Philippern schreiben kann: Ich lasse euch aber wissen, liebe Brüder, daß wie es um mich stehet, ist nur zur Förderung des Evangeliums geraten, also, daß meine Bande offenbar worden sind in Christo *ἐν ἁπὸ τῷ πραιτωρίῳ*, (Phil. 1, 13), der ganzen Kaserne, und nicht wie Dr. Luther übersetzt, dem ganzen Nichtshause. Ja selbst in den kaiserlichen Palästen gab es Christen. Bestellt doch der Apostel der Gemeinde zu Philippi Grüße von denen, die in des Kaisers Hause sind (Phil. 4, 22). Eine Segensfrucht der Arbeit des gebundenen Apostels war auch die Befreiung des entlaufenen Sklaven Onesimus. Große Freude und seltene Überraschung wurde dem Gefangenen dadurch zuteil, daß eines Tages Epaphroditus aus dem fernen Philippi bei ihm eintrat, speziell von der dortigen Gemeinde zu dem Zwecke abgeordnet, dem gebundenen Apostel zur Erleichterung seiner Gefangenschaft ein Zeichen ihrer Liebe und Dankbarkeit in Gestalt einer reichlichen Unterstützung zu überbringen (Phil. 4, 10–14). Das tat dem alternden Apostel über die Maßen wohl. All die trauten Erinnerungen der vor zehn Jahren in ihrer Mitte verlebten gesegneten Tage wurden dadurch in seiner Seele wachgerufen. Das beweisen die herzlichen Ausdrücke, mit denen er sie in seinem Briefe anredet: „Meine lieben und gewünschten Brüder; meine Freude und meine Krone! Gott ist mein Zeuge, wie mich nach euch allen verlangt von Herzensgrunde in Jesu Christo. Wie es denn billig ist, daß ich dermaßen von euch allen halte, darum, daß ich euch in meinem Herzen habe in diesem meinem Gefängnis (Phil. 4, 1; 1, 7, 8).

Epaphroditus wurde in Rom todkrank (Phil. 2, 25–30). Als er wieder genesen, wurde er von Heimweh nach seiner geliebten Vaterstadt ergriffen und mit Worten, die ihm zu hoher Ehre gereichen, so bald als tunlich von dem Apostel dorthin zurückgeschickt. Als Gegengabe für die dortige Gemeinde nahm er von dem Apostel ein kostbares Juwel mit, das noch heute in der ganzen Christenheit helle funkelt, den Philippbrief. Keine andere Epistel läßt uns so tief in das Herz des Apostels blicken, keine andere zeigt uns so klar das liebliche Verhältnis des Apostels zu seinen Gemeinden wie die Epistel an die Philipper. Abgesehen von ihrem köstlichen Inhalte, ist sie auch ihres geschichtlichen Wertes wegen nicht hoch genug einzuschätzen. Sie ist die einzig gewisse Quelle, aus der wir zuverlässige Andeutungen über den zweijährigen Aufenthalt Pauli in Rom, und seine über diesen Zeitraum hinausgehenden Wünsche und Pläne erhalten (Kap. 1, 12 ff.; 1, 24–26; 2, 19, 24).

Außer dem genannten hat der Apostel Paulus in seiner ersten römischen Gefangenschaft noch den Epheser-, Kolosser- und den Philemonbrief verfaßt.

Daß diese sogenannten Gefangenschaftsbriefe, wie einige Kommentatoren wollen, in der cäsarianischen und nicht der römischen Gefangenschaft geschrieben seien, ist ein solch offensichtlicher Irrtum, daß darauf nicht weiter eingegangen zu werden braucht. Wird auch in keinem derselben Rom ausdrücklich genannt, so weisen doch die Tatsachen, die sie erwähnen, und die Anspielungen, von denen sie überfließen, darauf hin, daß sie nur in der römischen Gefangenschaft geschrieben sein können. Es genügt z. B. an die Grüße zu erinnern, die der Apostel von den Befehten „aus der Kaisers Hause“ sendet.

Die Apostelgeschichte, die uns zum Teil so ausführlich über die Wirksamkeit des großen Heidenapostels berichtet, bricht plötzlich mit der kurzen Feststellung ab: Paulus habe zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge zugebracht, alle die zu ihm einkamen, aufgenommen, das Reich Gottes gepredigt und von dem Herrn Jesu unverboten gelehrt. Die Frage ist nun: Hat die Gefangenschaft des Apostels nach Ablauf der hier erwähnten zwei Jahre damit ihren Abschluß gefunden, daß er, wie es in der römischen Kirche feststehende Tradition ist, im Jahre 64 zusammen mit dem Apostel Petrus in der neronischen Christenverfolgung hingerichtet wurde, oder hat die andere, ältere Überlieferung recht, nach der er aus der Gefangenschaft freigekommen, weitere Reisen unternommen, zum zweiten Male als Gefangener nach Rom gebracht wurde und dann erst den Märtyrertod gestorben ist? Es ist dies keineswegs eine Streitfrage, deren Beantwortung nur für die Theologen von wissenschaftlichem Interesse ist, die aber im übrigen keinerlei Bedeutung für die Kirche hat und uns daher gleichgültig sein kann, denn damit hängt die andere Frage zusammen: Sind die Pastoralbriefe von St. Paulus geschrieben oder sind sie Fälschungen eines späteren unbekanntem Verfassers?

Wir besitzen 13 paulinische Briefe. Die ersten 10, nämlich die 2 Thesalonicherbriefe, der Galaterbrief, die zwei Korintherbriefe, der Römerbrief und die bereits erwähnten 4 Gefangenschaftsbriefe, lassen sich ohne alle Schwierigkeit in den uns bekannten Lebensabschnitt des Apostels einordnen. Anders aber steht es mit den übrigen drei, den beiden Timotheusbriefen und dem Titusbrief. Sie setzen, wie wir später sehen werden, geschichtliche Situationen in dem Leben des Verfassers voraus, und es werden darin so bestimmte Angaben gemacht, die sich in der Apostelgeschichte und den 10 anderen Briefen Pauli nicht wiederfinden, und die sich in dem Wirkungskreis, von dem sie reden, nicht unterbringen lassen. Es ist unverkennbar, daß die Pastoralbriefe annähernd zu gleicher Zeit, oder doch nur in geringen Zeitabständen geschrieben sind, aber auch, daß sie einer anderen Periode als die übrigen Paulusbriefe angehören. Da sie in dem Zeitraum bis zur römischen Gefangenschaft — diese mit eingeschlossen —, in dem die 10 anderen verfaßt wurden, unter keinen Umständen geschrieben sein können, so müssen sie später, d. h. nach der römischen Gefangenschaft, entstanden sein. Hat aber der Apostel Paulus in der am Schluß der Apostelgeschichte erwähnten Gefangenschaft den Tod erlitten, so können die Pastoralbriefe nicht von ihm geschrieben, sondern müssen Fälschungen sein. Kann dagegen nachgewiesen werden, daß der Apostel aus der Gefangenschaft frei-

kam und noch weitere Reisen unternommen hat, dann fallen alle Gründe, die gegen die Echtheit dieser Briefe ins Feld geführt werden, restlos hin. Darin liegt die weittragende Bedeutung der Frage nach den letzten Lebensschicksalen des Apostels.

Die Überlieferung, Paulus habe in der neronischen Verfolgung im Jahre 64 den Märtyrertod erlitten, tritt mit Bestimmtheit erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts auf. Die kirchlichen Schriftsteller der früheren Zeit erwähnen wohl die Wirksamkeit der Apostel Petrus und Paulus in Rom und deren daselbst erfolgten Märtyrertod, lassen aber eine klare Aussage darüber, wann nach ihrer Meinung dieses geschehen ist, vermissen.

So bemerkt der im Jahre 202 verstorbene Kirchenlehrer Irenäus (Schüler Polykarp, Bischof zu Lyon), Matthäus habe sein Evangelium zu der Zeit geschrieben, als Petrus und Paulus in Rom das Evangelium verkündigten. In diesem Worten liegt aber nicht einmal, daß die Wirksamkeit der beiden Apostel eine gleichzeitige gewesen, sondern nur, daß sie annähernd der gleichen Zeit angehöre. — Der um das Jahr 170 geschriebene Brief des Dionysius von Korinth bekundet, daß Petrus und Paulus wie in Griechenland so auch in Italien an demselben Ort gelehrt hätten und „um dieselbe Zeit“ den Märtyrertod gestorben wären. Der Ausdruck, den er braucht, *κατὰ τὸν αὐτὸν καιρὸν*, kann bezeichnen, daß ihr Tod an e i n e m Tage, ebensogut aber auch in einen Zeitabschnitt von mehreren Jahren erfolgt sei.

Erst der Papst Gelasius I. (492–496) hat mit aller Bestimmtheit erklärt, daß Paulus seine im Römerbrief ausgesprochene Absicht, auch nach Spanien zu reisen, nicht habe ausführen können, und daß er „nicht zu einer anderen Zeit (als Petrus), wie die Häretiker schwäzen“, sondern zu derselben Zeit und an demselben Tage zusammen mit Petrus in Rom unter dem Kaiser Nero das Martyrium erlangt habe. Seitdem ist es feststehende Tradition der römischen Kirche geworden, daß die beiden Apostel gleichzeitig in Rom gewirkt und an e i n e m Tage die Märtyrerkrone erlangt hätten. Die gegenteilige Meinung wird vom Papst Gelasius als „häretisches Geschwätz“ gebrandmarkt. Damit wird deutlich, daß man in Rom ein Interesse daran hatte, die „offizielle“, d. h. die päpstliche Meinung zur herrschenden zu machen, und erklärt, warum die ältere und ungleich bestimmtere Tradition von der spanischen Reise des Apostels immer mehr verstummte.

Daß Paulus in der neronischen Verfolgung nicht umkam, sondern erst später ein Blutzeuge Jesu Christi wurde, kann mit ziemlicher Sicherheit geschichtlich nachgewiesen werden. St. Lukas sagt, Pauli Wirksamkeit habe in Rom zwei Jahre gedauert. Vorher berichtete er, daß der gefangene Apostel bald nach dem Amtsantritte des Prokurators Festus nach Rom transportiert wurde. Von hier aus läßt sich die Zeit seiner römischen Gefangenschaft leicht feststellen. Nach dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus ist Festus im Jahre 60 Prokurator geworden. Die Reise Pauli nach Rom beginnt im Herbst desselben Jahres, denn um die Zeit des großen Verjöhnungstages, das ist im Oktober, trifft er bereits in Kreta ein (Akt. 27, 9). Rom aber erreicht er erst im Frühjahr des folgenden Jahres, also

61. Da seine Gefangenschaft zwei Jahre währte, so kam sie im Frühjahr 63 zu Ende; die Verfolgung der Christen unter Nero fällt aber erst in das Jahr 64. Mithin kann der Apostel nicht nach zweijähriger Gefangenschaft in dieser Verfolgung ums Leben gekommen sein. Wäre das doch der Fall, so hätte seine Gefangenschaft in Rom nicht zwei, sondern drei Jahre gedauert. Angesichts dessen aber, daß sich der Schreiber der Acta in seinen Zeitangaben stets einer großen Genauigkeit befleißigt (cfr. Act. 19, 8. 10), ist es ausgeschlossen, daß er betreffs der römischen Gefangenschaft Pauli sich so ungenau ausgedrückt haben sollte.

Noch ein anderer Umstand fällt dafür ins Gewicht. Nach alter glaubwürdiger Überlieferung ist die Hinrichtung des Apostels mit dem Schwerte vollzogen; eine Form der Todesstrafe, die den römischen Gesetzen, also einem geordneten Strafverfahren entsprach. Dies macht es mehr als unwahrscheinlich, daß die Hinrichtung während des Sturmes der Verfolgung vollzogen wurde. Während einer solchen herrschen schrankenlose Willkür und unbefchränkte Gesetzlosigkeit, und es ist kaum denkbar, daß dem Apostel, etwa wegen seines römischen Bürgerrechtes, bei solchen Zuständen die Vergünstigung zuteil geworden sei, ordnungsmäßig abgeurteilt und hingerichtet zu werden.

Dazu kommt noch die Überlieferung über den Ort seiner Hinrichtung. Nach dem Zeugnis des römischen Presbyters Caius (um 200), das uns Eusebius aufbewahrt hat, ist die Stätte des Martyriums Petri auf dem Vatikan zu finden, die des Paulus dagegen an der Straße nach Ostia. Auch diese Verschiedenheit betreffs der Marterstätte weist darauf hin, daß die beiden Apostel nicht zu gleicher Zeit und aus gleichem Anlaß ihr Leben verloren haben. Nun sind die Gärten des Vatikans gerade die Stätten, wo die Opfer der neronischen Verfolgung geblutet haben. Demnach ist nicht zu bezweifeln, daß Petrus in der Tat als ein Opfer dieser Verfolgung umgekommen ist. Ist Paulus an anderer Stätte, und zwar ordnungsmäßig durch das Schwert, hingerichtet worden, so spricht das dafür, daß er eben nicht auch in dieser Verfolgung, sondern zu einer anderen Zeit den Tod erlitten hat. Wäre auch er ein Opfer der Verfolgung gewesen, so wäre nicht zu begreifen, wie man darauf gekommen sein sollte, ihn im Tode von Petrus zu trennen, zumal die Tendenz der römischen Tradition doch durchaus darauf ging, die beiden Apostel zusammen sterben zu lassen. Es muß also jener Überlieferung über die Hinrichtungsstätte des Paulus eine gute geschichtliche Erinnerung zugrunde liegen.

Bereits um die Wende des ersten Jahrhunderts haben wir aus dem Munde des Bischofs Clemens von Rom (Wohl derselbe Clemens, den St. Paulus Phil. 4, 3 als einen seiner römischen Freunde nannte) ein Zeugnis dafür, daß der große Heidenmissionar tatsächlich aus der römischen Gefangenschaft freigekommen und seinen im Römerbriefe erwähnten Plan, nach Spanien zu reisen, zur Ausführung brachte. Denn dahin werden seine Worte: „Nachdem der Apostel die ganze Welt Gerechtigkeit gelehrt, bis an das Ende des Abendlandes gekommen und Zeugnis abgelegt vor den Obersten, ist er so von der Welt geschieden und an den heiligen Ort gegangen, indem er das größte Vorbild der Standhaftigkeit ward“, von den meisten

Auslegern gedeutet. Und von dem Standpunkte des Römers Clemens aus kann unter dem Ausdruck „Ende des Westens“ gar nichts anderes als Spanien gemeint sein.

Eine besonders ins Gewicht fallende Notiz findet sich in einem aus dem letzten Jahrzehnt des zweiten Jahrhunderts stammenden Verzeichnis der kanonischen Schriften des Neuen Testaments, nach seinem Entdecker der Kanon Muratori genannt. In diesem Schriftstück wird über die Apostelgeschichte gesagt, daß Lukas sie als Augenzeuge der einzelnen Ereignisse geschrieben habe, „wie er das auch dadurch deutlich kundtue, daß er sowohl das Martyrium des Petrus, als auch die Reise des Paulus von Rom nach Spanien ausgelassen hat.“ Hier wird wieder die Reise des Apostels nach Spanien als etwas ganz Bekanntes, so bekannt wie das Martyrium des Petrus, erwähnt. Es ist vor allem hieran auffallend, daß neben den Tod des Petrus nicht auch der Tod Paulus, sondern dessen spanische Reise gestellt ist. Darin liegt unzweifelhaft ein Hinweis darauf, daß nach der Meinung des Schriftstellers der Tod des Petrus und die spanische Reise des Paulus, nicht aber der Tod des Letzteren, der gleichen Zeit angehören.

In einem Fragment der ebenfalls der Wende des zweiten Jahrhunderts angehörenden apokryphischen Petrusakten wird ausdrücklich berichtet, daß eine göttliche Offenbarung den aus der Gefangenschaft befreiten Paulus zu einer Reise nach Spanien veranlaßt und den über den Abschied bekümmerten Christen verkündigt habe, er werde wieder nach Rom zu ihnen zurückkehren und dort unter Nero sein Leben verlieren.“

Auch in den folgenden Jahrhunderten finden sich bei den Kirchengeschichtsschreibern immer wieder Notizen, die die spanische Reise des Apostels Paulus als geschichtliche Tatsache erwähnen. So sagt der um 290 gestorbene Dorotheus von Antiochien in einem Fragment, „Leben der zwölf Apostel“ betitelt, mit aller Bestimmtheit, daß Paulus nach der Auferstehung Christi berufen und den Aposteln zugezählt, mit der Verkündigung des Evangeliums von Jerusalem beginnend bis nach Assyrien, Italien und Spanien vorgedrungen sei und dann in Rom unter Nero den Tod erlitten habe und dort bestattet worden sei. Der Kirchengeschichtsschreiber Eusebius sagt, zu seiner Zeit sei die bestimmte Tradition im Umlauf gewesen, nach der Paulus zum zweiten Male nach Rom gekommen sei und dann erst den Märtyrertod dafelbst erlitten habe. Auch Chrysostomus hebt mit aller Bestimmtheit hervor, daß Paulus von Rom nach Spanien gegangen sei, fügt aber hinzu, daß er über die Reisen, die der Apostel im Okzident gemacht habe, nichts Näheres wisse.

Bis ins sechste Jahrhundert und noch später ertönen Stimmen, die von einer Befreiung des Apostels Paulus aus der römischen Gefangenschaft bezw. seiner spanischen Reise reden. Wenn diese Tradition allmählich abfließt und die eben erwähnte andere über das gleichzeitige Martyrium des Petrus und Paulus zur Zeit der Christenverfolgung Neros zur allgemeinen Geltung gelangt, so erklärt sich das aus den kirchenpolitischen Tendenzen der Papstkirche. Wurde doch die entgegenstehende und wie dargetan ältere und bestimmtere Überlieferung mit dem Brandmal der Häresie gezeichnet.

Zu einer zweifellosen Gewißheit über die Frage, ob der Apostel Paulus

aus der römischen Gefangenschaft freigekommen oder nach Ablauf ihrer zweijährigen Dauer der allgemeinen Christenverfolgung zum Opfer gefallen, könnten wir indessen nicht allein durch die Tradition kommen, so alt sie auch sein, so bestimmt sie auch lauten mag, wenn sie nicht im Neuen Testament selbst ihre Bestätigung fände. So ist es denn von der größten Bedeutung, was sich darüber aus der Apostelgeschichte und den Briefen des Apostels erheben läßt.

Der jähe Schluß der Apostelgeschichte ist nur so verständlich, daß der Verfasser entweder über das, was nach jenen zwei Jahren mit dem Apostel Paulus geschehen, keine so genaue Kenntnis besaß, um darüber in gleicher Weise wie bisher berichten zu können, oder daß er einen bestimmten Grund hatte, darüber zu schweigen. In beiden Fällen kann es nicht der Tod des Apostels, sondern nur eine weitere Reihe von Ereignissen sein. Es ist wohl denkbar, daß Lukas über diese Ereignisse, nämlich die nach der Freilassung des Apostels unternommenen Reisen, nicht genügend informiert war; aber auch möglich, daß er in diesen Reisen nicht eine wesentliche Erweiterung der Missionswirksamkeit Pauli erblickte und darum darüber zu berichten keinen Anlaß sah. War es sein Plan, den Lauf des Evangeliums weit hinaus über die Grenzen Jerusalems und Judäas zu erzählen, so konnte es ihm durchaus angebracht erscheinen, mit dem Hinweis auf die Predigt des Evangeliums in der Weltstadt des fernen Westens abzuschließen und nicht noch Einzelheiten über weitere Reisen des Apostels hinzuzufügen. — Selbst ein Hinweis auf die Freisprechung desselben ist dann nicht notwendigerweise zu erwarten gewesen. Ein solcher Hinweis wäre im Gegenteil kaum angebracht, da der Schreiber ja gar nicht über den Gang des Prozesses berichtet hat, sondern nur über die Umstände, welche eine ungehinderte Predigt des Evangeliums ermöglichten oder gar förderten. Damit war sein Thema erschöpft, und er hatte keinen Grund, sich über das Ende des Prozesses selbst zu verbreiten, wenn er weiteres folgen zu lassen nicht beabsichtigt hatte. — Daß Paulus damals in der Tat freigesprochen wurde, läßt nicht nur der vorangehende Bericht der Apostelgeschichte, soweit er sich auf die Vorgeschichte des Prozesses bezieht, sondern auch die Situation des Gefangenen, soweit sie aus seinen eigenen Briefen ersichtlich ist, erwarten. Ein Todesurteil würde danach so unmotiviert erscheinen, daß man erstaunt fragen müßte, wodurch denn plötzlich eine solch schlimme Wendung im Prozeß herbeigeführt worden sei.

War die Gefangennahme des Apostels in Jerusalem durch den Tumult der Juden veranlaßt worden, so erkennt doch schon der Oberhauptmann Claudius Lysias, der die Verhaftung vollzog, daß die Anklagen der Juden haltlos sind, und berichtet demgemäß dem Landpfleger. Auch der Profurator Felix mißt den Anklagen der Juden keinerlei Gewicht bei und hält Paulum nur aus selbstsüchtigen Gründen in milder Haft. Sein Nachfolger Festus erklärt direkt, daß Paulus kein des Todes oder der Bande würdiges Vergehen nachgewiesen werden könne. Auch Agrippa, als er einen Einblick in die Sache gewonnen, kommt auf Grund eingehender Beratung mit dem Landpfleger zu dem Urteil: „Dieser Mensch hat nichts begangen, was Tod oder Kerker verdient.“ Ja der König betont ausdrücklich, daß Paulus freigelassen werden könnte, hätte er nicht an den Kaiser appelliert.

Diese Appellation wird von Lukas nicht als dadurch veranlaßt hingestellt, daß der Apostel ein ungünstiges Urteil des Landpflegers befürchtete. Ihr Grund ist vielmehr der, daß Festus den Prozeß vor dem Hohen Räte in Jerusalem führen wollte, sich also gleichfalls den Juden willfährig erwie, Paulus aber ein gerechtes, unparteiisches Urteil über sich begehrte. Außerdem lag die Gefahr vor, daß er, nach Jerusalem gebracht, dortselbst einem Mordanschlage der Juden zum Opfer fallen würde. Mit seiner Berufung auf den Kaiser wollte also der Apostel seine Freiheit bewirken. Dem günstigen Urteil des Procurators entspricht durchaus auch die Behandlung des Gefangenen auf dem Schiffe und die Milde seiner Haft in Rom. Nicht ein einziger Zug in der Apostelgeschichte läßt erkennen, daß des Apostels Romfahrt seine Todesfahrt bedeuten könnte. Sie kommt vielmehr als eine Fahrt zu stehen, die der weiteren Ausbreitung des Evangeliums dienen soll.

Auch die ergreifende Szene am Meeresstrande zu Milet spricht nicht dagegen. Wenn der Apostel dort den Ältesten der Gemeinde zu Ephesus zuruft: „Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angezicht nicht mehr sehen werdet“ (Act. 20. 25) und Lukas diese Worte gleichsam mit dem Zusatz, die Ältesten seien durch diese Worte besonders betrübt geworden, noch unterstreicht, so wird damit nur hervorgehoben, wie sicher Paulus da mal seinen baldigen Tod erwartete. Er war ja auf der Reise nach Jerusalem. Auf derselben wurde er mehrfach gewarnt, sich dorthin zu begeben, weil ihm daselbst große Gefahren, ja der Tod drohe. Er hatte diesen Warnungen gegenüber nur das todesfreudige Wort: „Was macht ihr mir das Herz schwer, ich bin bereit, mich nicht nur binden zu lassen, sondern in Jerusalem den Tod zu erleiden um des Namens des Herrn Jesus willen.“ In Jerusalem glaubte er den Tod erleiden zu müssen! So, und nicht anders war das Abschiedswort an die Ältesten gemeint. Der allein allwissende Herr hatte es anders mit seinem Knechte vor. — Ob in der Folgezeit der Apostel doch noch einmal nach Ephesus gekommen oder nicht, ist völlig nebensächlich und konnte St. Lukas nicht veranlassen, dementsprechend seinen Bericht zu ändern, den, als er Augen- und Ohrenzeuge des Vorganges in Milet gewesen, was wahrscheinlich, er schon niedergeschrieben, ehe die Wendung zum Günstigeren in Jerusalem eingetreten war. In Milet war Paulus von Todesahnungen erfüllt, als er aber erst durch die Römer den Händen der nach seinem Blute lechzenden Juden entrisen und die Offenbarung des Herrn empfangen, wurde er mit neuem Mut erfüllt, so daß er wieder hoffnungsfreudig in die Zukunft blickte.

Dem Berichte der Apostelgeschichte entspricht durchaus das, was der Apostel darüber in seinen Briefen aus der Gefangenschaft, besonders dem Philipper- und Philemonbriefe, sagt. Was er an die Philipper über seine persönliche Lage schreibt, läßt erkennen, daß er mit Zuversicht in die Zukunft schaut. Wenn er auch die Möglichkeit eines baldigen Todes keineswegs in blindem Optimismus leugnen will, so glaubt er doch sicher zu sein, daß jetzt seine Stunde noch nicht gekommen. „Ich weiß“, schreibt er, „daß ich bei euch allen bleiben werde“ (Phil. 1, 25). Ja, er ist überzeugt, daß er auch selber bald nach Philippi kommen werde (Phil. 2, 24). Im

Philemonbriefe bestellt er sich sogar schon Quartier (R. 22), so sicher ist er seines baldigen Kommens.

Und daß der Apostel in den erwähnten Briefen seine Zukunft nicht in zu günstigen Sichte gesehen, sondern daß er in der Tat aus der Gefangenschaft in Rom freigekommen ist, und dann noch neue Reisen unternommen hat, bezeugen mit unmißverständlicher Gewißheit die Pastoralbriefe. Zwei derselben, der 1. Timotheus- und der Titusbrief setzen voraus, daß St. Paulus sich auf einer Reise im Orient befand, als er sie schrieb, und der aus der Gefangenschaft geschriebene 2. Timotheusbrief weist auf eine kürzlich vollendete Reise im Orient zurück. Die Angaben über diese Reise lassen auch unzweideutig erkennen, daß es keine der aus der Apostelgeschichte bekannten Reisen des Apostels ist, darauf sie sich beziehen.

Nach Tit. 1, 5 hat Paulus eine Zeitlang mit Titus zusammen in Kreta gewirkt und diesen bei seiner Abreise dortselbst zurückgelassen. Wann ist Paulus je vorher in Kreta gewesen? Er ist, abgesehen von seiner Romfahrt als Gefangener, früher nicht einmal in die Nähe der Insel gekommen, geschweige denn, daß er dort längeren Aufenthalt genommen und eine Wirksamkeit entfaltet hat.

In 1. Tim. 1, 3 hören wir, daß St. Paulus den Timotheus veranlaßt hat in Ephesus zu bleiben, während er selbst auf einer Reise nach Mazedonien begriffen war. Nun hat wohl der Apostel Ephesus auf der zweiten Missionsreise, und zwar auf dem Wege nach Jerusalem flüchtig berührt (Act. 18 19 ff.) und auf der dritten Reise geraume Zeit dajelbst Christus gepredigt (Kap. 19, 8. 10; 20, 31); aber ehe er von dort nach Mazedonien aufbrach, hatt er schon den Timotheus dahin vorausgeschickt (Kap. 19, 22). Wir finden denselben dementprechend auch in der Begleitung Pauli auf dessen Rückreise aus Griechenland nach Jerusalem (Kap. 20, 4).

Es kann auch der Act. 20, 15 auf der dritten Reise erwähnte Aufenthalt in Milet mit dem 2. Tim. 4, 20 berichteten, nicht identisch sein; denn während damals der Epheser Trophimus den Apostel nach Jerusalem begleitete (Act. 20, 4; 21, 29), ließ er ihn diemal in Milet krank zurück (2 Tim. 4, 20).

Nach 2. Tim. 4, 9 ff. soll Timotheus, der zur Zeit der Absendung des Briefes in Ephesus ist, zu Paulus kommen und ihm bei der Gelegenheit seine in Troas bei Carpus zurückgelassenen Bücher und seinen Mantel mitbringen. Daraus ist mit mehr als bloßer Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß der Apostel, als er dieses schrieb, erst kürzlich in Troas gewesen sein muß, denn, wäre der 2. Timotheusbrief aus der am Schlusse der Apostelgeschichte berichteten Gefangenschaft beschrieben, so würde zwischen dem letzten Besuche Pauli in Troas und der hier geäußerten Bitte, ein Zeitraum von 4 bis 5 Jahren liegen, und es ist kaum anzunehmen, daß er sich erst nach so langer Zeit diese Gegenstände erbeten haben sollte, zumal sie zu erlangen sich sicher vorher Gelegenheit geboten haben wird und er jetzt nach der Schilderung des 2. Timotheusbriefes seinen Tod als nahe bevorstehend voraussieht.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchengehichtliche Notizen.

Renewed Interest in Parochial Schools. — The Rev. E. A. Sagebiel, President of the Texas District of the American Lutheran Church, in a recent number of the *Lutheran Standard*, addressed an appeal to the members of his synod to move forward courageously. He warned against a mistake frequently made in the past of failing to focus the attention on the central issue. What does he consider as the central issue? "The prime issue, the central issue of the Church is **Christian Elementary Education.**" He rejoices that he sees indications of an "aroused consciousness of the primary need of the Church." In speaking of the issue he does not mince words.

"Why should the Lord prosper our efforts to bring in additional American and foreign people into our fold, as long as we are unfaithful in a large measure in the nurture of those already placed in our care? Why should the Lord signally bless our higher educational efforts as long as we have not determined to use the trained forces in keeping and nurturing those who should be dearest and nearest to our hearts — the children of our American Lutheran homes? We have persuaded ourselves to believe that we are faithful in our mission and higher educational efforts while we are giving the children of our home people a smirchy white-wash of a Christian appearance in our Sunday schools and flighty catechetical instructions, but we shall ever fail to lead our Lord to believe that additional numbers are in safekeeping in our folds! — First things first in every forward march! As soon as the Lutheran Church has learned to dedicate her most strenuous efforts in a wholehearted fashion to a constructive program of Christian Elementary Education the remainder of her great problems will in large measure be solved. She will at least have a solid foundation for the building of other monuments in the kingdom of Christ."

These strong words are worthy to be pondered by every Lutheran pastor. M.

Religionsunterricht in China. — über Chinas Frontwechsel dem Religionsunterricht gegenüber siehe die Aprilnummer dieser Quartalschrift, S. 142. Daß die Freude der Missionare über diesen Wandel nicht eine ganz ungetrübte ist, geht aus folgendem Bericht der „Mg. Missionsnachrichten“ hervor.

„Daß in den chinesischen Schulen durch eine Erklärung des Unterrichtsministers die Religion wieder einen Maß erhalten hat, haben wir bereits früher berichtet. Man darf freilich die Wirkung eines solchen Erlasses nicht überschätzen, denn der Einfluß der Zentralregierung ist nicht so weitreichend, daß ohne weiteres jede Provinzialbehörde sich dadurch bestimmen läßt. Dennoch ist es für die Mission von Bedeutung, daß nicht

mehr von den leitenden Kreisen gegen den Religionsunterricht polemisiert wird. Dabei muß freilich darauf aufmerksam gemacht werden, daß ‚Religion‘ nicht ohne weiteres christliche Lehre bedeutet, sondern auch andere religiöse Strömungen in China suchen sich diesen Erlaß zur Hilfe zu machen. Zum Beispiel versucht der militärische Machthaber der Provinz Kanton Ch’an Tsai Tong, wo er nur kann, dahin zu wirken, daß die Verehrung des Konfuzius und des Kriegsgottes wieder eingeführt wird. Wenn andere Kreise jetzt dafür eintreten, daß eifriger als bisher die alte chinesische Schriftsprache in den Schulen betrieben wird, so hängt das auch damit zusammen, daß man auf diesem Wege die alten chinesischen Religionen wieder neu beleben möchte. In jedem Fall gewinnt durch diese Maßnahme die missionarische Schularbeit in China erhöhte Bedeutung.“

Allgemein erkennt man die Bedeutung der religiösen Erziehung, heidnisch wie christlich, für die heranwachsende Jugend. Wie kommt es wohl, daß es immer noch Pastoren und Gemeinden gibt, die sich mit einer lächerlich ungenügenden Stunde Sonntagsschule gerne begnügen? M.

† Dr. A. T. Robertson. † — As we are about to go to press a notice reaches us of the death of Dr. A. T. Robertson, born in 1863, died September 24, 1934, of apoplexy. Dr. Robertson, who was professor of New Testament Interpretation at the Baptist Southern Seminary, Louisville, Ky., was internationally recognized as one of the leading authorities in New Testament Greek. M.

Der neue Diensteid in der neuen Kirche Deutschlands. — Die „Allgem. Ev. Luth. Kirchenzeitung“ von Leipzig bringt in der Nummer vom 24. August d. J. eine lange Reihe von neuen Gesetzen und Gesetzesänderungen, die die am 9. Aug. in Berlin tagende Nationalsynode der Deutschen Ev. Kirche „im Zusammenwirken“ mit dem Geistlichen Ministerium (des Reichsbischofs Kabinett) angenommen und erlassen hat.

Das ganze ist eine starke Straffung der Gewalt des Reichsbischofs. Es wird wiederholt: Soweit nur das Bekenntnis und Kultus in Frage kommen, ordnen die Landeskirchen ihre Angelegenheit selbst. In sonstigen Streitfällen zwischen Nationalsynode und Landesynoden wägt die Kirchenleitung die Stimmen. — Der Reichsbischof kann den Landesbischofen und anderen Landeskirchlichen Beamten Weisungen erteilen.

Die bisherigen gesetzlichen Verwaltungsmaßnahmen des Reichsbischofs werden in ihrer Rechtmäßigkeit bestätigt.

Die Kirche ist ermächtigt, bisherige gesetzliche und Verwaltungsmaßnahmen allgemein oder im Einzelfall mit rückwirkender Kraft für rechtsgültig zu erklären.

Die Klimax der bisherigen Gewaltmaßnahmen bildet der allen Geistlichen auferlegte Diensteid. Er lautet

„Ich, N. N., schwöre einen Eid zu Gott dem Allwissenden und Heiligen, daß ich als ein berufener Diener im Amt der Verkündigung sowohl

in meinem gegenwärtigen wie in jedem andern geistlichen Amte, so wie es einem Diener des Evangeliums in der Deutschen Ev. Kirche geziemt, dem Führer des Deutschen Volks und Staates Adolf Hitler treu und gehorsam sein und für das deutsche Volk mit jedem Opfer und jedem Dienst, der einem deutschen evangelischen Manne gebührt, mich einsetzen werde; weiter, daß ich die mir anvertrauten Pflichten des geistlichen Amtes gemäß den Ordnungen der Deutschen Ev. Kirche und den in diesen Ordnungen an mich ergehenden Weisungen gewissenhaft wahrnehmen werde; endlich, daß ich als rechter Verkündiger und Seelsorger allezeit der Gemeinde, in die ich gesetzt werde, mit allen meinen Kräften in Treue und Liebe dienen werde. So wahr mir Gott helfe!"

Den selben Eid müssen auch alle „Beamten“ der neuen Kirche ablegen. Ob das auch die christlichen Volksschullehrer miteinbegreift, wissen wir nicht.

Was soll man dazu sagen? Zunächst ist klar, daß mit einem solchen Eide jeder Pastor der neuen Staatskirche ihrem Oberhaupt mit Leib und Seele verkauft ist. Denn dieser mit seinem Geistlichen Ministerium allein ist es — nicht die etwa einer Amtsverletzung oder =versäumung angeklagten Pastoren —, der darüber entscheidet, was eine solche Verletzung konstituiert. — Nur die Milde und Epieikie des sehr sachlich und verständig scheinenden Rechtswalters Jäger könnte sie vor Willkür und Rache von seiten des Oberhauptes schützen. Daß das Gelübde die Form des Eides annimmt, wird man — nachdem man den Staat prinzipiell und praktisch seit Jahrhunderten als gottgesetzten Kirchenregenten anerkannt hat, als schriftwidrig nicht erweisen können. Ob es mit dem bisher geltenden „evangelischen“ Kirchenrecht stimmt oder nicht, entscheidet hier nichts, weil die Hitlerregierung mit Etablierung des Führerprinzips sehr klar einen Ausnahmefall darstellt und manches zum Recht erheben muß, was sonst nicht Rechtens war. Die Ungeheuerlichkeit der Forderung des Diensteides liegt einmal darin, daß sie alle Pastoren der neuen Staatskirche der Staatsuntreue verdächtigt, politische Gewalt an Stelle der brüderlichen Kirchenzucht (Matth. 18) setzt und Amtsgenossen schlimmer verknechtet, als es der Papst mit seinen Untergebenen heute noch zu tun vermag. Und das tut ein Mann, der mitten in der preussischen Union ein Lutheraner sein will. — Haben wir amerikanischen Christen die vielen Zeitungsberichte über angebliche Pastorenvergewaltigung durch den Reichsbischof als unglauwbwürdige deutschfeindliche Verleumdung zurückgewiesen, so stehen wir nach dieser Vergewaltigung beschämt vor den amerikanischen Sektenschriften da und müssen vor dem Vorwurf verstummen, daß die Deutschen nicht anders als mit roher Gewalt zu regieren verstünden, und daß es darum ein Glück für die freiheitlich denkende Welt sei, daß sie den Krieg nicht gewonnen hätten.

Was wird nun aus der Sache werden? Das weiß natürlich Gott allein, der auch der Könige Herzen lenkt wie Wasserbäche. Menschlich angesehen muß mit der neuen Reichskirche gerade das zugrunde gehen, was die noch positiv evangelischen und die lutherischen Elemente durch ihr blindes Festhalten an der Staatskirche bauen wollten: eine evangelische Volkskirche. All dieser Knebelung zutrotz sind von den 24 größeren Landeskirchen 22 bereits in die Reichskirche eingegangen.

Von den beiden noch ausstehenden, der Bayerischen und Württembergischen, mag um diese Zeit die letztere, nachdem Bischof Wurm kurzerhand abgesetzt worden ist, bereits kapituliert haben; nur der furchtlose Bischof Meiser von Bayern steht noch fest. Auch er wird fallen müssen, wenn er sich nicht fügt. Auch er steht nicht voll auf dem lutherischen Bekenntnis, auch er gehört zu den Zimmerleuten der neuen Reichskirche mit ihrem breitspurigen Bekenntnis, auch er hat weder die Pastoren noch das lutherische Volk Bayerns hinter sich. Was er gegen Ludwig Müller hat, sind nicht Bekenntnisfragen, sondern Verwaltungsangelegenheiten und der Vorwurf des Vertrauensbruchs. Damit kann er, nachdem der Führer die Maßnahmen seines Reichsbischofs ausdrücklich bestätigt hat, nichts ausrichten. Bleibt er fest, so findet sich wohl wie bei Bischof Wurm ein Vorwand zu seiner Entfernung. — Erlangen übrigens darf lutherisch bleiben, solange es den Reichsbischof und sein Regiment nicht bekämpft. Das schadet der neuen Kirche nicht und nützt den lutherischen Pastoren und deren Volk wenig. Das seit Jahren verachtete positive Zeugnis staatsbesoldeter Universitätsprofessoren, das sich doch immer nur in den Mantel der Wissenschaftlichkeit hüllt, ermangelt durch ebendiese Umstände der kirchenbildenden Kraft.

U. P.

Büchertisch.

Luther's German Bible. An Historical Presentation, Together with a Collection of Sources. Fourteen Plates. By M. Reu, Professor of Theology, Wartburg Seminary, Dubuque, Iowa. XIV plus 364 plus 225 pages, 7x5½. Blue cloth, with title in black on front cover and backbone. Price, \$4.00. — Lutheran Book Concern, Columbus.

In scholarly fashion Dr. Reu here presents and interprets the pertinent facts regarding the production of the German Bible by Luther. Much research work has been done in this field in recent years, and is still being carried on with unabated zeal. Dr. Reu is perfectly at home in this work and thoroughly familiar with the results obtained even to the most recent publications, some appearing during the preparation of his own book. Else could he hardly have produced the masterpiece in comparatively so short a space of time as was allotted him. Work was begun after January 1st of this year, and six months later the last proof sheets passed through the author's hands.

The present reviewer was especially pleased to see Dr. Reu emphasize again, as he had done on previous occasions, that no man is qualified to translate the Bible who has not in fervent faith embraced Christ crucified as his Savior. Christ crucified is the key that will unlock the Bible. Luther's Bible outclasses all previous attempts not only because he succeeded in teaching the reluctant prophets and apostles to speak idiomatic German, but because while doing so he did not permit them to drop or alter one iota of the proclamation concerning salvation through Christ, which they had been sent to deliver. The space available for a review does not permit a discussion of this important point in detail, but, God granting, a brief article on it will be published at a later date.

The book is divided into three parts. The first is an historical presentation of the pertinent facts, followed by the second part, which contains extensive notes, enlarging on some remark in the text or furnishing detailed references to the sources on which the findings as stated in the text are based. The first part covers 284 pages, while the notes cover 78. The third part, on 217 pages, presents source material for chapters one to five of the historical presentation. There are appended fourteen plates, facsimile reproductions, some full size, some reduced, of pages and initial letters from various manuscripts and printed Bibles.

The first part treats the historical material under six different heads, the notes and the source material naturally following the same order. In chapter One the author speaks of the Bible in the Middle Ages, the Latin Bible, the German Bible, and the extent of the use of

the Bible. In chapter Two he deals with Luther's personal and official relation to the Bible. Chapter Three contains the story of Luther's translation of the New Testament; chapter Four, of Luther's translation of the Old Testament and the complete Bible of 1534; chapter Five, of Luther's work on the Bible from 1534 till his death. Chapter Six, which speaks of the distinctive characteristics of Luther's German Bible, is divided into the following sub-heads: 1. The contents illuminated by Christ and Luther's own experience. 2. The form is genuine German. 3. Luther's principles as to content. 4. Luther's principles as to form. 5. The influence of Luther's Bible.

The wish with which Dr. Reu concludes the preface to his book, viz. that it may "contribute something towards a true appreciation of Luther's life work and of his German translation of the Bible", can best be fulfilled by an earnest searching of the Scripture for a nourishing of our faith in Christ, our Savior. M.

New Analytical Indexed Bible. Authorized Version, with the addition in many instances, in brackets, of the more correct renderings of the American Revised Version. A System of Helps, comprising textual revisions, analysis of the entire Bible, treatment of outstanding facts of each book, forty-two charts, contemporaneous history, a specially arranged harmony of the Gospels, a condensed dictionary of the Bible, and many other features of exceptional character and merit to facilitate the study and better understanding of the Scriptures. 1639 pages, 6x9. Different bindings, with prices ranging from \$7.75 to \$18.75. — John A. Dickson Publishing Co., Chicago.

The undersigned reviewer takes great pleasure in calling the attention of our readers to the New Analytical Bible, which according to the publishers' preface "is designed to encourage a more earnest study of the Word of God, and by the more compact and usable arrangement of materials to make the perusal of the Book a blessing and a joy."

As valuable helps may be mentioned the outline added to each biblical book, a discussion of outstanding facts of the book, and in the case of Old Testament books the references to them contained in the New Testament. The general tenor of these notes may be gleaned from the following paragraph on the Messianic Psalms, concluding two columns of detailed discussion: "Thus Christ is in the Psalms in His incarnation, betrayal, sufferings, resurrection, ascension, pre-eminence and kingship. If these psalms with their New Testament references are called in question as to their Messianic significance, there is nothing in the Old Testament that can be interpreted in Messianic terms. It is quite sufficient that Jesus declared that He is spoken of in the Psalms, and that what they say concerning Him must be fulfilled (Lu. 24, 44)." (p. 742.)

Our recommendation is, however, not to be understood as though the Bible student using the New Analytical Bible might ever safely relent in his watchfulness. Not only do little inaccuracies occur (e. g. on p. 8: "Tyndale was born 1483, a year after the birth of Martin Luther"); not only is the "Topical Study of the Bible" (p. 1481-1522) rather incomplete (There is e. g. no reference to the Lord's Supper; on election Eph. 1 is omitted; etc.), but there are actually misleading presentations. On the Sabbath there are given the following points: 1. Institution; 2. Observance; 3. Law relative to its desecration; 4. Christ's statement; 5. Works of mercy and necessity on the Sabbath; 6. The Lord's day; 7. (not 6. — typographical error) The Lord's day observed by the disciples. But in all this there is no reference to Col. 2, 16. 17, and no explanation of the real significance of the Sabbath. Misleading is also what is said concerning the "First" and "Second "resurrection" (p. 1513). On p. 1515 f. Mt. 3, 2; 18, 3; Acts 16, 30. 31 are cited as stating "conditions" of salvation. To these cases we add a statement on "Inspiration" which practically places human reason above the Bible. "No violence is done the reason in requiring it to accept what is given by inspiration since nothing is given by inspiration that is an offense to reason. If such were the case the whole assumption that what was communicated was divine would be discredited. The reason could never be induced to believe that God would constitute human reason in a way that it would instantly reject what God had revealed to it as His Word, reject it, not because it was unusual, but impossible." (p. 13)

Thus while we do not hesitate to recommend the New Analytical Bible to the discriminating student, we wish to warn the student also to exercise diligently a strict discrimination. M.

The Teachers' Guide to the International Sunday-School Lessons, improved uniform course for 1934. James R. Kaye, Ph. D., LL. D., author of the New Analytical Bible, and other books. 396 pages, 6x9. Cloth, with black title stamping on front cover and backbone. — John A. Dickson Publishing Co.

This book was received by the present reviewer after the July number of our quarterly was in the mail. However, since another volume has been announced for the coming year, 1935, written by the same author, a review at this late date may not seem entirely out of season.

The lessons are arranged in four groups, one for each quarter of the year. Group One and Two are based on the Gospel of the Kingdom, containing studies in Matthew; group Three presents prophets and kings of Israel; and group Four deals with questions of Christian life. The individual lessons are generally arranged along the following lines. The Scripture reading, headed by a well chosen

golden text and a brief reference to time and place of the story, is printed first; then follow some thorough notes on the lesson; after that special topics suggested by the lesson, also interesting sidelights on the lesson are presented, followed occasionally by suggestive questions. If the lessons are studied thoroughly, the results will be most gratifying to the student and to his class.

On the theological stand of the author, Dr. Kaye, the publishers say the following in the foreword. "In Dr. Kaye's Bible works there are some things for which he stands unqualifiedly. He stands for the divine inspiration of the Bible, that it is the Word of God. He stands for the Deity of Jesus Christ, that He is Very God and Very man. He stands for the doctrine of the Atonement, God's method of redeeming a fallen race by the saving work of Christ. He stands for the doctrine of Regeneration, Christ's doctrine of the new birth. He stands for the miraculous as set forth in the Scriptures. He stands for the doctrine of the Second Coming of Christ as positively and unambiguously taught in the Old and New Testaments as is His First Advent. Dr. Kaye is profoundly in earnest regarding Christianity. To him the Bible is greater than any ecclesiastical order."

Dr. Kaye is not a Lutheran. This is evident from his disregard of the church year. The year is mechanically divided into four quarters. During the Lenten season there is no reference to the great passion of our Lord. While on Easter Sunday there is a lesson on the Risen Christ, His ascension and the pouring out of the Holy Ghost on Pentecost are ignored. For Christmas we find a lesson on the Christian Home. — Furthermore, note his appraisal of Luther: "When the Reformation began in Germany, Luther was raised up as the destructionist, to break down erroneous doctrines and pave the way for the new order. Such men as Erasmus, Melancthon and Calvin were the constructionists of the Reformation." (p. 219) — We need not be surprised to find the following presentation of the Lord's Supper. "Partaking of the Lord's Supper is a commemorative act. Christ broke the bread and said, 'This is my body.' There should be no difficulty in understanding these words, and they do not justify the theory that a miraculous change occurs by which the bread is altered and becomes the literal body of Christ. In that upper chamber the body of Christ is before the eyes of the disciples. When He said the broken bread 'is my body' He meant, of course, that it **represents** or signifies His body. You point one to the portrait or statue of Napoleon and say, 'That is Napoleon.' According to usages of speech the expression is correct, and no one of intelligence would understand you to mean that it was actually the body of Napoleon, and would understand that you are saying that it **represents** Napoleon." (p. 379.)

If used with the proper cautions the Teachers' Guide will prove very helpful. The series of studies as announced for 1935 will contain 400 pages and sell at \$1.50 net. M.

Dr. Kaye's Letter

Mr. Buxton has handed me your reviews of the Analytical Bible and The Teachers' Guide.

You are correct in saying that I am not a Lutheran, which, however, has nothing to do with my treatment of the International System of Lessons.

This system always divided the year into four quarters. I have nothing to do with the division of the year, the lesson topics, Bible text and Golden Text. These are the work of the Educational Commission.

When you say there is no reference to the great passion of our Lord, the pouring out of the Holy Spirit, you are evidently not familiar with the work of the Commission in arranging the subjects from year to year in their method of covering the Bible within a given number of years. The schedule of 1934 takes up these themes. The 1935 schedule is related to what precedes and what follows. I have nothing to do with these matters. This system of lessons is followed by thousands of Sunday schools representing the various denominations.

If you will omit these statements that are a criticism of the Educational Commission and not of The Teachers' Guide, we will be glad to have you publish this review.

We are asking you not to publish the review of the Analytical Bible because of the exceptions we take to certain criticisms.

Referring to the section "Topical Study of the Bible," you say, relative to the Sabbath, there is "no explanation of the real significance of the Sabbath." This section is not a discussion of subjects, but a topical study of the Bible. You will not find in that section a discussion of subjects as suggested by your criticism. It is not the purpose of that section.

You ask why certain passages were not used in connection with some of the Bible topics. The passages used are strictly to the point. All passages bearing on subjects could not be used on account of space. The work had to be kept within certain bounds.

You say that the references to the First and Second Resurrection are misleading. My reply to what is a mere statement is that if there is anything misleading it must be in the Scriptures themselves, which I do not believe.

The passages used under "Salvation" (The Conditions — Matt. 3, 2; 18, 3; Acts 30, 31; He. 2, 3) state the conditions met by the sinner in receiving the benefits of Christ's salvation, and would be accepted as such by any Bible student.

That the passage on page 13 places human reason above the Bible is such a misreading of the entire statement, and so fails to grasp the whole point of what is said, that your statement appearing in a review of the Bible would be a misrepresentation of it.

Why this statement should call forth your remark is quite beyond me. The fact that God constituted us with a reason that must reject the irrational, the absurd, signifies that a revelation of God to beings thus constituted would not be something impossible of acceptance.

Our rational nature is so constituted that it must accept the axiom that parallel lines carried to infinity can never meet. When we say there is nothing in the world of things that does violence to our established order of mind, do we say we are putting reason above the order of things outside of ourselves? We say that in this respect there is no confusion, and we say the same thing with reference to reason and the Scriptures.

Let us assume that the Scriptures do contain things that are contrary to reason (I say **reason**, not experience). In that case reason would be required to accept what by the very nature of reason God designed should be rejected. That we should bring reason to the Scriptures to discover that no violence is done to reason, is to act in line with the injunction of 1 Pet. 3, 15, and to follow the example of the Berean converts.

It is because of mistaken impressions your statements would be likely to create that we are asking you to withhold the review of the Analytical Bible.

Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Aus der Heiligen Schrift dargestellt von Dr. Ed. Preuß, Professor am Concordia-College in St. Louis.

The Justification of the Sinner before God. Translated by the Rev. Julius A. Friedrich, Iowa City. Mimeographed and published in a bilingual edition by F. Allermann, c. r. m., 1335 Ardmore Ave., Chicago, Ill. Neatly bound. 207 pages, 6x9. — Price, \$2.00.

This excellent monograph on the biblical doctrine of justification, which appeared for the first time about sixty-six years ago, requires no word of comment at this late date. The present mimeographed edition, which was undertaken primarily in the interest of students who desired a copy of the book now out of print, is generally clear and legible and free from typographical errors; hurriedly fingering through the volume the undersigned noticed but one, on p. 51 in the German text. The paging is arranged in accordance with that of the second printed edition.

Order from the publisher or from Mr. A. P. C. Kell, Luth. Theol. Seminary, Thiensville. M.

The Christ of the Indian Road. By E. Stanley Jones. Price, \$1.00. The Abingdon Press.

Report of the Seventeenth Regular Convention of The Norwegian Synod of the American Ev. Lutheran Church, held in Mankato, Minn., June 6-12, 1934. 64 pages, plus 5 pages of statistical

matters. Price, 30c. — Lutheran Synod Book Co., Bethany College, Mankato, Minn.

The review editor does not know who sent him a copy of "The Christ of the Indian Road," nor for what purpose. Yet a brief mention in these columns, for that reason, would not seem entirely out of place. The book, written in 1925, immediately received a warm welcome and enjoyed a wide circulation. The first copy that came into the reviewer's hands, in December 1926, was of the 15th imprint; and to the present day the popularity of the book seems to continue unabated, the copy recently received being the 31st printing. Reviewers generally speak of it in a tone similar to that of the *Christian Century*: "It will be read and re-read in all Western communions; and is one of the memorable books in connection with the missionary enterprises of the churches." What makes the book "most compelling," or "so winning," as reviewers call it, is not merely the style of the author; there are certain truths which he presents in a masterful and gripping way, outstanding among which are the following two; first: that much failure in mission endeavors is traceable to the error on the part of the missionary of confusing Christianity and certain forms of civilization; and secondly: that the Christians' neglect to lead truly Christian lives places an almost insurmountable obstacle in the way of the Gospel. Yet, the book as a whole is not to be commended. The great central truth of the Gospel is missing. Christ is not presented as our Savior who by His vicarious suffering and death made atonement for our sins, but as the great example by the following in whose footsteps we are to be rescued from the power of sin. Even the cross is rated only as producing, like Gandhi's fasting for a lie of one of his pupils, "lashings of conscience awakened by the sufferings of the man who loved him" . . . "to bring us back to good and to God." (p. 83 f.)

Having paged through the "Christ of the Indian Road" and re-read numerous passages the reviewer turned to the "Report" of our Norwegian brethren. It contains, besides the matter usually found in synodical reports, two particularly timely and soul-refreshing essays. The first, the direct antithesis to the Christ of the Indian Road, is by the Rev. Paul Ylvisaker on "Jesus our Substitute." Here are a few sentences from the opening paragraphs: "Christianity, to the Lutheran, is faith in Christ. . . . The current religious consciousness of our land is different. . . . It is inclined to find salvation in . . . social brotherhood. . . . The one really essential fact in the Church is made to be that it teach a brotherhood of fellow-sympathy." The essayist thereupon presents the truth that we are saved by Christ's vicarious sacrifice. — The second, more lengthy essay is by Mr. P. T. Buszin, Superintendent of schools in Illinois, on "Christian Education and the Parochial School." The tenor of this essay, as well as the wealth of stimulating material it presents, may be gleaned from the following outline. "Introduction. Christian education:

significance and definition. Education by the grace of God. Education to the glory of God. Education for the service of God. Safe and valid education. Proper position and right application of the Word of God in education. Divine aim and means in education. Certainty of God's blessings in education. Conclusion."

Both essays are very timely, offering us a much needed bracing against dangers which are particularly threatening us in our day.

M.

The Individual and Society. By Alfred Th. Jorgensen, D. Th., Copenhagen. Presented at the Luther Academy Sonderhausen. Translation and Introduction by O. H. Pankoke, D. D. Paper covers. 31 pages, 6x9. Price: 25c per single copy; \$2.40 per dozen. — The Lutheran Book Concern, Columbus.

The author of this thought provoking essay sets up three theses with which he begins his investigation. They are: "Jesus Christ came to save individuals." "Family, state, and Church are sacred institutions." "Family, state, and Church, which . . . go back to the origin of the human race and were created by God himself . . . have each their special task and are entirely independent over against each other. None of them dare rule or disturb the other."

There are many statements in this essay which one may hardly subscribe to, while others readily win our approval. But everything set forth is of such importance that it demands our serious consideration.

M.

The Motion-Picture Menace. By Prof. Theodore Graebner, D. D. 28. pages. Price, 6c. — Concordia Publishing House.

This pamphlet, tract No. 123, is a reprint, "upon urgent request of many private individuals and several religious organizations," of a series of articles which originally appeared in the *Lutheran Witness*. With facile pen the author draws a vivid picture of the real character and of the demoralizing influence of the modern movies, especially on the hearts of our children; and in unmistakable tones he issues a warning call to Christians to watch for themselves and their children, and to fulfill their duty of testifying against the filthy evil.

M.

Devotions for Lutheran Schools. By Wm. A. Kramer. 107 pages 5½x7½. Cloth, with title in black on front cover. Price, 80c. — Concordia Publishing House.

This book offers 70 prayers based on Bible stories, 99 numbered and one unnumbered on lessons from the Catechism. Appended are ten prayers for special days, such as Opening day, Reformation day,

Armistice day, etc., and stanzas that may be used as morning prayers for teachers. With each prayer a hymn is suggested to be used in the school opening exercises.

When using these prayers, care must be had that the continuity of the Bible history is not lost sight of and the sacred story broken up into independent, unrelated parcels. M.

Year Book of the forty-second International Convention of the Walther League, held at Omaha, Nebr., July 15-19, 1934. Prof. O. P. Kretzmann, Editor. Paper covers. 115 pages, 6x9. Price, \$1.00. — Northwestern Publishing House, Milwaukee.

This handsome volume contains sermons, reports, addresses, minutes of the proceedings of this year's convention of the Walther League. Headquarters of the League are at 6438 Eggleston Ave., Chicago. M.

The Blessed Birth. Cantata for Christmas for chorus, quartet, and two soloists, with organ or piano accompaniment. Words selected and partly written by the composer. Music by F. Leslie Calver. Paper covers, 66 pages, upright, 7x10. Text printed also as a separate libretto. — Copyrighted by Concordia Publishing House.

This publication came to our desk as we were ready to go to press. We announce it without having had the opportunity of studying it. M.

* * * * *

Alle hier angezeigten Sachen sind durch unser Northwestern Publishing House zu beziehen, 935-937 N. Fourth St., Milwaukee, Wis.